Bagatellen,

aus

dem Gebiete

der

Poesie, Kritik und Laune.

Von

Saul Ascher.

Erster Band.

Leipzig, 1810.

bei Friedrich Bruder.

Vorrede.

Mehrentheils gewährt es dem Vater Freude, seine zerstreut lebenden Kinder dereinst um sich her sammeln, um ihnen seine Anhänglichkeit äussern zu können. Der Schriftsteller, als Vater seiner literarischen Produktionen, mag wohl auch dieses Genusses oft theilhaftig werden wollen; sonst würden nicht so viele Sammlungen

zerstreuter Aufsätze von ewigen Zeiten her, in der Literatur zum Vorschein gekommen sein.

Ich wage es nun mit den vorliegenden Bagatellen die Zahl derselben zu vermehren. Aus meiner eben geschehenen Aeusserung wird man den Bewegungsgrund hierzu abnehmen. Der größte Theil dieser Kleinigkeiten war in Journalen, Tagblättern und Taschenbüchern umher zerstreut. Die Entstehung, Bearbeitung und Vollendung derselben hat mir aber so manche angenehme Stunde gemacht, daß mich die Trennung, in welcher ich von den meisten lebte, oft verstimmte. Ich faßte daher den Entschluß, sie zu sammeln und mit

mehreren noch nicht erschienenen Arbeiten der Art in einigen Bänden herauszugeben. Zu welchem Letztern ich mich um so mehr berechtigt hielt, da der größte Theil dieser Aufsätze schon den Prüfstein der Kritik bestanden, und über ihren Werth von Kennern und Dillettanten entschieden ist.

Ich habe nun nichts mehr hinzuzufügen, als den Wunsch: daß die lesende Welt an den neuen hier erscheinenden Aufsätzen Wohlgefallen finden, oder ihnen zum wenigsten einige Nachsicht angedeihen lassen mag.

Die Kritiker fertige ich mit der Aeusserung Boileaus ab: Je puis les assurer, que tous leurs discours ne

m'obligeront point à rompre l'espece de voeu que j'ai fait, de ne jamais defendre mes ouvrages, quand on n'attaquera que les mots et les syllabes. (*Avertissement sur la dixiéme Satyre*).

Der Verfaſſer.

An Kranter . . . . . Seite 176
Frag' und Antwort 176
Die Romane 177
Die Schwalbennester 178
Linadas Schleier 181
Der Meßkünstler und der Geizhals . 182
Epistel an meinem Freund S. . . . 183
Auf den Maler Steffen 196
Auf Bav 197
An Wiedewilt 195
Der Affe und der Tanzbär 198
Auf Argus 199
Die Weiber 200
Grabschrift auf Peyrere 201
Der Doktor Star 202
Phylant 202
Auf einen lahmen Arzt 203
Lagus 203
Auf Polus 204

Auf Battus . . . . . Seite 204
An einen falschen Freund 205
Auf Damöt 205
Moses Mendelsohns Stachelgedicht auf sich selbst 206
Auf Polikarp 207
Auf Gulla 208

Prosaische Aufsätze.

Apollo und die Musen 211
Ueber Lieblings- und klassische Schriftsteller 241
Ueber eine Lessingsche Fabel . . . 273
Woher kömmt es, daß fast alle Tragiker Sujets für ihre Kunstwerke aus der Geschichte wahlen? 280

Inhalt des ersten Bandes.

Poesieen.

Der Schwan oder Apologie der schlechten Dichter . . . . . Seite 7
Der Neger und der Teufel 25
Können, Sollen und Müssen . . . 27
Der Richter und der Dichter . . . 30
An Lina 31
Panjalvin 34
Tamaryllens Feinde 39
Lied 40
Auf Stax 41
An die Menschen 42

Der Allengefällige . . . . . Seite 47
Auf einen allzuschön gemahlten Hektor. 48
An Kalliste 49
Die weisen Reichen 50
Virrurs Thaten 51
An Chloe 52
An Pekuvia 53
Die Nachtigal 54
Auf eine veraltete Schöne 57
An ein Bienchen 58
Auf Xanthus 59
Auf Blanchard 60
Dido 61
An einen Geitzhals 62
Der Löwe und der Elephant . . . 63
An die Hoffnung 65
Der alte Dichter 66
Der Trinker 68
Auf Friedrich den Großen 69

Doktor Grabeſcheit . . . . . Seite 73
Das Schaaf und das Lamm . . . 74
Der jüngſte Tag 55
Devote Bitte der Sonnettendichter an
J. H. Voß 76
Auf Laida 82
Grabſchrift auf den Arzt Hygin . . 77
Der Schwelger 85
Agenor und Guinilde 85
Auf Philopan 86
Die Wahl 87
Der Sturm 90
An die ſchöne Mela 95
Der eiferſüchtige Philant 97
Der Schwur 98
Der reiche Fuß 99
Amors Bitte 100
Bav und ſein Weib 104
Die Sonette 105

Auf Juſt . . . . . Seite 106
Weinlied 107
Der kranke Dichter 108
Auf Ligette 111
Der Baſtard 112
Die Sinngedichte an den Leſer . . 113
Antwort an eine Braut 114
Die Steine. Eine Erzählung . . . 115
Der Dichter Lilienhain 135
Der Spaß 136
Auf Polus 138
Ich und die Mädchen 139
Der Fuchs und der Haſe 140
[illegible] 142
Auf einen buckichten Dichter . . . 149
Das Regeneriren 150
Wunder der Natur. Ein Schwank . 151
Amors Schickſal 156
Die Sonne und die Schwalbe . . 158

Poesieen.

Der Schwan,

oder

Apologie der schlechten Dichter.

Statt der Vorrede.

Die Denk- und Empfindungsart der Alten, und vorzüglich der Griechen, war so verschieden von der unsrigen, daß wir uns gar nicht wundern dürfen, wenn es, selbst in ihren aufgeklärtesten Zeiten, bei ihnen für ein Dogma galt: daß der Mensch nie fähig wäre, einen Schritt zu wagen, oder vielmehr eine Handlung zu unternehmen, wenn er nicht von einem unsichtbaren Dämon dazu verleitet würde, oder was ohn-

gefähr daſſelbe ausdrücken ſoll, nicht dazu innern Beruf fühlte.

Hierauf gründeten ſich ihre Ideen, die ſie von gewiſſen guten und böſen Dämonen hatten, welche die Menſchen, auf gute oder böſe Wege zu leiten, vermögen. Und in dieſer Rückſicht ſahen ſie alle Neigungen, Handlungen und Verrichtungen der Menſchen als etwas an, das ſeinen Urſprung nicht in ihnen habe, ſondern eine Richtung von außen erhalte. — Es gab daher keine moraliſche und unmoraliſche Handlung, keine vollkommene und unvollkommene Geiſtesſtärke, die ihnen nicht, wegen ihres höhern Urſprungs, eine gewiſſe Ehrfurcht einflößte, und die ſich ihre biegſame und erfindungsreiche Einbildungskraft daher ſtets ſo lebhaft vormahlte, daß ſie

nie der Verſuchung widerſtehen konnten, ſie zu perſonifiziren und zu verſinnlichen.

Die Moral der Alten war daher etwas empfindſamer, blühender und einnehmender, als die unſrige. Sie hatte einen gewiſſen ſanften Reiz, der ſie für das menſchliche Herz einnehmender und empfänglicher machte, als die unſrige, ſie enthielt gewiſſe Prinzipien der Billigung, die innig in ihre Denk- und Empfindungsart verkettet und verwebt waren, mit denen ſie es weiter brachte und mehr wirkte, als die unſrige mit ihren Prinzipien, die alle den ſtrengſten Vernunftgeſetzen entſprechen müſſen.

Dieſer Sanftmuth, Geſchmeidigkeit und Grazie in der ganzen Denk- und Handlungsart der Alten muß eine gewiſſe an-

geborne Feinheit und Zärtlichkeit des Karakters zu Grunde liegen, die sie alles das zu empfinden fähig machte, was in der Natur, Schönes und Edles, zu finden oder anzutreffen ist. Und dieser Karakter hat sich nach und nach so ausgebildet, so verfeinert; hat, nachdem die ganze von ihnen errichtete Gesellschaft durch solche sanfte Gesetze und menschliche Regeln, geleitet worden, solch eine feste und elastische Richtung angenommen, daß wir bei keinem Volke, so ein allgemein richtiges, ausgebildetes und feines Kunstgefühl entdecken werden, als eben bei ihnen.

Dieses Kunstgefühl, vereinigt mit ihrer menschlicheren herzerhebenderen, Moralität, erweckte in ihnen eine solche Ehrfurcht gegen ihre Künstler und Dichter, und lei-

tete ſie zu einer ſolchen billigen Würdi-
gung derſelben, daß ſie, da ihre Werke ohnedies gleichſam wie für ſie geſchaffen waren, ihnen nicht allein ihre ganze Bewunderung, Verehrung, ja ſogar Liebe ſchenkten; ſondern auch ihre hohe Geiſteskraft, ihren hohen Schwung, und alle ihre großen und erhabenen Ideen und Bilder, als Eingebungen eines höheren Weſens, als Veranlaſſungen von gewiſſen ihnen günſtigen und ſie beſeligenden Dämonen betrachteten.

Natürlich mußte dieſer einzige Schwung ihrer Einbildungskraft, ihrem ohnehin lebhaften und blühenden Geiſte in dieſer Rückſicht, eine Mannigfaltigkeit von ſymboliſchen Bildern darbieten, die alles das enthielten, was uns von ihrem Helikon, ihrem

Apollo und ihren Musen bekannt ist. Allein es wäre eben deshalb auch ganz widernatürlich, wenn ihre, durch lebhafte Einbildungskraft so schön ausgeführte Tablatur der Kunst ermangelte, alles auszudrücken, was ihrer Denk- und Empfindungsart eigen war.

Sie stellten daher den Apollo Musagetes, indem sie ihn als den Vorsteher aller Künste, die sich mit dem Schönen beschäftigen, betrachteten, nicht an und für sich, sondern mit gewissen Symbolen versehen, vor, wodurch sie gleichsam die verschiedenen Wirkungen, welche die poetische Dämonen hervorzubringen pflegen, anzuzeigen suchten. — Apollo galt bei den Alten, mehrentheils allein, für den eigentlichen Gott der Dichter. Wer einen Be-

ruf in ſich fühlte, zu dichten, der mußte vom Apollo begeiſtert ſein, oder war ſein Günſtling, und man war ihm Verehrung ſchuldig.

Ich vermuthe daher, daß die Alten ſelbſt ihren ſchlechteſten Dichtern, nicht dieſen göttlichen Einfluß abſprachen. So bald jemand dichtete, war es ein poetiſcher Genius, der ihn begeiſterte, ſeine Einbildungskraft zu erheben ſuchte, und alle diejenigen Seelenkräfte in Spiel ſetzte, die zum Dichten erfodert werden. Dieſes ſcheint mir eine unumgängliche Folge ihrer Denkart zu ſein, und iſt beinahe für mich Ueberzeugung.

Sehr ſchlecht würde es aber, mit ihrem Kunſtgefühle, geſtanden haben, wenn ſie nicht, die Wirkung, dieſes poetiſchen

Dämons oder Genius, modifizirt hätten, wenn sie nicht veranlaßt worden wären, durch Symbole anzuzeigen, wer sich dieses Dämons im höchsten Grade zu bemeistern fähig oder unfähig wäre, und, kurz, kein Symbol gehabt hätten, wodurch sie die schlechten Dichter von den vortreflichen unterschieden und karakterisirten.

Ich glaube nun keine unwahrscheinliche Hypothese darzustellen, wenn ich behaupte: daß unter allen Symbolen, die dem Dichtergotte attribuirt wurden, der Schwan dasjenige Symbol war, wodurch die Alten diejenigen andeuten wollten, die sich der vom Apollo verliehenen Gunst nicht zu bedienen wußten; welche zwar hinlänglichen Beruf in sich fühlten, zu dichten, allein bei allem ihrem dichterischen Gefühle,

bei aller ihrer poetiſchen Begeiſterung, und bei aller Energie ihrer Empfindungen, zwar in ihrer Phantaſie die lebhafteſten, in ihren Verſen aber leider! die froſtigſten, kurz die — ſchlechteſten Dichter waren *).

*) Daß Plato ein Dichter war, das ſagt zwar Diogenes Laertius, daß er aber ein beſſerer Philoſoph als Dichter geweſen, das bezeugt eines Theils die Fama, und eines Theils jener Traum, den Sokrates weislich auf ihn deutete. Ihm träumte einſt: daß ein junger Schwan ſich auf ſeinen Schooß niederließ, ſeine Schwingen aber nach und nach ausbreitete, und endlich mit dem angenehmſten Geſange in die Höhe ſtieg. Als ihm den Tag darauf Plato von ſeinem Vater empfohlen ward, ſagte er weislich: das iſt der Schwan, der mir im Traum erſchien. *Dio. Laert. in Plat. c. 7.*

Die Sagen, die ich bei den, bis auf uns gekommenen, schriftstellerischen Produkten der Alten, von dem Schwane und von dessen Gebrauch in der Mythe vorfinde, werden wir meine Vermuthung bestätigen helfen.

Von dem Gesange des Schwans ward bei den Alten sehr vieles gesagt und behauptet. Einige wollen den Gesang des Schwans für sein letztes Stoßgebetlein halten; sie sagen daher: daß der Schwan nur in seiner letzten Stunde vom Apollo die Gabe zum Singen erhalte. Allein ich möchte eben so wenig, wie Lucian, in jener grauen Zeit in die Versuchung geraten sein, eine Fahrt nach dem Eridanus anzustellen, um den Schwan während

ſeines Lebens, oder in ſeiner Todesſtunde ſingen zu hören. Meiner Seits glaube ich vielmehr, daß man hierunter die löbliche Eigenſchaft der ſchlechten Dichter anzeigen wollte: bei ihrem erſten Geſange ſchon erſchöpft zu ſein, oder ihren poetiſchen Geiſt verraucht zu haben.

Bei den Griechen hieß der Schwan bekanntlich Kyknos. Er erhielt dieſen Namen von jenem Könige der Lygurier und Verwandten des unbeſonnenen Phaeton, der, als er das Schickſal von dieſem ſeinem Verwandten vernahm, auſſer ſich gerieth, und ihn ſo lange betrauerte, bis er, wie die Fabel erzählt, in einen Schwan verwandelt ward, welcher, ſetzt der Erfinder dieſer Mythe hinzu, aus Mißtrauen gegen den Sonnengott, der ihm

durch seine Stralen seinen innigsten Freund tödtete, stets auf dem Wasser seinen Aufenthalt wählte. — Giebt dieser in einen Schwan metamorphosirte Kyknos nicht das deutlichste Symbol von einem Elegien-Dichter, der seine Empfindungen wässert und gleichsam, durch den allzugroßen Zufluß von Thränen, alle Energie davon wegschwemmt?

Eben so erzählt uns auch die Fabel; daß Jupiter, um sich bei der Tochter des Thestius, der berufenen Leda, den Zugang zu verschaffen, auf den Einfall gerieth, sich in einen Schwan zu verwandeln. Bekannt ist es, daß Leda durch diesen verliebten Umgang zwei Eier zum Vorschein brachte, aus deren einem die Helena zur Welt kam, deren feurige

Augen der Hebel jener großen Unternehmungen waren, die unſern Vater Homer verleiteten, ſich unſterblich darüber zu erzählen.

Nein! ein ſchöneres Symbol, als mir hier die Fabel unter dem Schwane, von einem ſchlechten Epopöen-Dichter, gibt, kann ich mir ſo bald nicht denken: und ſie ſcheint mir daher auch beinahe dem feinen Horaz zu jener goldenen Regel Anlaß gegeben zu haben:

Nec gemino bellum trojanum orditur ab ovo.

Bei dem, in einen Schwan verwandelten Jupiter, denke ich mir einen Dichter, der große und ſchwierige Plane zwar wie jener Gott entwirft, aber ſie eben ſo

ſchlecht, wie ein Schwan, auszuführen vermag.

Die Alten haben ebenfalls den Wagen der Liebesgöttin Aphroditä von zweien Schwänen ziehen laſſen. Wieder ein ſehr feines Bild von den läſtigen Sängern der Lieder der Liebe, die, unfähig jene feinen Empfindungen der Liebe auszudrücken, durch dieſe Darſtellung gleichſam als Geſchöpfe karakteriſirt werden, die unter der Laſt der thieriſchen Liebe ſeufzen, und gleich manchen Sklaven derſelben, nur die groben, ſinnlichen Empfindungen der Liebe auszudrücken wiſſen; allein, mit den feinen ſanften, platoniſchen Nüanzen, die ihr ebenfalls eigen ſind, ganz unbekannt zu ſein ſcheinen.

Außerdem haben die Alten dem Schwane

noch verſchiedene Eigenheiten beigelegt, um das Symbol der ſchlechten Dichter dadurch noch allgemeiner und anwendbarer zu machen. — Man bemerkte an ihm eine gewiſſe Unſchuld und Frömmigkeit. O! das ſind fürwahr jene tugendſamen geiſtloſen Hymnen-Dichter, die von ſüßen Gefühlen der Gottesfurcht und Religioſität zerfließen, und davon eben ſo wenig unſerm Herzen etwas mitzutheilen wiſſen, als der Schwan. — So hat man ferner an ihm, einen gewiſſen Grad von Verſchlagenheit bemerkt, indem er unter ſeinem weißen Federgewande ſeine ſchwarze Haut verhüllt. Ein treffendes Bild jener epigramatiſchen Dichter, die in ihrem Witze ſo unbeſtimmt und ſchielend zu ſein ſcheinen, als der Schwan. — Man braucht

hn auch oft zum Vorbilde der Gelaſſenheit, indem er ſeinem Tode mit Singen entgegenſieht. Das ſind ohnfehlbar die kalten Lehr- oder didactiſchen Dichter, die ebenfalls mit einer Reihe moraliſcher Sentenzen den Stoiker ſo ſpielen, wie unſer Held. — Die Großmuth ſoll auch eine von den vorzüglichſten Eigenheiten des Schwanes ſein. Ach! in ihr verkenne ich nicht die weltbekannte Großmuth jener theatraliſchen oder dramatiſchen Dichter, die ſolchen freigebigen Aufwand auf den Bühnen machen, einige Legionen von ſpielenden Perſonen auftreten laſſen, und, um die Energie auf der Bühne zu verſtärken, ſo viel Maſchinerien darauf verſchwenden, daß Jupiter füglich noch einen Planeten mit Städten, Wäldern,

Gebirgen und Wohnungen damit verſehen könnte.

Ich glaube nun, daß dieſe ſymboliſche Deutung des Schwans ſo entwickelt iſt, daß wir nichts Ungereimtes behaupten werden, wenn wir annehmen: daß die guten Griechen auch ihren ſchlechteſten Dichtern Gerechtigkeit wiederfahren ließen, und ihnen ebenfalls, wie ihren guten Dichtern, eine Stelle auf dem Helikon einräumten. Es war in ihrer Denk- und Empfindungsart gegründet, wenn ſie wähnten, daß nur der zum Dichter fähig wäre, der von einem höhern Weſen dazu aufgemuntert, oder angefeuert ward. — Sie gaben daher ihrem Apollo, dem Schutzgotte aller Dichter, das Plektron, als ein Symbol von denen, welche die hohe

Begeiſterung, deren ſie dieſer Gott würdigte, mit aller Energie der Kunſt auszudrücken vermochten, und gaben ihm den Schwan, als ein Symbol derer, die zwar der propheti-ſchen Offenbarungen theilhaftig werden, (wes-halb dem Schwane etwas Prophetiſches bei-gelegt ward,) allein, ſie mit Würde und Kunſtgefühl auszudrücken, nicht fähig ſind.

Homer ſcheint dieſe Nüanze in einer von den Hymnen, welche ihm zugeſchrieben werden, bemerbar machen zu wollen:

Dich, Apollon, ſingt mit lieblich ſchal-
lendem Zittig,
Wenn er ſich niederſenkt zum Ufer des ſtru-
delnden Stromes,
Dich der Schwan! Und dich (ihm tönt in
den Händen die Leier)

Immer zuerſt und zuletzt des Sängers me-
lodiſcher Stimme
Heil dir König! Ich flehe dich an in mei-
nem Geſange *).

Das iſt doch gewiß eine Apologie für die ſchlechten Dichter, die ſie mir nie genug werden danken können. — Die Alten, die gleichſam mit Gefühl und Intreſſe für Kunſt geboren wurden, nahmen auch auf ſie Rückſicht; würdigten auch ſie, ihres höhern Berufes wegen; betrachteten auch ſie, als des Apollo würdige Söhne, ſetzten ſie nie herab, und erwähnten ihrer nie auf eine wegwerfende Art.

Könnte dies Beiſpiel nicht eine Aufmunterung für unſer Zeitalter ſein, auch

*) Stollberg's Ueberſetzung.

jetzt nicht mit solcher schnöden Verachtung auf die schlechten Dichter herabzusehen? Könnte dies Beispiel uns nicht ermahnen, sie als Wesen zu betrachten, die eine bessere Würdigung verdienten?

Wer jemals Beruf in sich fühlte, zu dichten, der ward Dichter. Mögen die Krittler unsrer Zeit nun die Natur anklagen, die diesen, in mancher Rücksicht schätzbaren, Köpfen ein feines, wohlgestimmtes Kunstgefühl versagt hat. Können wir wähliger, ekler in Schätzung wahrer, hoher Geistesgaben sein, als die Alten? Sie hatten ihre schlechten Dichter, sie ehrten sie, sie räumten ihnen eine Stelle auf ihrem Helikon ein, und wir —

Doch ich besinne mich. Die Alten hatten Nachsicht mit ihren schlechten Dich-

tern, und hatten Grund dazu. Damals, als ihnen noch jene Denk- und Empfindungsart eigen war, rezitiren bloß die Dichter ihre Verse, und das Publikum, oder vielmehr die Rhetoren, schrieben sie nieder, und dies gab den Gedichten, das Siegel der Vollkommenheit, war den Dichtern, ein Merkmal des Beifalls, und eine Vorbedeutung, auch für die Nachwelt noch zu leben. — Es verſteht ſich, dieſen Preis konnten nur die guten Dichter erwarten, die ſchlechten — ach! die ſtarben wie der Schwan — ſingend.

Lieber Leſer! — Füglich hätte ich mir' wenn dies Koſtume auch bei uns eingeführt wäre, das Niederſchreiben meiner dichteriſchen Kleinigkeiten erſparen können; aber ich hätte auch Gefahr laufen müſſen, ſie

von andern nicht niedergeſchrieben zu ſehen. Und dann, Heil unſrer Zeit! wo ein jeder Dichter ſo vielen Werth, auf ſeine Werke, zum wenigſten durch's Selbſtniederſchreiben legen kann, um ſich damit tröſten zu können: littera scripta manet.

Der Neger und der Teufel.

Ein Neger traf einmal den Teufel.
Wer bist du, Freund? fragt er.
„Du kennst mich ohne Zweifel
Dem Nahmen nach. Ich heiße Luzifer.“
Wie Luzifer? den hört ich niemals nennen,
Den kenn' ich wahrlich nicht.
„Ei was! den Teufel solltest du nicht kennen,
Von dem man doch mit jedem Kinde spricht?“
Du wärst der Teufel? Das muß ich gestehen,
Eh' hätt' ich dich fürwahr
Für Meinesgleichen angesehen.
Du gleichest so aufs Haar,
In Gliederbau, in Mienen und Betragen

Dem Neger, daß ich dir beinah',
Das muß ich offenherzig ſagen,
Noch keinen ſchön'ren Neger ſah'.
Doch einen Zweifel — Bei uns iſt
der Teufel immer weiß gemahlt zu ſehen,
Nicht ſchwarz, wie du mein lieber Mann
es biſt.
„Ei, ei!" entgegnet ihm der Teufel,
„Wenn die Bedenklichkeit
Allein dir einen Zweifel
An meiner Würde leiht,
So machſt du, muß ich dir geſtehen,
In Wahrheit einen fehlen Schluß.
Du wirſt mich meiſtens ſchwarz gekleidet
ſehen,
Weil ich oft in Europa hauſen muß."

Können, Sollen und Müſſen.

Das Wörtchen kann
Iſt erſter Wahn,
Den hohe Weſen,
Die uns erleſen
Zum höchſten Ziel,
In ihrem Spiel',
Uns aufzubinden
Sich unterwinden —
Um, ach! der Qual!
In freier Wahl,
Wie ſie es heißen,
Uns zu entreißen;
Ward uns verliehn
Der Trieb, zu fliehn,
Ward uns, gegeben
Das Recht zu leben.

Das Wörtchen soll
Ist erster Zoll,
Den zu erlegen —
Durch Menschen pflegen,
Durch Opferbrod
Für Armen Noth,
Durch sanfte Liebe
Für jene Triebe,
Die uns verleiht,
Geselligkeit, —
Geheime Schlingen
Uns früher zwingen,
Eh' noch den Preis,
In unserm Kreis',
Erhalten Triebe
Der Menschenliebe.

Das Wörtchen muß
Ist Bruderkuß,

Den abzuſchlagen
Wir niemals wagen.
Kaum ihr aufſeht,
Und traun! es ſteht
Ein Treſt, der Rechte
Geſell'ger Knechte
Vor euch, und miſſt
In kurzer Friſt,
Nach Fuß und Ellen,
Die Lebensquellen
Euch zu, und ſchreit:
O Menſchlichkeit!
Willſt du genießen:
So muſt du büßen.

Der Richter und der Dichter.

Einſt lud ein großer Richter
Sich einen armen Dichter,
Zum Mittagsmale ein.
Man ließ den beſten Wein
In die Pokale ſchäumen,
Ließ ſie beim Singen, Reimen,
Oft in die Runde gehn.
„Herr Rath! Ich muß geſtehn,
Sagt der berauſchte Dichter
Zu dem berauſchten Richter,
Bei ihrem guten Wein,
Fällt mir ſo eben ein:
Was ich und ſie, wir beide
Zu aller Menſchen Freude,
Beſäß ich ihren Wein,

So ziemlich könnten sein:
Sie, sie ein strenger Richter
Und ich — ein braver Dichter.“

An Lina.

Dein Spiegel Lina ist sehr rein polirt,
Du mußt darin dich ungeheuchelt sehen.
Doch sage mir, was dich verführt,
Oft halbe Tage lang vor ihm zu stehen?

Allein ich merk' es, Lina, schon.
Du willst nunmehr, gleich einer weisen Schönen,
Auf jene Reize, die dich flehn,
Mit Kälte hinzusehen dich gewöhnen.

Panſalvin.

Beinahe bis zur zwölften Stunde,
In welcher oft Freund Hain
Zu halten pflegt die Abendrunde,
Saß täglich einſam und allein
Herr Tulpian auf ſeinem Rechenzimmer,
Um ſeine Bücher nachzuſehen.

Einſt ſahe er beim Lampenſchimmer
Den Tod dicht vor ſich ſtehen.
„Erſchrecke nicht!“ Rief dieſer ihm entgegen
Mit fletſchendem Geſicht.
„Ich komme heut nicht deinetwegen,
Dir gilt es Tulpian noch nicht.“
Darauf ſchritt er zum Schlafgemache
Des Herrn Tulpians und unverweilt,
Mit fürchterlichem Hohngelache

Und toſendem Geräuſche eilt,
In einem Nu mit ſeiner Beute
Freund Hain zum Unterreich hinan.

Es ſchielte von der Seite
Den Reiſenden Herr Tulpian
In ihrem Flug nach. Mit Schrecken
Und mit Erſtaunen wähnte er
Ganz deutlich zu entdecken,
Daß ſich Herr Luzifer
In ſeinem Fang vergriffen,
Nicht ſeine Gattin — nein!
Den ſchönen Panſalvin
Sieht er durchſchiffen
Mit unſerm Freunde Hain
Die hohen Regionen;
Den ſchönen jugendlichen Paladin,
Der alle Weiber und Matronen
Mit einem Talisman zu feſſeln ſchien.

Kaum konnte Tulpian sich fassen,
So hört er seines Weibchens Tritt:
Und nickt mit einem falben, blassen
Und sogenannten Leichenkolorit,
Ach nein! In ihrer Wangen Rosenröthe,
In ihrem Zauberblick, sah er so schön
Von neuem eben seine Margarethe,
Wie einst am Hochzeittage, vor sich stehn.

„Du kannst von einem Glücke sagen,"
Begann die schöne Martha, „daß zu dir
Mich jetzt noch meine Füße tragen.
Dieß guter Tulpian verdankst du mir.
Bald hätte dir der Tod entrissen
Dein Weib, das dich so herzlich liebt,
Und dir, — das sagt mir mein Gewissen —
Die schönste Weibertreue übt."

Davon hast du mir jetzt Beweis gegeben,

Fiel hier der Gatte ein. Herr Panſalvin —
„Nicht wahr?“ Entgegnet' Marthe, „eben
Sahſt du, Statt meiner, ihn
Mit Luzifer in Lüften ſchweben?
Hätt' Panſalvin ich nicht bei mir
Gehabt, ſo wär ich um mein Leben,
Und, lieber Mann, von dir
Auf Ewigkeit getrennt geweſen.

„Dir wird doch wohl erinnerlich noch ſein,“
Fuhr Marthe fort, „aus deinem Bibelleſen,
Daß jener Vorwitz Evas nur allein,
Dem Luzifer und ſeinen Horden
Im Kreiſe der Natur die Macht verliehn,
Zu tödten und zu morden,
Und dieſe ſeine Freuden zwingen ihn,
Für mein Geſchlecht ſo manche Züge

Der Dankbarkeit zu äuſſern. Viel
Der Proben, die er mir ſchon in der Wiege,
Von ſeinem gegen mich erkenntlichen Gefühl
Verlieben, könnt' ich dir aufzählen.
Doch geſtern noch war er ſo gut
Durch ſeinen Jokei mir es zu empfehlen,
In dieſer Nacht auf meiner Hut
Zu ſein." Iſt dir dein Leben,"
Ließ er mir ſagen, „theuer, ach!
Dann wag' dich ja nicht zu begeben,
In dieſer Nacht allein ins Schlafgemach.
Mir iſt von Pluto anbefohlen,
Aus dieſem einen Sterblichen
Zum Unterreiche abzuholen.
Den welchen ich bei dir zu ſehen
Bekomme, der ſoll, dir zu Gefallen,
Zum Unterreich' Statt deiner hin.

„Hier frag' mich nicht, warum vor allen,

Zum Opfer ich gewählt den Panſalvin.
Ein Weib wie ich, das engelreine Sitten,
Als eine Zierde ihrer Gattung ſchätzt,
Sah dieſen Panſalvin in unſre Mitte
Zu unſrer Prüfung nur verſetzt;
Und manche fromme Weiberſeele,
Die ſonſt die Keuſchheit nur geziert,
Fand ſich durch tauſendarmige Kanäle,
Von ihm oft irr' geführt.

Nicht länger konnte ich's anſehen
Mit Gleichmuth, daß nun dieſer Panſalvin,
Dem keine Frau zu widerſtehen
Genug der Tugend zu beſitzen ſchien,
Aus unſerm Frauen-Kreiſe
Ein jegliches Gefühl
Für Sittſamkeit verweiſe.
Hier könnte ich ein Ziel,
Dacht' ich, dem Uebel ſetzen.

Ich bat den schönen Pansalvin,
Den hochgerühmten Weibergötzen,
Auf diese Nacht zu mir. Der Paladin,
Schon trunken vom Genuß der Schäfer-
stunde,
Erscheint. Doch Luzifer reißt plötzlich ihn
Mir von der Seite, und zum Höllenschlunde
Sahst du sie beide ziehn.
Nun, lieber Mann, wird wohl in unserm
Kreise
Der Weiber Tugend immerdar —"

Ja! Rief Herr Tulpian, in dem Ge-
leise
Verbleiben wo sie war."

Tamaryllens Feinde.

Als jüngst die schöne Tamarylls hörte,
Daß alle Palatine sich bemühn,
Weil sie nicht ihnen ihre Gunst gewährte,
Gen ihre Tugend los zu ziehn,
Schwur sie mit einem lauten Hohngelache,
Den Feinden eine schwere bittre Rache.

Ich will, sprach sie, den Feinden straks entgegen
Mit meinen stärksten Waffen gehn.
Ihr kühner Heldenmuth wird sich bald legen.
Sie sollen mir nicht lange widerstehn.
Ich will für sie ein stilles Grab bereiten;
Sie sollen mir als Nebenbuhler streiten.

Lied.

Ich lebe hier,
Wie, Gott, bei dir,
Wenn mir Zufriedenheit
Mein eignes Herz verleiht;
Wenn ich mein Mädchen schön
Kann tändeln um mich sehn.

Ich lebe hier,
Wie Gott bei dir,
Wenn ich nur Hand in Hand,
In Einsamkeit verbannt,
Bei einem Glase Wein,
Mit ihr mich kann zerstreu'n.

Kurz lebe hier,
Wie Gott bei dir,

Wenn mich Zufriedenheit,
Und Minna's Munterkeit,
Und unverdorbner Wein,
Einladen froh zu ſein.

Auf Stax.

Man ſagt, daß ſich der Skribler Stax
durch ſeine Schriften
Die er dem Drucke übergeben hat,
Bereits ein groſſes Kapital geſammelt habe.
Wohl ihm, dem guten Manne! wenn er's
that.
Nun kann, zum wenigſten auf ſeinem Grabe,
Ihm ſein Verdienſt, ein daurend Denk-
mal ſtiften.

An die Menschen.

Eh' noch Pandora den leichtsinnigen Japhiten täuschte,
Eh' sie mit allen Uebeln sich zur Menschenraze schlich,
Kurz ehe des Prometheus Kühnheit heischte
Des Donnergottes grausen Plan, und eh' er sich,

Der schwachen Menschen lastertrunkenen Geist zu überwinden,
Zu ihrem Untergang, bis auf Deukalion entschloß,
Da mußt' das ganze Heer der Laster schwinden,
Und Kottyttias Feste und ihr ganzer Troß.

Da war noch nicht der Semele gepriesner Sohn gebohren,
Der Zechen lehrt' beim Dythyrambenchor den Ehrerwein.
Da hatte noch Asträa nicht geschworen,
Ihr Sitz soll von dem Erdenrund entfernet sein.

Da waren Könige zu ihrer Ehre nicht Tyrannen.
Da war noch kein Tarquin, der trunken auf den Thron versetzt,
Befiehlt, Gygantenstärke anzuspannen,
Die alles Menschenwohl in einem Nu verletzt.

Doch als die Lasterfurien geschärfte Dolche zückten,

Mit den, in Viperngift getaucht, sie Uebel angeschürt,
Die jenen weisen Götterplan entrückten,
Den Zevs dereinst in allen Sphären eingeführt;

Da war, weil sie es so gewollt, die Wuth der Eumeniden
Des höchsten Gottes Freude. Noch wälzt immer Sysiphus
Bergan den Felsen; und es soll hienieden
Von seinen Wünschen nichts befrei'n den Tantalus.

Die Danaiden sieht man noch ununterbrochen füllen
Ihr durchgebohrtes Faß, und hört mit rauher Stimme noch

Im Fichtenwalde den Lykaon brüllen,
Gedrückt von ſeiner böſen Laſter ſchwerem
Joch.

So ſchuf die Menſchheit ſich von Ewig-
keit die grauſen Qualen,
Die ſie noch zu empfinden hat, daß auch
dem Zittiker,
Wenn ſich Appelles, ſie für ihn zu malen
Entſchlöß', ihr Anblick grauſend und er-
ſchütternd wär'.

Wenn Menſchen nur ſtets der Natur
getreu geblieben wären,
So wären ſchon die weiſen Joniens, und
die, die in
den Gärten einſt gelehrt, mit ihren Lehren
Nur Tand, und alles war geſchätzt nach
wahrem Sinn.

Allein so kann man noch das aufgeblähte Laster sehen,
Und seine ganze Brut, in Purpurmäntel eingehüllt.
Man könnt' mit Licht die Tugend suchen gehen,
Es blieb, wie einst dem Synepäer, unerfüllt

Der fromme Wunsch: daß einst die Tugend sich erkühnen möchte,
Die Lasterbrut zu scheuchen, die mit dreuster Stirne sich,
Die einst zu Sparta hochgerühmten Rechte
Der Tugend, bei den schwachen Sterblichen erschlich.

Der Allengefällige.

So wie manche Schöne
Alle Erdensöhne
Einzunehmen liebt;
Doch sich nie ergiebt,
Und bei diesem Spiele,
Die zu jenem Ziele
Ihres Daseins eilt;
Und so lange weilt,
Bis sie unversehen
Bleibt verlassen stehen:
So will Trax allein,
Allen Hülfe sein;
Spricht, als lebt er allen
Menschen zu Gefallen.
Doch noch soll, wie jene

Ungenützte Schöne,
Ein gefäll'ger Schein
Einem tröstlich sein.

Auf einen allzuschön gemahlten Hektor, von Angelika Kaufmann.

Dies wäre Hektor, der Andromache
ihr Gatte?
Hier blieb die Künstlerin der Wahrheit nicht
getreu.
Wenn sie den tapfern Hektor hier im
Sinne hatte;
So scheint's: sie wünschte; daß er auch
ein Paris sey.

An Kalliſte.

Kalliſte, ja ich ſchwör' es dir,
Vor allen Schönen ſcheinſt du mir,
An holder Schönheit vorzuragen.
Biſt von Natur, wie Lilien, weiß.
Giebſt dir nie jenen faden Fleiß,
Durch falſche Buſen zu betrügen,
Und dich in Fiſchbein einzufügen.

Suchſt nie dein ſchönes blondes Haar,
Dein edles rundes Braunenpaar,
Durch Künſteleien zu erheben.
Und um den Moden nachzuleben,
Dein edles Herz, durch Tändelei,
Und deinen Geiſt, mit allerlei
Dergleichen kleinen faden Dingen,
Von ſeiner Schnellkraft abzubringen.

Und doch biſt du, das glaube mir,
So ſchön, daß auch die Kunſt an dir,
Verehrungswehrteſte Kalliſte,
Nicht Etwas auszuſetzen wüßte.
Allein harmt es dich Freundin nicht,
Wenn es an Freiern dir gebricht?
Ach nein! Ich merk' es ſchon vor allen;
Du ſtrebſt dem Neide zu gefallen.

Die weiſen Reichen.

Verachte doch nicht auch die weiſen Reichen, Freund.
Lern ihre Denkungsart erſt kennen.
Iſt dir, ein weiſer Reicher, wahrer Feind,
Er wird dir ſeinen Reichthum gönnen.

Vitruvs Thaten.

Einſt kam Vitruv aus einem Kriege
Und lag an vielen Wunden krank.
Doch kennt man nur all' ſeine Siege,
Die er im Weingelag errang.

Nochmals ward Krieg. Vitruv ging wieder
Und hatt' den Tod davon gebracht.
Nun rühmen ihn ſchon alle Lieder:
Er ſtarb als Held — doch vor der Schlacht.

Die Grabſchrift iſt auf ihn zu leſen:
Hier liegt ein großer Held, der nie,
Wenn er bei einer Schlacht geweſen,
Dem Feinde einen Sieg verlieh'.

An Chloe
nach Horaz.

Wie eine junge Hündin auf der Flucht,
Die ganz bestürzt die treue Mutter sich,
In eitler Furcht, auf fernen Hügeln sucht,
So fliehest du auch, Chloe, schüchtern mich.

Wie sie erschrickt, wenn nur ein sanfter Hauch
Das dürre Blatt am dünnen Weinstock hebt,
Wie ihr, bewegt ein Schmetterling den Strauch,
Das Herzchen pocht, das sanfte Knie ihr bebt:

So du. Du fliehest mich wie Pfeilgeschoß.
Hältst du für einen wilden Löwen mich?
Verlasse immer nur der Mutter Schooß,
Und schenk' dem Manne, schöne Chloe, dich.

An Pakuvia.

Wie schön sind sie, Pakuvia!
Sie halten es für Schmeichelei?
Sie trauen meinen Worten nicht?
So nehmen sie den Spiegel da.
Ich bleib' dabei —
Sie glauben's nicht.

Die Nachtigall.

Eine Fabel.

Einſt wagte Philomel' an des Kroniden Thron,
Der Pfauen Zierd' ſich zu erflehen.
Mit Wohlgefallen hörte Zevs den ſanften Ton
Der Bittenden. Er konnt' nicht widerſtehen.
Er winkte, und vor ihm in einem Nu
Stand Philomel' im Pfaugewande.

Entzückt eilt ſie der Heimath zu.
Und der Gedanke, in dem Vaterlande
Mit dieſem Schmucke zu erſcheinen,
Und dort geliebt, geehret ſich

Zu ſehen, ließ alle Kräfte ſie vereinen,
Auf ihrem Fluge, inniglich
Dem Geber alles Guten, Dank zu weihen.

Doch kaum als jenes Dankgefühl
Begann ſich zu zerſtreuen,
War ſie an ihrer Reiſe Ziel.
Halt! dachte ſie, vor allen Dingen
Muß ich zu meinem Vater hin.
Was wird dem Greiſe dieß für Freude
bringen,
Wenn er in mir, wie ich jetzt bin,
Nun ſeinen Sohn erkennen,
Umarmen wird. Fürwahr!
Ganz unausſprechlich glücklich nennen
Wird er ſich wohl, wenn er ſogar
Als zweiten Phönix, mich von allen
Bewundert und geprieſen ſehn

Und hören wird. Kaum war ihr dies entfallen,
Sieht sie den Vater in der Ferne stehn.

Mit schnellem Flug eilt sie zum Alten,
Begrüßt mit sanftem Tone ihn,
„Wer bist du?“ Fragt, indem in Falten
Er seine Stirn' zu ziehn schien,
Der Greis. „Wie, du erkennst in Stimm' und Tönen
Nicht deinen Sohn, der —“ du? mein Sohn?
Und dies Gewand? — „Erflehte ich am Throne
Des mächtigen Kroniden mir.“ — Ich weiß nun schon
Genug. Hinweg! Mag dich nicht vor mir sehen —
Mein Vater!“ — Wie? du wagst es dir

Verzeihung zu erflehen?
Du haſt den Anſchein fremder Herkunft dir
Erbettelt. Gelt! Es iſt dein Plan
Nach deinen Ahnen dich nicht mehr zu nennen.
Wohlan! der Erſte will ich ſein. Ich kann
Und mag dich nicht für meinen Sohn erkennen.

Auf eine veraltete Schöne.

Es ſtralt dein feur'ges Aug' auf mich.
Ich fühle es in meinem Herzen.
Du glaubſt es nicht? — Es freuet ſich,
Daß es nichts fühlt, von deinen Scherzen.

An ein Bienchen.

Für Freundin D.

Summe, Bienchen, ſumme nur
Ueberall und überall.
Sing' dein Liedchen der Natur
Am Geſtad' am Waſſerfall',
Auf der Wieſe und der Flur,
In dem Garten, auf den Wall.

Schwinget ſich auch dein Geſang
Mit dem lauten Sängerchor,
Mit der Sphären ſüßem Klang,
Nicht ſo inniglich empor
Summe nur und ſei nicht bang,
Hört dich doch des Edlen Ohr.

Ungeſehen, ungehört,
Glaubſt du manchen Tag zu ſein.
Weiſes Bienchen ſei belehrt,
Daß nicht Aug' und Ohr allein,
Sondern auch das Herz erfährt,
Was uns pflegt ſehr werth zu ſein.

Auf Xantus.

Kommt her, ihr Armen! kommt! ruft Xantus laut,
Dies kann die ganze Stadt wohl hören.
Dann ſpricht der milde Mann mit ihnen ganz vertraut.
Glaubt ihr, er will mit bloßen Worten ſie bethören?
Dies ſagt von ihm ſein Feind —
Dies denkt von ihm ſein Freund.

Auf Blanchard
in Berlin.

Als Blanchard sich gen Himmel jüngst erhob,
Erstaunten, o Berlin! all' deine Menschenkinder.
Und jubelnd gab man ihm das große Lob:
Daß noch kein Sterblicher vor ihm geschwinder
An die erhabnen Himmelspforten kam.
Doch, Staunende, das ist mit dem nicht zu vergleichen,
Was ich von keinem Sterblichen vernahm.
Des Himmels Pforten werdet ihr auch einst erreichen,

Vielleicht geſchwinder noch. Denn wer
kann' euch
Die ſüße Hoffnung rauben? Doch, habt
ihr vernommen,
Daß jemals einer, einem Blanchard
gleich,
Vom Himmel wieder ſo geſchwind herab-
gekommen?

Dido.

Warum floh Dido in die Höhle
Mit ihrem Aeneas allein?
Entſchuldigt ihre gute Seele.
Sie wollte nicht beneidet ſein.

An einen alten Geizhals.

Dich ſah man heiter nie erſcheinen.
Von Habſucht biſt du ſtets entſtellt.
Ob Peru's Gold und Edelſteinen
Beneideſt du die ganze Welt.

Die wonnevollſte Augenweide
Iſt dir das Zählen und das Reih'n.
Für jede andre Lebensfreude
Scheint ſtets dein Herz verzäunt zu ſein.

Doch bald kommt es mit dir zum Sterben.
Wem hinterlaßeſt du dein Geld?
Ich glaube wohl gar deinen Erben?
Sag', was machſt du in aller Welt!

Der Löwe und der Elephant.

Mit drohender Miene ſprach herab von
ſeinem Thron',
Der Löwe jüngſt zum Elephanten,
Den er vor alten Zeiten ſchon
Zu einem der vertrauteſten Trabanten
Erhoben. Traun! Man weiß von dir
Mir ſchlechte Dinge zu erzählen.
Du ſollſt durch ſchlaue Ränke mir
Die beſten Plane oft verhehlen,
Und zu den ſchlechteſten, die meinem Staat'
Verderben, Untergang bereiten,
Mit ſcheinbar gutem Rath
Mich wiſſen zu verleiten.

„Wer, König! „wagte mit Beſonnen-
heit

Der weiſe Elephant ihm zu erwiedern,
„Wer hatte die gewiſſenloſe Dreuſtigkeit,
Euch den gerechten, biedern —“

Genug! Ich weiß jetzt mehr, fiel hier mit feſtem Ton
Der Löwe ein, als ich zu wiſſen
Benöthigt bin. — Ich werde für dich ſchon
Nun ſtrenge Wächter halten müſſen.
„Und Wächter auch, „wagt hier
Der Elephant mit Nachdruck ihn zu fragen,
„Für jene, denen ihr,
Mich zu bewachen, aufgetragen?

An die Hoffnung.

Ach Hoffnung ach! Verlaß mich nicht,
Geſtützt von deinem Wanderſtabe,
Schleich' ich, bei Sonnen- Mondenlicht,
Getroſter hin zum ſtillen Grabe.

Die Leiden, ach! erduld' ich gern,
Die dieſes Leben mir verbittern.
Bleib' du nur Hoffnung mir nicht fern,
Und vor dem Tod' werd' ich nicht zittern.

Miſſ' Hoffnung ich auch jetzt bei dir
Der ſüßen Lebensfreuden viele,
So leiheſt du ſie zehnfach mir,
Doch einſt an meinem Lebensziele.

Der alte Dichter.

„Hör' auf!“ ruft ihr mit Hohn“
„In deinen hohen Jahren,
Du alter Muſenſohn,
Mit deinen greiſen Haaren,
Von Liebe und von Wein
Noch jugendlich zu ſingen.
O ziehe ziehe ein!
Mit deinen kranken Schwingen.“

Was wollet ihr von mir
Ihr jungen Muſenſöhne?
O ſchweigt! und laſſet mir
Nur meine ſchwachen Töne.
Verhöhnet mich doch nur
Nicht meiner Jahre wegen;
Ein Dichter von Natur
Iſt nie als Greis verlegen.

Gönnt ihr mir meinen Wein,
So weiß ich nichts von Jahren.
Dann kann ich Jüngling sein,
Mit meinen grauen Haaren.
Laßt ihr mein Mädchen mir,
Nur an der Seite stehen
Dann könnt ihr mich mit ihr
Noch tändeln, scherzen sehen.

Und kurz vergönnt mir nur
Was ich bisher besessen.
Laßt mir die Lebensspur,
Die mir noch zugemessen,
Laßt mich bei meinem Wein,
Laßt mich bei meiner Schönen —
Dann kann ich Dichter sein,
Trotz jungen Musensöhnen.

Der Trinker.

Was plaudert ihr, ihr ew'gen Sittenrichter?
Ich soll kein Trinker sein.
Ich, hört's ihr Unberauſchte, bin ein Dichter,
Und Dichter trinken Wein.

Steht mir mein Mädchen rechts, der Wein zur linken,
Hab' ich für euch nicht Sinn.
Ihr mögt dann vor mir stehn, mir drohen, winken;
Ich seh' nicht auf euch hin.

Auf Friedrich den Großen.

Leih' Muſe mir dein Saitenſpiel, ich ſtimme an
Ein Lob dem Helden, der mit unverzagtem Muth',
Einſt ſich den Lorbeer gleich Alkmenens Sohn gewann
Der noch auf ſeinem Haupt, durch ſieben Fürſten ruht.
Zeigt mir den Helden, der ſo groß wie Friedrich war,
Der ihm in ſeiner großen Heldentugend gleicht;
Und der von ſeinem Haupt die drohende Gefahr,
Mit ſeinem unerſchütterlichen Muth verſcheucht.

Nie war wie er, in Schlacht und Lager groß ein Held,
Seit Pindar Helden sang, seit Flakkus sie erhob —
Mich zieht die tobende Bellona mit ins Feld,
Als wär' für Solon's Numa's Freund kein höh'res Lob.

Im Frieden wie im Kriege groß, bewundert doch,
Den Titus unsrer Zeit, der nur sich angestrengt,
Das Wohl der Menschheit zu entziehn dem harten Joch,
Der Barbarei, die über sie war oft verhängt.

Der stets die Zeit zum Wohle andrer abgezählt,

Und ihren Lauf, wenn nicht mit einer gu-
ten That,
Sie ward bekrönt bedauert. Der Einſam-
keit gewählt,
Die manchen Reiz, für alle groſſen Seelen
hat.

So lebt er von der Welt geſchieden,
um für ſie
Und ſeine Freunde dort zu leben. Dort
ſchuf er
Dem Menſchenrechte neue Wege und ver-
lieh
Dem trauten Freunde und dem Klagenden
Gehör.

Was ſoll ich ferner ſingen. Was? daß
Menſch, daß weiſ'
Er war? daß Pelops Enkel er als Jüng-
ling glich?

Daß er Lykurg' als Mann befolgte und
als Greis.
Auch dem Trajan an Größe, Weisheit nim-
mer wich?
Das zeugt schon die Annale, das weiß
die ganze Welt.
Hätt' ich des Mäoniden Leier, auch ich
pries,
Wie er einst Troja's Helden, ihn der
Helden Held
Den Klotho jüngst Borussa's hohem Thron'
entriß.
Ihn sollte man umringt von seiner
Thaten Heer,
In jenem Kolorite sehen, in welchem schon
Sein großer Geist, verklärt, itzt pranget,
der nunmehr
Dahin, wo Numa und wo Ankus sind,
geflohn.

Dort wandelt, ſagt ein Dämon mir,
der Held
Mit jenem Lorbeer den Bellona ihn ver-
ehrt.
Dort hat Athene ſich vertraut zu ihm ge-
ſellt,
Die ihm oft ihre Huld auf Erden ſchon
gewährt.

Doktor Grabeſcheit.

Es ſtarb der Doktor Grabeſcheit,
Was nützt' ihm auch ſein irrdiſch Leben,
All' ſeine Kranken ſind ſchon in der Ewig-
keit;
Zu ihnen muß er ſich begeben.

Das Schaaf und das Lamm.

Eine Fabel.

„Mein Kind,“ sagt' jüngst ein Schaaf zum Lamme,
„Wag' dich ja nicht zu weit in Wald hinein.
Die böſen Wölfe pflegen unſerm Stamme
Dort auf der Lauer ſtets zu ſein.“

Die Wölfe? Fragt' mit Zittern
Das Lämmchen. Ei! Was für Geſchöpfe ſind
Denn das. — „Wo dieſe, Kind, dich wittern,“
Entgegnete das Schaaf, „iſt es mein Kind
Um dich ſogleich geſchehen.

Sie tödten und verzehren dich.“
Das Tödten, sagt' das Lamm, wär' wohl
noch auszustehen
Doch das Verzehren, davor schaud're ich.

Der jüngste Tag.

A.

Am jüngsten Tage wird der Löwe mit
dem Hasen,
Verkündet der Prophet, auf einer Weide
grasen.

B.

Nun dann ist wohl der jüngste Tag
bereits gewesen,
Man braucht nur unsre Mestverzeichnisse
zu lesen.

Devote Bitte der Sonettendichter.

an

J. H. Voß.

Ein Sonett.

Warum den Haß uns, Unerbittlicher!
Was haben wir denn gegen Dich begangen?
Wer sollte, Dich, in Versekunst ein Herr
Zu übertreffen, sich wohl unterfangen?

Gehörst doch wahrlich nicht zum großen Troß
Der kleinen Meister mit Pygmäenkehlen,
Die Dir zu gleichen suchen, Meister Voß,
Im Silbenmessen und im Füßezählen.

Laß unsre Cymbeltöne uns, die nimmer
Zu überschreien Dich, o Voß! vermögen.
Ein Laut von Dir zerschmettert sie in Trümmer.

Denn Dir ward der Posaune Wirbelton;
So hört, — bist Du um Deinen Ruhm verlegen? —
Am jüngsten Tag, Dich jeder Menschensohn.

Grabschrift auf den Arzt Hygin.

Hier liegt Hygin, der zweite Hypokrat,
Der nun, zu aller Menschen Heil, den Weg betrat,
Auf welchem seine Lorbeern rühmlich prangen,
Auf dem ihm alle seine Kranken vorgegangen.

Der Schwelger.

Als Pluto's Scharfblick jüngſt auf einen
Geiſt,
Der ſich von einem Schwelger erſt geſchie-
den,
Und der mit großen Schritten dreiſt,
Und wie es ſchien mit ſich zufrieden,
Zur Pforte nach Elyſium hineilte
Und ſie ſich öffnen ließ,
In ſeiner üblen Laune weilte,
Rief er im Zorne aus: „Wer hieß
Den Eingang dieſem Schwelgergeiſt
In dieſe Wohnungen verleihen?
Fürwahr! Beinah' ihr ſtrengen Richter
weiſt

Mir dieſer Irrthum, daß der Anſchein euch
Betriegen kann. Wie ſoll man ſich erfreuen,
Des ſtrengen Rechts, das ſtets in meinem Reich'
Gehandhabt werden muß, wenn ihr
So unverſeh'n dem Laſter günſtig ſeid."

Verzeih'! Entgegnet' Minos. Wenn mit Rechten wir
Verdienen deinen Tadel, wollen wir bereit
Uns finden, unſers Amtes zu entſagen.
Man bring' den Geiſt noch einmal vor uns her.
Vor dir ſoll man ihn noch einmal erfragen
Dann ſollſt du ſelbſt ein Urtheil fällen."

Der Geiſt erſchien, man hielt Verhör

„Wer biſt du? „Fuhr ihn ernſt der Sprecher an,
„Es ſcheint aus deiner Miene zu erhellen,
Daß du die Tugend oft geradebrecht.
Geſteh' nur Alles, daß man dir nun kann
Nach Billigkeit und Recht ein Urtheil fällen."

Wahr iſt's, entgegnete der Mane,
Ich lebte ſchlecht, allein ich ſtarb gerecht.
Ich öffnete, ſeit meinen frühen Jahren,
Dem Laſter Thür und Thor, befreiet von dem Wahne,
Daß Tugend mehr als Laſter ſei. So waren
Der Wolluſt meine Tage ſtets geweiht.
Ich lebte ſchlecht. — Doch kaum hört' ich die letzte Stunde,

Mir ſchlagen, da war ich denn gleich bereit,
Um zu entgehn dem Höllenſchlunde,
All' meine Sünden,
Ganz offenherzig zu geſtehen.
Ich trauete der höchſten Allbarmherzigkeit'
Wenn ſie als Reuigen mich ſehen
Und kennen wird. Ich ſahe alle Strafen ſchwinden,
Sah' mit Vergebung mich gebenedeu't,
Ward frohes Muthes und entſchlief als ein
Gerechter Mann. Ich lebte ſchlecht,
Doch bin ich nicht gerecht verſchieden?

„So ſo!" fiel Pluto unvermuthet ein,
„Nun wohl, ihr Richter habt nach Recht
Und Billigkeit ſein Urtheil ihm verliehn.

Wohlan! Ich bin's zufrieden,
Des Schweigers Geist mag nach Elysium nur hin.

Auf Laida.

Heut feierte, an ihres ersten Gatten Hand,
Den silbernen Hochzeittag
Frau Laida, die jetzt wie bekannt,
Schon vier und sechzig Jahre zählen mag,
Nachdem die goldne Hochzeit sie, auf ihr Gewissen,
Schon vor sechs Jahren hätte feiern müssen.

Agenor und Guinilde.

Ein Bardiet.

Mit Frühlingsblumen neu bekränzt
Trat eben Guinilde hervor.
Ha! ihre rothe Wange glänzt,
Erblickend ihren Agenor.

Guinilde.

Mein Agenor! Willkommen mir!
Dein Blick verspricht mir Tapferkeit.
Mir weißsagt dieser Wink von dir,
Daß du gesiegt im heißen Streit.

Komm nun! wirf dich in diesen Arm,
Nimm hin der Liebe süßen Kuß.
Sei itzt kein Held, scheuch allen Harm,
Und wink' mir zu den Liebesgruß.

Leg' blutbespritzte Waffen ab,
Das rothe Schwert das oft erwählt,
Dem Feind in Ewigkeit ein Grab,
Das blinkend schon den Feind entseelt.

Komm nun in deine Hall mit mir
Dein braunes Haar ist ganz zerstört,
Schweiß bricht aus deiner Stirn herfür,
Von Staub ist dein Gewand verzehrt.

Und doch gefallst du mir nun so.
Du hast gesiegt, nun ruht mein Herz,
Der Feind der deinem Dolch entfloh,
Der fühlt nun des Besiegten Schmerz.

Agenor.

Dein Herz, das oft in meinem Blick,
Die warmste Liebe zu dir fand,
Weißsagte dir mein siegend Glück,
Das mir der Himmel zugewandt.

O reich' die Wang' zum Kuſſe mir,
Ein Blick voll Zärtlichkeit ſei dein.
Komm, Guinilde, komm' mit mir,
Führ' mich in deine Hall' hinein.

Bereite uns ein heit'res Mahl,
Reich friſchgereifte Früchte her,
Und Perlenmoſt in dem Pokal,
Beim Wonnekuſſe ſei er leer.

Erquicke mich mit einem Blick,
Der mich Ermüdeten erhebt,
Führ' mich in deinen Schoos zurück,
Der mich mit neuem Muth belebt.

Komm, Guinild, du theures Pfand,
Das mir der Himmel einſt verliehn.
O komm! Laß uns nun Hand in Hand,
Den Weg der Liebe wandeln hin.

Beide.

Ja wandeln wollen wir fortan,
Den Weg der Liebe Hand in Hand,
Bis uns der kalte Todtenmann,
Dereinſt ins kühle Grab verbannt.

Auf Pilopan.

Der Geitzhals Philopan,
Iſt eines Erben wegen,
Aufs Aeußerſte verlegen.
Er ſucht, der gute Mann,
Bei Armen und bei Reichen,
Vergebens — Seinesgleichen.

Die Wahl.

Jüngſt kam ein Freund zu mir,
Und ſchien mir ſehr verlegen.
„Ich komm',“ ſprach er, „zu dir,
Um mit dir Rath zu pflegen.
Bin ein für alle Mal,
Entſchloſſen bald zu freien.
Doch quält mich noch die Wahl,
Mir ſtehet zwiſchen zweien,
Der ſchönſten Schönen frei,
Die Gattin mir zu wählen.
Denk' dir, mein Freund, nur zwei
Die gleiche Jahre zählen,
Die ſich einander nicht,
An Tugend Unſchuld weichen,
Und die ſich von Geſicht,

Wie zwei Madonnen gleichen —
Kurz denk' an ihnen wär'
Kein Zug zu unterscheiden,
Wenn nicht von Ohngefähr,
Die Eine von den Beiden,
Wie eine Juno groß
Und schlank gewachsen wäre,
Die andre aber bloß
Dem Sohne der Cythere,
Dem kleinen Kupidon,
An Wuchs zu gleichen schiene.
Nun sag' mir, welche von
Den Beiden wohl verdiene,
Die Gattin dir zu sein?"

„Ich würde mit der Kleinen,"
Fiel ich dem Freunde ein,
„Am liebsten mich vereinen."

„Wie mit der Kleinen? Ei!
Da möcht' ich wohl vernehmen
Die ſtarken Gründe, die
Sie, lieber Freund, bequemen,
So ſchnell ihr Urtheil, wie
Vom Blatt', mir abzuleſen."

„Mir war," fiel ich hier ein,
Dies Wahrheit ſtets geweſen,
Das was von jedem Stand,
Von jedem Klub und Orden,
Als Regel anerkannt,
Und eingeführet worden.
Vom Kaufmann hab' ich hier
Die Regel hergenommen:
Von ſchlechtem Gut' laß dir,
Stets kleinen Vorrath kommen.

Der Sturm.

Was bleibt dem Ehemann, wenn er
Sein Geld und Gut und viele Freuden
Des Lebens hingeſchwunden, und nunmehr
Verarmt, durch viele Leiden,
Alle ſeine Kräfte aufgezehret ſieht?
Zwei Worte löſen auch die Frage:
Sein Weib. — Nicht lange her ſo flieht
Jack Seltenſtrom, gedrückt von ſeiner Lage,
Nachdem des Schickſals Laune er,
In jeglicher Geſtalt empfunden,
Und am Ziel nunmehr
Bloß mit dem Schmerze jener Wunden,
Die ihm das Schickſal ſchlug,
Zu kämpfen und zu ringen hatte,
Den Boden welcher ihn als Jüngling trug.

Als armer und bedrängter Gatte,
In einem fernen Welttheil ſich nunmehr,
Ein neues Glück und neuen Segen,
Vom Himmel zu erflehen, eilte er,
Ohn' lange Rath zu pflegen,
Mit ſeinem Weibe an der Hand,
Ein Kaufartheiſchiff zu beſteigen,
Das eben hin, nach der Brachmanen Land,
Der Zufluchtsort der feigen
Verarmten Brut, zu ſteuern, in Kanal
Die Seegel ſpannte,
Die Anker lichtete und das Signal,
Bald auszulaufen, ſchon abbrannte.

Drei ganzer Wochen ward vom Meer',
Bei gutem Wind' ganz ruhig und gelaſ-
ſen,
Das Boot dem Hafen nähr
Gebracht. Es ſeegelte dermaßen,

Daß Haupt: und Steuermann, in ihrer
Terminologie,
Bei allen Elementen hoch betheuerten,
Daß dieſes Schiff von allen die,
In dieſe Straße ſeit Vespuzzi ſteuerten,
Der ſchönſte, beſte Seegler wär'.

Doch mit der vierten Woche ſchwanden,
Die heitre Luft, der ſanfte Wind, das
ſtille Meer.
Als wenn die Elemente von den Banden,
Mit welchen die Natur ſie ſchon,
Seit den entfernteſten Aeonen,
Zu zügeln weiß, ſich loszureißen drohn,
Und einverſtanden mit den wüthendſten
Dämonen,
Ein neues grauſenvolles Ohngefähr,
Zu ſchaffen ſtrebte, ſah man ſtraks von al-
len Seiten

Der Stürme großes Heer,
Den weiten Ozean bestreiten.
Die Wellen hoben sich zur Alpenhöh' empor,
Die Donner rollten in den obern Regionen,
Und überstimmten mächtiglich der Stürme Chor,
Die mit Despotenmacht in jenen Zonen,
Zu hausen pflegen. Kurz es schien
Sich alles zu verbinden,
Als sollte, trotz des Haupt- und Steuermanns Bemühn,
Das Schiff hier seinen Untergang schon finden.

Besorgt stand nun des Schiffs Regent.
„Halo!" ruft er mit lauter Stimme,
„Kein Mittel ist mir mehr vergönnt,

Dem Elementengrimme,
Zu widerſtehen. Wollet ihr
Daß uns das Meer nicht ſoll verſchlingen,
So muß ein jeder mir,
Straks alle Dinge bringen,
Die er nur miſſen kann,
Und überflüſſig uns das Schiff beſchweren.
Der Augenſchein muß jedermann,
Bald überzeugen und belehren,
Daß wir verloren ſind wenn wir verziehn,
Von unſerm Ballaſt uns bald zu befreien."

Bei dieſen Worten ſchien
Das Leben auf dem Schiff' ſich zu ver-
neuen,
Man lief von allen Seiten hin und her,
Ein jeder holte, brachte
Was er ſich ohngefähr
Als überflüſſig dachte.

Jack Seitenſtrom nur ſtand,
Ganz ſorglos unbekümmert,
Wie einem der zum Tod verbannt,
Die fernſte Hoffnung nicht mehr ſchimmert,
Am großen Maſtbaum angelehnt.

„He Jack!“ ruft laut der Hauptmann ihm entgegen,
„Nicht länger der Geduld gefröhnt,
Ihr habt jetzt nichts zu überlegen,
Nur raſch! Bringt euren Ballaſt her.

Als wie aus einem tiefen Traume
Geweckt, eilt unſer Jack nunmehr
Mit Vogelſchnelligkeit nach dem Schiffs-raume,
Und ehe fünf Minuten noch vergehen,
Sah' ihn mit ſeinem Weib' zur Seite,
Der Hauptmann vor ſich ſtehn.

„Nun Jack werd' ich denn heute,"
Rief ihm mit aufgebrachten Sinn,
Der Hauptmann zu, „noch deinen Ballaſt
ſehen?

„O ja!" Rief Jack und zeigt auf ſeine
Gattin hin,
„Hier hab' ich meinen Ballaſt ſtehen."

An die ſchöne Mela.

Du willſt mir, ſchöne Mela, deine Verſe
rezitiren?
Ich bitte, Freundin, ſehr, verſchone mich.
Ich will von deinen Reihen nichts verlie-
ren.
Und ſie, die Muſen, ach! entſtellen dich.

Der eiferſichtige Philant.

Philant beklagt ſich über jene Wunden,
Die ſeine ſchöne Gattin ihm verſetzt,
Wenn ſie den theuren Schwur, der ſie verbunden,
Durch manchen freien Ausflug ihm verletzt.

Fürwahr! das heiß' ich ſich mit Grillen plagen.
Der eiferſichtige Philant vergißt,
Sich über ſeine Gattin zu beklagen,
Daß ſie auf ihn nicht eiferſichtig iſt.

Der Schwur.

Hört auf, o Freunde! mich zu quälen.
Ich will ein andres Leben wählen,
Nur hört mich mit Besonnenheit,
Sonst schlichten wir nicht unsern Streit.

Das will ich, Freunde, zugestehen:
Kein Mädchen ferner anzusehen.
Es giebt auch ohne Minnespiel,
Der braven, guten Dichter viel.

Doch wie? den Wein, den sollt' ich missen?
Dann, Freunde, muß ich ernstlich wissen:
Ob ich auch ohne Tropfen Wein
Noch könnte wohl ein Dichter sein.

Den Wein, den Wein wollt ihr mir
laſſen?
Doch nur die Mädchen ſoll ich haſſen?
So ſchwör' ich, Freunde, euch: beim Wein
Kann ich nie ohne Mädchen ſein.

Der reiche Fuß.

Hier iſt zum beſſern Leben,
Der reiche Fuß verſenkt,
Den Armen kann er itzt nichts geben,
Weil er itzt ſo wie olim an ſie denkt.

Amors Bitte.

Mein Vater, sprach der Sohn der Aphrodite
Zum Donnergotte — „o versage mir
Doch jetzt nicht eine nur ganz kleine Bitte;
Leih deine stärksten Donnerkeulen mir!

Was willst du Amor mit den Donnerkeulen?
Entgegnete ihm Zeve. — Mein liebes Kind,
Glaub' nicht du spielst mit jenen leichten Pfeilen,
Die nur für deinen Arm geschaffen sind.

„Ich muß," erwiederte mit stillen Thränen

Der kleine Cypripor dem Jupiter.

„Zur Donnerkeule meinen Arm gewöhnen,
Denn meine Pfeile helfen mir nichts mehr.

Kein Jüngling will mir jetzt mehr unterliegen;
Mein scharfster Pfeil sogar verwundet nicht.
Und Mädchenherzen jetzt noch zu besiegen,
Das ist ein Sieg, dem es am Ruhm gebricht.

O Vater! leih' mir beide Donnerkeulen!
Versuchen will ich es von heute an,
Ob ich mit ihnen, wie mit meinen Pfeilen,
Noch einen Jüngling überwinden kann."

Wie, Kind, du willst die große Quelle
schwinden

Verſiegen laſſen? — fällt ihm Zevs hier ein. —
Willſt Mädchenherzen nicht mehr überwinden?
Die dir einſt könnten neuen Ruhm verleihn?

Geändert haben, Vater, ſich die Zeiten,
Entgegnet' ihm der Aphroditen Sohn.
Der Mädchen Herzen ſind jetzt leicht zu leiten,
Sind leider biegſam wie ein weicher Thon.

Deswegen trotzt der Jüngling meinen Pfeilen,
Und trifft ihn einer jetzt von ohngefähr,
So ſtehen gleich, die Wunde ihm zu heilen,
Die ſchwachen Schönen alle um ihn her.

So war es nicht in meinen Jünglingsjahren,
Entgegnete ihm Zeus. Denk nur einmal
Zurück, als ich noch liebte. Ach! da waren
Der Schönen Herzen, leider! hart wie Stahl.

Ja, ja, wo sind nunmehr die goldnen Zeiten?
Erwiedert lachend ihm der kleine Wicht.
Wozu konnt dich die Liebe nicht verleiten?
Erinnerst du des Stiers, des Schwans dich nicht?

Sonst konnten Mädchen aus dem Jüngling schaffen,
Wie Phydias aus einem rohen Stein,
Bald einen Donnergott, bald einen Affen,
Er mußte stets damit zufrieden sein.

Jetzt kann der Mann mit ihnen Alles machen;
Sie können, leider' ihm nicht widerstehn.
Und was noch ärger ist: ich seh' sie lachen,
Es scheint mir bald, daß sie es gerne sehn.

Bav und sein Weib.

O goldne Einigkeit der Ehe!
Bav und sein Weib genießen sie.
Wenn Bav heut spricht — dies oder das geschehe —
Dann fügt sein Weib sehr weislich zu: ihr Nie.

Die Sonette.

Ein Sonett.

Es lebten unsre Schöpfer in den Zonen,
Wo gleich den Kindern höherer Naturen,
Gedeihen, neben Blumen bunter Fluren,
Des Gärtners Hand entbehrend, die Zitronen.

Im Busen muß der Götterfunke thronen,
Aus welchem unsern Schöpfern wir entfuhren.
Darum vermogten, dem auf unsern Spuren
Begriffnen Fremdling nimmer wir zu lohnen.

Wir sind geweihtes Bodens edle Keime,
Die in der Blühte sich Sonette heißen;
Ihm dürfte Keiner lohnend uns entreissen.

Jetzt übt an uns der Deutsche seine Kräfte;
Er dehnt und presst uns ein in seine Reime,
Und zeigt in uns nur — Runkelrübensäfte.

Auf Just.

Herr Just ist doch fürwahr ein milder Mann.
Zum Geben kann er sich zwar nicht entschließen.
Mein Beutel, sagt er, kann nicht büßen.
Ich wünsch' den Armen, Alles, was ich geben kann. —

Weinlied.

Trinkt, Brüder, trinkt Wein!
Schnell fliehen die Jahre.
Schnell greifen die Haare,
Bald pochet Freund Hain.

Dann heißt es straks: Auf!
Ihr ewigen Zecher,
Verlasset die Becher,
Zum Himmel hinauf!

Dort missen wir Wein.
Dort trinken, o Leiden!
Die edleren Heiden,
Den Nektar allein.

Der kranke Dichter.

Jüngst ließ ein siechender Apollosohn
Den Arzt zu sich bescheiden.
„Worin bestehen" fragt mit ruh'gem Ton
Der Aeskulap den Kranken, „ihre Leiden?"

Begeistert blickt der Dichterling umher,
Sein Auge strahlte Feuerfunken.
Sie fragen noch, rief er,
In welche Leiden ich versunken?

Ganz nahe war ich schon dem Styx,
ganz nahe
Dem giftgeschwollnen Cerberus.
Ich hörte schon das Rad Irions rasseln,
sahe

Die Brut des Danaus,
Verdammt zum Spott bei bodenlosen Fässern,
Und Minos Antlitz, und das Feld Elysiens —

„Mit Ihnen wird es sich bald bessern,"
Fiel ihm der Arzt hier ein. „Denn schlecht bestellt
Fand ich es nie mit Kranken, die
Sich solcher Stärke des Gedächtnisses erfreuen."
Gedächtniß? Ich? Das hab' ich nie
Gepflegt; sagt ihm der Musensohn. „Und doch verleihen
Sie mir den glänzendsten Beweis davon.
In jenen Zeilen eben,
Die Sie hier rezitieren, hat uns schon

Germaniens Horaz 'nen Ohrenschmaus ge-
geben,
Und das vor einem halben Säkulum." —
Wie? Was?
Rief der Apollosohn entrüstet,
Germaniens Horaz? Ich glaub' fürbas
Daß es, Herr Doktor, Sie gelüstet,
Mir krankem Wesen noch den letzten Stoß
Zu geben. Mich, im Schaffen und Er-
finden
Original, des Plagiats zu zeihn!
Den Schimpf werd' ich nicht überwinden —

„Ei wirklich," fiel der Arzt ihm ein,
„Sie wähnen sich für Schöpfer jener Zei-
len?
Sehr Schön! O möchte dieser Glaube sich
In Ihrem Körper auch verweilen!
Dann darf ich hoffen sicherlich.

Daß er, in meinen Arzeneien, Säften,
Sich auch bald des Bewußtseins freut,
Des Eigenthums an Kräften,
Die ihm die Kunst verleiht."

Auf Ligette

Ihr sagt, Ligette litte große Noth,
Und will sich nicht von ihren Reitzen nähren.
Sie haßt, sagt ihr, dies lasterhafte Brot.
Nun wohl! dann lebt sie ja in Ehren!

Der Baſtard.

Hinz und Kunz.

Hinz

Der feine Mann dort will zur Tugend uns beſeelen
Das wär', fürwahr! ein ſaubrer Moraliſt.

Kunz

Was könnt' dem Manne zum Tugendlehrer fehlen?

Hinz.

Sie wiſſen wohl nicht, daß er Baſtard iſt!

Kunz.

Und könnt' der nicht die Tugend auch verehren?

Hinz.

Wie Freund? Sie wollen einem solchen
Mann'
So ihr Vertrauen unbedingt gewähren,
Der Vater, Mutter, uns verleugnen kann?

Die Sinngedichte an den Leser.

Bedenken sollen wir nie tragen,
Die Wahrheit, Leser, dir zu sagen,
Das war und ist noch unser Ziel,
Doch trau uns, Leser, nicht zu viel.

Antwort an eine Braut an ihrem Hochzeittage.

Ja, Freundin, heut, werd' ich zugegen.
Bei deinem Hochzeitmahle ſein,
Doch dir verzeih' es, ſollt' verlegen,
Ich heut' in deinem Zirkel ſein.

Denn, Freundin, ſag' könnt' ich zufrieden,
Mit einem Mahle heute ſein.
Verſchenkſt du heut' nicht was hienieden,
Nicht kann das Meinige mehr ſein?

Die Steine.

Eine Erzählung.

Einſt hat ein ſo genannter Nekromant,
So ein Geſelle von der Zunft die, wie bekannt,
Durch Gaukelei, durch Blendwerk und dergleichen,
Des Weiſen und des Thoren Beifall zu erſchleichen,
Nach allen Gegenden herum zu ziehen pflegt.
In eine kleine Stadt ſein Bündchen hinverlegt.

Mit lauter Stimme ruft der wackre Zunftgeſelle

Von seiner hochgebauten Stelle:
He he! Ihr lieben Leutchen, hört
Von Seltenheiten, die euch meine Kunst gewährt!
Seht nur die Tropfen hier, die Wunder
Für Kopf und Magen thun. Gleich Zunder
Verfliegt durch sie
Kollk und Hypochonderie.
Mit Golde sollte ihr aufwiegen
Dies Tonikum, das ohne Lügen
Den Tod noch dann von uns versagt,
Wenn er uns seine Rechte anzubieten wagt.
Sagt, welche Uebel euch noch quälen,
An meiner Kunst soll es nicht fehlen,
Das könnt ihr fest versichert sein,
Nach Wunsch davon euch zu befrei'n.

Kaum hatte nun der Magier von seinem Throne
All' seinen Wunderkram mit solchem dreisten Tone
Der ganzen Stadt empfohlen, so vernimmt
Man Alles stracks für ihn gestimmt.
In jedem Klubb, in jedem Zirkel
Bewunderte und pries man seine Schnirkel.
Der Wundermann, der Nekromant
War nun bald überall bekannt.
Die Stadt? — Hör' ich den Leser fragen —
Die Stadt — ich wollt's ihm eben sagen —
War, offenherzig zu gestehn,
Kein Sparta, kein Athen.
Es war ein Städtchen, das, nach einer Sage,
Von seiner Bildung und Kultur-Anlage,

Das andere Abdera heißen muß.
Und so wie einst Demokritus
Auf Mittel, die, die Quelle aller Geistesschwächen
An seinen Brüdern abzustechen,
Vermögend wären, unermüdet sann;
So schien auch unser Nekromant
Versucht, von einem Uebel Nutzen zu erlangen,
Das jetzt im ganzen Städtchen umgegangen.

„Wie?" — Ach! da greift mir schon ein Theologe vor,
Spannt seinen Finger, spitzt sein Ohr —
„Ein Uebel hat das Städtchen angefallen?
Davon muß Luxus, Völlerei vor allen
Die nächste Ursach sein." — „Was plaudern sie,"

Fällt ein Juriſt ihm ein, „von einer Agonie,
Von der vergebens ſie, das Städtchen zu
erretten,
Mit ihren Predigten verſuchet hätten.
Mir ward durch gute Hand
Des Uebels wahrer Grund bekannt.
Nie ward das Jus — Ich höre ſchon,"
Fällt dieſem ein, ein Schüler des Hypo-
kraton,
„Daß ſie mir anzugehen
Mit ihrer Jura kommen. Sie auch ſehen
Das Uebel nicht mit klaren Augen ein.
Die Jahreszeit verpeſtete die Luft" — ſo
fein
Sie doch, (ich muß dem Spiele
Ein Ende machen, wenn ich noch zum
Ziele
Heut kommen ſoll) gelehrte Herren, nur
in Ruh',

Und hören einem ſchwachen Moraliſten zu.

Das Uebel kam nicht her von Gänden,
Die Jura ſah man auch nicht ſchwinden,
Und ſelbſt die Luft war hier ſo rein,
Wie ſie es pflegt in Jonien zu ſein.

Das Uebel war, daß alle Männer ſich entſchloſſen,
Den Eicisbeen, die ſich unverdroſſen
Zu ihren Ehehälften hingedrängt,
Und ſie mit mancher Stirnenzierd' beſchenkt,
Den offnen Zugang abzuwehren.
Kein Tag verging, ſo konnt' man hören,
Wie Männerſinn, von Eiferſucht bethört,
Froh dieſer Göttin ein Geſchenk verehrt'.

An jedem Tage publizierte man beim Männerrathe
Die strengsten und nachdrücklichsten Plakate:
Der Ehe heiliges und keusches Band,
Das man bisher sich schimpflich unterstand
In ihren Horden zu entweihen,
Von allen Flecken zu befreien.
So konnte man
Tagtäglich einen neuen Plan
Wie gegen Vestalinnen, sehen
Vom großen Männerrath' ergehen.

Bald sollte sich zum Zeitvertreib
Bei hoher Strafe nie ein Weib
Auf öffentlichen Promenaden,
Wenn sie hierzu nicht eingeladen
Von ihrem treuen Gatten wär',
Betreten lassen, bald nicht mehr

An offne Fenſter ſich begeben.
Und — kurz kein Tag war zu erleben,
Wo ſie, die Eiferſucht, nicht einen Plan
Für ihre lieben Jünger ſchaffen ſahn.

Als dieſe Sucht nun ſo von allen Seiten
Schon ziemlich auszubreiten
Und mitzutheilen ſich begann,
Erſchien zum Glücke unſer Wundermann.

Sein Ruf konnt' Alles in Bewegung ſetzen.
Es eilte, wie zu einem Götzen,
Was Fuß und Augen hatte,
Der Jüngling und der Gatte,
Das Mädchen und das Weib, zum Wundermann.

Mit großen Schritten, dem's, wie man
wohl denken kann,
An Mitteln nie gebrach,
Für seine Künste nach und nach
Sein Auditorium bald einzunehmen,
Das sich, um seine Wunder zu vernehmen,
Von Tag zu Tag in größern Trab
Nach seiner Zelle hinbegab.

Im Rath der Männer war nunmehr
zu überlegen:
Ob eines solchen Schauspiels wegen,
Wo es oft ging zu bachanalisch her,
Nicht manche Vorsicht nöthig wär'.
Und ob auch ihrer lieben Frauen Ehre
So ungehindert wohl zu trauen wäre
Bei'm Händedruck und Augenspiel,
Das sich der Eleisbe von neuem, um sein
Ziel

Bei der Gelegenheit nun wieder zu erlangen,
In Gegenwart der Männer öfters unterfangen.

Bis endlich ihre Sitzungen so weit gediehn,
Daß plötzlich die Ukase Seiten Raths erschien:
Daß Alles was nur männlich wäre, kann
Am Vormittag bei unserm Wundermann
Einkehren. Der Nachmittag aber soll allein
Für's weibliche Geschlecht behalten sein.

Mit Neide würden die Bourbone sehen
Hier den Gehorsam, den man sie erflehen
Vergebens jetzt von ihrem Volke hört.

Was iſt die Despotie nicht werth!
Hier ſahe man den Paladin ſich biegen
Und die Dulcinea ſich ſchmiegen
Nach dem Befehl der Despotie.
Und Jeder war mit der Apologie:
„Der edle Rath hat es beſchieden“
Mit ſeinem Nachbar gleich zufrieden.

Daß nun bei dieſer Suche der Wundermann
Auf Mittel unermüdet ſann,
Sich größern Nutzen zu erjagen,
Brauch ich dem Leſer nicht zu ſagen,
Wenn er von Ferne nur die Gaukler kennt,
Die unſre Zeit mit Ehren nennt.

Es war an einem Vormittag, an welchem ſich
Die Männer unſrer Stadt recht brüderlich

Bei unſerm Magier einſt eingefunden.
Als unſer Biedermann nun ſeine Kunden
So recht vergafft in ſeine Fratzen fand,
Mit denen er den Geiſtesſchwachen den Verſtand
Von Jakob Böhmens Geiſter,
(Auch ſeine hochberühmte Meiſter)
Und jedem Körperflecken ſo viel Jahre
Wie einſt der Himmel ohne graue Haare
In jener goldnen Zeit Methuſela verliehn,
Mit dreiſter Miene zu verſprechen ſchien:
Holt er, um eine Probe abzulegen,
Daß er doch des Gewinnſtes wegen
Von ſeinen Wundern nicht
Mit ſolchem Ruhme ſpricht,
Sich einen großen Kaſten voller Steine.

„Vom Induſtrande bis zum Rheine

Wird man ſich ſolchen Stein" — begann
Mit unverſchämter Dreiſtigkeit der Zauber-
mann,
„Vergebens ſuchen. Die alten Weiſen
Vom Zoroaſter bis auf Paracelſus
preiſen
Nach ſchon bekannten Kräften ihn.
Doch, Freunde, mir war es verliehn,
Aus ihm für unſre böſen Zeiten
Die wunderbarſte Kraft zu leiten."

„Nehmt ihr nur einen ſolchen Stein
Und legt — doch Freunde euch allein
Sag' ich es hier ganz in Vertrauen —
Und legt im Schlafe euren Frauen
Ihn auf den Buſen hin;
So werden ſie, durch dieſen ſechſten Sinn
Bethört, ſich nicht enthalten
Euch die geheimſten Falten

Und Schlingen ihres Herzens unverstellt
Anzuvertrauen.“ — Betroffen fällt
Ihm hier der eifersücht'ge Haufen ein:
„O zeigt uns doch den wunderbaren Stein!
O gröſester der Weisen!
Nun können wir uns glücklich preisen,“
Raunt freudenvoll das eifersücht'ge Chor
Einander sich ins Ohr.
„Jetzt haben wir den echten Talisman,
Dem wir schon längst entgegensahn.“

Der abgefeimte Wicht, dem es an gutem Willen,
Den Wunsch erhitzter Thoren zu erfüllen,
In dieser Welt noch nie gebrach,
Schien zwar, mit ein'ger Mühe allgemach
Dem Wunsche seiner Jünger nachzuleben.
Doch, wollte Gott! daß allen, welche geben,

Ein ſolches frohes Herz verliehen wär',
Daß ſie das liebe Geld nicht unverdroſſener
Dem Darbenden hingäben, als hier dieſer Steine,
Die man vom Induſtrande bis zum Rheine
Vergebens ſuchen ſoll, den Thoren zugeſtand.

Wie froh war unſer Nekromant,
Als er, indem er das Begehren
Berauſchter Thoren zu gewähren,
Hier mit der Miene eines Xenokrat
verſprach,
Die wunderbaren Steine allgemach
Von jenem eiferſüchtegen Troß, der ungeſchliffen
Nach ihnen ſich gedrängt, vergriffen

Und in vollem Eifer ſie beinah
Sich aus den Händen reißen ſah.

Es läßt ſich wohl von ſelbſt erwägen,
Daß unſer Held des Beifalls wegen
Den leeren Beutel nicht vergaß,
Den ihm, bei dieſem Spaß
Mit gutem Willen
So ziemlich anzufüllen,
Der ganze Schwarm ſich einverſtand.

In einem Nu ſah' unſer Nekromant
Den ganzen Haufen ſich empfehlen;
Der nun mit Ungeduld zu zählen
Die Augenblicke ſchon begann,
Die Kräfte, die der Wundermann
Gewagt den Steinen beizulegen,
Mit eignen Sinnen zu erwägen.

Kaum ſchlief ein Weib denſelben Tag
Die Augenlieder nur, ſo lag
Auch gleich ein Stein auf ihrem Buſen.
Allein — Sagt was geſchah, ihr holden Muſen —
Vergebens horcht der gute Mann,
Vergebens ſtrengt' er ſeine Sinne an.
Umſonſt dreht er den Stein von allen Seiten,
Er ſieht und hört nur Heimlichkeiten,
Die ihm ſchon, ohne ihn ſo zu bemühn,
Sein Weibchen längſt verliehn.

Ermüdet endlich, ſich bei ſolchem Hören
Und Sehen länger zu belehren,
Sah man die Männer alle bald darauf
Von allen Seiten hin in vollem Lauf

Zu ihrem Wundermanne eilen,
Und ihm ihr Staunen mitzutheilen.

Kaum waren sie dort angelangt, be-
gann
Ihr Sprecher: „großer weiser Mann!
Hier bringen wir euch eure Steine,
Wir probirten sie, doch keine
Der Kräfte haben wir an ihnen finden
können.
Die ihr, Herr Doktor, habt gewußt uns
herzunennen.“

„Wie so?“ fiel ihnen unser Magier
hier ein,
„Könnt ihr des schon versichert sein?“

„Wir müssen's euch.“ fuhr jener fort
„vertrauen,

Daß wir an unſern eignen Frauen
Mit euren Steinen den Verſuch gewagt,
Doch nichts ward uns geſagt
Von den geheimen Ränken
Und den berufnen Liebesſchwänken,
Mit denen ſie uns oft bethört —
Und kurz, wir haben nichts geſehen, nichts gehört."

„Wohlan, geſchätzte Freunde," fiel hier ihnen
Mit ſanftem Ton und ſchalken Mienen
Stracks unſer Nekromante ein,
„Hieraus ſoll wohl zu ſchließen ſein:
Daß nun von jener wunderbaren Gabe,
Die ich an meinen Steinen euch empfohlen habe,
Nicht die geringſte Spur zu finden wär'?
Da irrt ihr, Freunde, wahrlich ſehr.

Der Stein wird unſern Wunſch nur dann erfüllen,
Wenn er uns Heimlichkeiten zu enthüllen
Und zu verrathen weiß.
Daß, liebe Leutchen, er, troß euerem Geheiß
Euch keine Heimlichkeiten itzt verliehen,
Hieraus müßt ihr vielmehr die Folge ziehen:
Daß keine Heimlichkeiten zu verrathen waren,
Habt ihr nun nicht durch meinen Stein erfahren,
Was euch noch keine Kunſt gelehrt:
Daß eure Ehe nicht durch Untreu wird entehrt?“

Jetzt ſah' man alle mit dem feſten Glauben,
Den ihnen keiner hätte können rauben:

Die beſte Schöne im Beſitz zu haben,
Nach Hauſe voller Freuden traben.
So ſtellte ſich die Eiferſucht nicht wieder
ein;
Und dies vermochte nur der wunderbare
Stein.

Der Dichter Lilienhain.

Dem Wieland ſchickt der Dichter Lilien-
hain,
Stets ſeine Verſe durch zu ſehen,
Um ſich, wie jener Trunker, den Sonnen-
ſchein
Vom Alexander zu erflehen.

Der Spatz.

Eine Fabel.

Einst hatte sich in einem Hain
Ein junges Spatzchen eingefunden.
Das Wesen dünkte sich sehr fein,
Und vieles wollt' ihm dort nicht munden,
Es sah' mit stiller Einfalt nur,
Den Adler, den Hochherzigen, sich regen,
Mit ernstem Blick die Eule, jede Spur
Der weisen Schöpfung, um sich her erwägen;
Und hört, in leisem Harmonienton
Der Nachtigallen Stimme sich erheben.

„Was ist das," rief mit Hohn
Das Spatzchen, „hier doch für ein Leben!

Gewandert bin ich ſchon durch manchen
Staat;
Die Krankenſtille hab' ich nirgend vorge-
funden.
Zum Glück führt mich das Schickſal her,
Den Lebensfunken bei Euch aufzuſchüren.
Ich will — vergönnt mir nur Gehör —
In Eurem Kreiſe . . . . . rezenſiren."

Gehör? fiel ihm die Eule ein. Mein
Kind,
Sag, wie viel Zeit haſt Du zurück zu-
legen
Bis Stimm' und Bart gereift Dir ſind? —
Die laß uns, Deinen Antrag zu erwägen.

Wem fallen hier nicht manche junge
Krittler ein,
Bei unſerm jungen Spatzen?

Doch dieſer ſchwieg, und jene — nein!
Betäuben uns mit ihrem Schwatzen.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Bedenken,
Sich Polus um ſein Leben brachte.
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was beſſer wär' — erſchießen oder henken.

Ich und die Mädchen.

Einſt fragt' ein Mädchen mich:
Kannſt du mich Jüngling lieben?
Ich unerfahren noch,
Ward roth und floh von dannen.

Nun ward ich endlich dreiſt,
Ein Mädchen ſo zu fragen.
Sie ſchwieg, ward böſ' auf mich,
Und floh und wollt nichts hören.

Nun flieh' ich ſie nicht mehr,
Und ſie mag mich nicht fliehen.
Ich wag's ſie lacht und bleibt
Sie fragt und läßt mich fragen.

Der Fuchs und der Hase
Eine Fabel.

„Ich denke," sprach der Fuchs zum Ha-
sen, „morgen
Mein Herzens Freund für dich
Auf eine gute Art zu sorgen.
Du sollst durch mich
In großen Rath dich bald befördert sehen.
Ich hab' dir schon der Stimmen viel
Durch Ränke, Bitten, Flehen
Gewonnen, um mein Ziel
Ohnfehlbar zu erreichen.
Hab' selbst den Löwen deinen Biedersinn
Und deine Weisheit ohne gleichen,

So sehr empfohlen, daß ich fest versichert
bin,
Er wird dir seine Stimm' nicht vorent-
halten."

„Wohl! Guter Isegrim! Fiel hier der
Hase ein.
„Daß heiß' ich gegen seinen alten
Großmüthigen Freund noch edel sein."

„Doch soll sich unser Handel nicht zer-
schlagen,"
Fiel hier der Fuchs dem Hasen ein,
„Darfst du mir den Gefallen nicht versa-
gen —"
Der wäre? fragt' der Hase. — „Einzig
und allein
Den Ruf großmüthig auszuschlagen."

Der Nachtwandler.

Kaum ſiebzehn Jahr' war Suschen alt,
Als ſie gewählt ſchon hatte,
Sich einen Jüngling, ſchöngeſtalt,
Der einſt ſollt' ſein ihr Gatte.
Und Junker Stauf, ſo nannt' er ſich,
Der konnte lieben, koſen.
Und war ſo ſanft, ſo ſchmeidiglich,
So friſch wie Frühlingsroſen.

Mit ihm lebt Suschen bald ein Jahr
Im feſteſten Vertrauen.
Das nahm nicht Vater, Mutter wahr,
Das konnt' kein Fremder ſchauen.
Wenn Alles ſich begab zur Ruh,
Kam Junker Stauf zu gehen,

Sprach ſeinem ſchönen Suschen zu,
Da 's Keiner konnte ſehen.

Sie öffnet leiſ' das Fenſter dann,
Dem Lieben ſich zu zeigen,
Winckt ihm, ſetzt eine Leiter an,
Ihr Fenſter zu erſteigen.
So ward dann, kaum war er hinein,
Der Liebe Feſt gefeiert.
Und bei dem keuſchen Mondenſchein
Der Liebe Schwur erneuert.

Doch, als ſchon manche halbe Nacht
So ward mit Händedrücken,
Mit Schnäbeln, Tändeln hingebracht,
Und ſiehe! Vor Entzücken
Wird Ritter Stauf und Suschen ſchön
Einſt, Hand in Hand geſchmiegt,

Beim Schnäbeln, Tändeln unverſehn,
In ſüßen Schlaf gewieget.

Ach der empfindet wahrlich nicht,
Was ihm das Glück verliehen,
Dem es in ſolchem Schlaf' gebricht,
An ſüßen Phantaſieen.
Auch Junker Otauf gebrach es nicht,
An ſüßen Träumereien.
Auch ihn begann ein Traumgeſicht,
Im Schlafe zu zerſtreuen.

Er wähnt bei Suschen nicht zu ſein,
Und wünſcht ſie jetzt zu ſehen.
Um ihrer Liebe ſich zu freu'n,
Und ſeine zu geſtehen.
Und dieſer Wahn beſtärkt ihn ſo,
Das unvermerkterweiſe,

Er ſtraks aus ihren Armen floh,
Und gleich antrat die Reiſe.

Er flieg im vollen Schlaf, dies kann
Nur freilich ſolch ein Ritter,
Zum Fenſter h'naus und ſprang alsdann,
Aufs nächſte Gartengitter,
Da lief er philoſophiſch h'rum,
Und machte ſchöne Faxen,
Und Bogen mit den Händen, krum
Wie Sonnenparalaxen.

Dies Schauſpiel' währte nach und nach,
Ein paar gevollte Stunden,
Indeß der Morgen allgemach,
Sich friedlich eingefunden.
Die Mutter Johne ſtand nun auf,
Erſtaunet als ſie ſiehet,

Daß Ritter Stauf zum Fenſter 'nauf,
Nach Suschens Zelle ziehet.

Es tobte, lärmte Mutter John',
War auſſer ſich vor Schrecken.
Verſprach dem Ritter derben Lohn,
Eilt Vater John zu wecken.
Nun liefen ſie zum Zimmerlein,
Die Thür' gleich einzulegen.
Sie ſchlagen, lärmen, pochen, dräu'n,
Doch keiner wollt ſich regen.

Indeß kam noch mehr Volk hinauf
Das Lärmen zu entdecken.
Und während dem macht Suschen auf,
Denkt nur ihr gräulich Schrecken.
Der Ritter kam in's Fenſter h'nein,
So wie er ward geboren.

Und Vater, Mutter hört ſie ſchrei'n
Nun hält ſie ſich verloren.

Doch ſo erſchrocken ſie auch war,
Eilt ſie gleich, ihren Lieben,
Ihn zu entreiſſen der Gefahr,
In ihren Schrank zu ſchieben.
Kaum aber war der Ritter h'nein,
Sah' ſie die Thür' aufſprengen,
Darauf in einem Nu herein,
Den ganzen Troß ſich drängen.

Man ſucht gleich Alles eifrig nach,
Denkt nun ſchön Suschens Schrecken.
Denkt ihren Harm, dem nichts gebrach,
Als ihn noch zu entdecken.
Und endlich wird der Paladin,
Zum Staunen vorgefunden.

Sein großer biedrer Ritterſinn,
War nun vor Schreck verſchwunden.

Kein Wort und keinen Laut war er,
Vermögend vorzubringen.
Er ſchien wie ein Ohnmächtiger,
Verzweiflungsvoll zu ringen.
Mit Ehren ſchlug man gleich hinaus,
Nachtwandler Stauf mit Stöcken,
Und Suschen ſtarb bei dieſen Straus,
Bald drauf vor großem Schrecken.

Ihr Mädchen höret die Moral
Von dieſer feinen Mähre.
Vertrauet eure Ehre all
Nicht ſtets dem Ohngefähre.
O prüfet erſt Gedank und Herz!
Eh' ihr euch, Traun! ergebet,

Auf daß ihr solchen herben Schmerz,
Wie Suschen, nicht erlebet.

Auf einen bucklichten Dichter.

Die Musen pflegen denen,
Die ihrem Dienst sich weihen,
Gleich allen edlen Schönen,
Geschenke zu verleihen,
Auch dir, o großer Musensohn!
Verehrten sie — den Helikon.

Das Regeneriren.

Was heißt Regeneriren?
Fragt einst ein Handwerksmann.
„Er weiß," sagt ihm ein grundgelehrter Mann,
Der ihm das Ding zu definiren
Von freien Stücken sich erbot,
„Doch ohngefähr, was beim Kastriren
Geschiehet und entstehet." — Sapperlot!
Das hieß regeneriren?
Fällt ihm der gute Mann hier ein.
„Das Eigenthümliche von beiden
Müßt ihr" erwiedert' jener, unterscheiden —
Hier wird die Stimme grob, dort wird sie fein.

Wunder der Natur.

Ein Schwank.

Von vielen Wundern der Natur
Wißt ihr gewiß zu ſagen,
Die Trembley, Bonnet und Reaumur
Beliebten vorzutragen.

Entdeckt ſind ſie noch alle nicht,
Das werdet ihr auch wiſſen.
Weil uns noch fehlt das große Licht
Das wir ſchon längſt vermiſſen.

Indeß will ich ein Konvolut
Von Wundern offenbaren,
Die jener großen Forſcherbrut
Nie vorgekommen waren.

Sah einen Stern einſt in der Welt
Dem Kält' und Wärm' nie fehlt,
Der manch Geſchöpf recht warm erhält,
Mit Kält' doch manches quält.

Und ein Planet war dieſer Stern,
Auf dem ich wandeln ſahe
Der Völkchen viele ſchon von fern,
Ich mußt' ſie ſehen nahe.

Ich ſah ein Völkchen dieſer Welt,
Begabt mit ſieben Sinnen.
Und dennoch konnt es ſo erhellt
Geſcheutes nie beginnen.

Denn ward mir noch ein Volk bekannt;
Wer könnt es noch entdecken?
Des ganzes Wiſſen nur beſteht:
In Riechen, Fühlen, Schmecken.

Und dann hab' ich ein Volk entdeckt,
Das konnt nicht ſehen, gehen
Das mußte ſich, (wie ihr erſchreckt)
Im Kreiſe immer drehen.

Sind das nun nicht der Wunder viel?
Müßt ihr mir's nicht geſtehen?
Ihr traut nicht meinen Federkiel?
Ihr wollt mit Augen ſehen?

Wohlan! Was gebt ihr mir dafür,
Wenn ich ſie euch hier zeige?
Wenn ich die fernen Wunder hier
Euch mahle nach der Reige?

So ſammelt mir doch nur recht viel,
Dukaten-Ueberſchriften.
Ich will von einem Wunderſpiel
Eine Inſtitut hier ſtiften.

Dann soll euch ohne Müh' hier stehen,
Was ich nach großen Leiden
Und vieler Drangsal erst gesehen;
Sollt Kopf und Herz d'ran weiden.

Versammelt seid ihr Herren nun;
So kommt mir doch nur näher.
Beliebt auf Bänken auszuruhn,
Und seht auf mich, den Seher.

Merkt auf wo meine Hand hinzeigt,
Da müßt ihr sehen können,
Den Stern, den ich, wo er sich neigt,
Theologie hört nennen.

Zuerst zeigt sich ein Völkchen euch
Auf diesen fernen Balle,
Benamt ist dort sein mächt'ges Reich
Die Fanatisten Halle.

Dann ist zu sehen euch vergönnt, —
Doch nur durch die Lorgnette —
Ein Völkchen, dessen Staat man heißt
Die Proselitenkette.

Und endlich muß ein Volksverein
Sich zeigen eurem Blicke,
Des Boden dort heißt allgemein
Naturalisten-Klique.

Ich glaub' ihr habt der Wunder viel
Für euer Geld gesehen.
Ergötzt hat euch mein Wunderspiel
Das müßt ihr mir gestehen.

Zum Frühling eil' was ich kann
Um Wunder aufzujagen;
Zum Herbste komm' ich wieder an
Um sie euch vorzutragen.

Amors Schicksal.

Ein Schwank.

Ihr wißt, wie, leider! hier auf Erden,
Die edelsten Geschenke der Natur,
Von groß und klein, besudelt werden.
Es liegt im Wesen der Kultur,
Geschöpfen, die durch andre Pflege
Als durch die ihrige gedeihn,
Verfolgerin, oder auch auf andrem Wege,
Zum größesten Verderben stets zu sein.

Nehmt dies für keine Grille.
Ein jeder der mit eigenen Augen sehen
kann,
Und selbst der sich die Brille,

Zum Sehen holen muß, kurz Jedermann
Wird dies in Facto wohl gegründet finden.

Ich weiß es giebt der Krittler viel der Zeit,
Die sich stets als die Weisesten verkünden,
Und mit der Miene der Bescheidenheit
Bei jeglicher Kathegorie — wie unsre Philantropen
Derzeit, Exempla gratia ein Konterfei
Dem Schüler selbst von Regenbogen,
Zum Besten geben, — gerne allerlei
Besehen und Befühlen wollen,
Eh' sie mit gutem Grund'
Uns ihren Beifall zollen.
Für diese will ich nun, von Tausend und
Viel mehreren Fällen,
Die Liebe itzt, als ein von der Kultur
Verfolgtes Kind aufstellen.

Sagt mir: auf welcher Flur
Seht ihr noch wie in alten Zeiten,
den kleinen Cypripor so frei
Und ungehindert daher schreiten?
Die goldne Zeit! Sie ist vorbei.
Vermummt und auf Schleichwegen,
Sieht man ihn nun, verrufen und verbannt,
Umher sich treiben, und bei Wind und Regen
Muß er oft, unerkannt
Zu bleiben, sich in Kneipen flichten,
Um dort dienstbarer Phrynen Huld,
Verworfnen Wichten,
Und Gaunern, zu verleihn, und mit Geduld,
Bei ihren Bachanalen und Gelagen,
Den Spott die Neckerei
Von ihrem Schlag' ertragen.

Führt ihn bei dieſer Streiferei,
Ein Ohngefähr zu einer Pforte,
Wo Sittlichkeit und Tugend ihren Aufenthalt
Erkohren. Ach! Wie viel der Worte
Muß er oft dann, wenn er nicht kalt
Sich abgewieſen ſehen will, verlieren.

Das Sprödethun iſt Geiſt der Zeit.
Der Jokey, ſelbſt die Zofe führen,
Zur Thür ihn mit Kaltblütigkeit
Gleich wieder 'naus, wenn er nicht ihren Launen
Entgegen kommt. Nun freilich da geſchieht,
Es oft, daß er, trotz allem den Poſaunen,
Die ſtets von ſeiner Ungezogenheit ihr Lied
Anſtimmen, bald auf Seitenwegen von dem Zöfchen

Nach ihrem Kämmerlein, beim Mondenschein',
Gleich einem frommen Schäfchen,
Geleitet wird. Von diesem Kämmerlein,
Weiß er sich oft, belebt von seinen Plänen,
Den Weg mit viel Schalkhaftigkeit,
Zu den Gemach der edlern Schönen
Zu bahnen, über deren Sprödigkeit
Bald das erfahrne Alter euch mit Argusblicken,
Bald der Schönen Eigensinn,
Trotz einer Flut platonischen Entzücken,
Den Sieg verscheuchen wird.

Hat nun der kleine Mann sich dort erst eingenistet,
Ach! Dann wird selbst der Wirth,
Kurz bald das ganze Haus, oft überlistet.
Nach seiner Laune, nach seinen Grillen

Ißt, ſchläft, trinkt und ſpielt
Das ganze Haus. Im Stillen
Treibt er ſein Weſen und erzielt,
Was die Natur ihm vorgeſchrieben.

Allein die Rigoriſten unſrer Zeit,
Die oft mit ihm im Trüben
Zu fiſchen ſich doch nicht geſcheut,
Verſtehen allzugut die Maske anzulegen,
Wenn ſie es merken, daß man Miene
macht,
Auf ihren abgelegnen Wegen, —
Wo ſie in mancher dunkeln Nacht
In puris naturalibus zu treffen wä-
ren, —
Sie zu beſchleichen. — Doch was thuen ſie?
Ganz ſchlau verſtehen ſie mit Ehren
Sich ſtets zurückzuziehen, und mit Apathie

Bei Groß und Klein den Saamen auszu-
streien,
Den armen kleinen Wicht
Mit seinem Reiche zu verschreien.

Straks muß die Tugend, wider Recht
und Pflicht,
Und bei dem besten Willen,
Dem mütterlichen Schoos und dem Gefühl
Für ihr vorzüglichstes Geschöpf, im
Stillen
Entsagen, blos um endlich nicht zu viel,
In aller Menschen Augen zu verlieren.

Wird dies als zugegeben angesehen, und
kann
Man ohne Anstand abstrahiren,
Daß leider jetzt der schönste Plan,
Den Amor oft mit zweien Herzen

Verfolgen will, den ſchändlichſten Verdacht
Erregt, ſo wird man's nie verſchmerzen,
Daß die Kultur uns hat dahingebracht,
Mit unſerm Haſſe den zu Boden
Gedrückt zu ſehn, den die Natur, die Schöpferin
Von allen den Kleinoden,
Die auf dem Lebensweg' uns ſind verliehn,
Als eins der edelſten, verehrt.

Doch nein! Es ſoll nun der Gefühle Heer,
Die uns der Liebe Gott gewähret,
Im ſüßen Band der Ehe ſich nunmehr
Entfalten. Ach! In dieſer Feſſel wähnen
Die Sterblichen der Liebe Heil,
Nach dem ſie ſich noch immer ſehnen,
Und das nie ihrem Gelde feil
Geweſen, aufzufinden.

Allein, wer dieſes ſaubre Band nur kennt,
Der weiß, daß es zu wahren Blinden,
Die Liebenden in unſerm Kontinent
Gemacht. Was ſchaffen unſre Ehen?
Die Liebe wahrlich nicht.
Nur Gold und Goldes Werth erſtehen —
Nicht Liebe, und nicht ihre erſte Pflicht,
Die Treue, nein! die läßt ſich nicht er-
kaufen, —
Ach nur — des ſchalken Mädchens oder
Jünglings Hand.

So muß denn ſelbſt beim großen Hau-
fen,
Der Ehe ſüßes Band,
Gebrechen aller Art verſtecken.
So iſt die Ehe denn die große Panazee,
Ein jedes Seelenübel zu verdecken,

O goldner Nutzen! den du Gott der Ehe
Den Sterblichen nun tauſendfach geſchaffen.
Des kleinen Amors Ruhm iſt nun verſiegt.
Du haſt mit ihren eignen Waffen,
Dem Mammon, alle Sterbliche beſiegt.

Mag nun das Mädchen in den Armen
Des erſten, beſten Wüſtlings immerhin
An Tugend Unſchuld nun verarmen.
Ihr Gold ſchafft ihr bald einen Paladin,
Der ſich nicht wähnet zu verletzen,
Am Altar ihr, vor Gott und Jedermann,
Die Ehrenhaube aufzuſetzen.

Trift's ſich, daß er den ſkrupulöſen Ehe-

Zu ſpielen wagt, der nichts von jenen Spuren
Der freien Minne dulden mag,
So weiß man mit dem Gelde ſolche Kuren,
Und Antidote heut' zu Tag
Beim ſtrengſten Manne anzuwenden,
Um ſeine ſcharfen Augen, die
Ihm der Verdacht erregt, zu blenden.

Um meinem Leſer nun die Lethargie
Bei dem Sermone zu verſcheuchen,
Will ich ihm noch zum Schluß, ſo gut ich kann,
Ein Antidot in nuce reichen.

Ich weiß nicht wann, doch einen Mann
Wie ihn die Welt in allen Zeiten,
Für den verehrten Eheſtand

Und ſeine wohlbekannte Süßigkeiten
Am tauglichſten und beſten fand —
Kurz einen Mann, in ſeinen ſchönſten Jahren,
Von gutem Gliederbau, und außerdem
Im Kreis des Wiſſens wohl erfahren,
In Sitten und Manieren angenehm,
Von gutem Hauſe,
Den führte Hymen jüngſt zum Brautgemach.
Es waren nach dem Hochzeitſchmauſe
Dem Ehepaar vier Monden allgemach,
In Einigkeit und Ruh' verfloſſen,
Als, zum Erſtaunen aller, unſer junge Mann,
Von einem jener jungen Hausgenoſſen —
Wie deren nach neun Monden — dann und wann
Nach ſieben — ſich oft einzuſtellen pflegen —
Von ſeinem Weibchen ſich beſchenket fand.

Entrüſtet über dieſen Gotteſeegen
Eilt er, wie einer den ein Brand
Von ſeinem Hauſe jagt, mit großen Schritten,
Zu ſeinem Schwiegervater hin.

Mit dem Befremden eines kalten Dritten
Empfängt der gute Mann den Schwiegerſohn,
Der, ohne ſeine Worte ſehr zu wählen,
Mit Eifer und mit Pochen, Drohn,
Das factum in extenso zu erzählen,
Nicht den geringſten Anſtand nahm.

„Gemach,“ entgegnete der Alte,
‚Das Schreien hilft uns nichts bei dieſem Kram.
Wir müſſen hier, mein Sohn, die kalte
Vernunft die erſte Rolle ſpielen laſſen.
Wahr iſt's, der Verfall iſt von ſolcher Art

Daß man ſich nicht ſogleich zu faſſen
Sehr gut vermag. An ſeinem eigenen Bart
Will keiner ſich das Meſſer
Zu führen lernen. Doch man muß. —
Das Uebel wird dabei nicht größer.
Es heißt: man muß jetzt über dieſen Fluß,
Sieht man den Sprung nur einen ma: gen,
Dann iſt auch aller Muth beiebt.
Nicht einer wird mehr der Gefahr entſagen,
In die das Schickſal ihn verwebt."

„Mein Sohn! Auch ich bin das vor vie: len Jahren,
Was Sie jetzt ſind — ein junger Ehemann —
Geweſen, da iſt mir auch widerfahren,
Was heut' Sie ſo in Harniſch bringen kann.
Auch ich nahm, ohne lange anzuſtehen,

Den Weg zu meinem Schwiegervater hin.
Es iſt als wär' es heut' geſchehen;
Der Greis, Gott hab' ihn ſeelig, ſchien
Erſtaunt. Doch ohne viele Worte zu verſchwenden,
Bringt er ein Dokument hervor: Mein Sohn,
Hier übergeb' ich ihren Händen,
Sprach er, mit einem ſanften Ton,
Ein Kapital von Tauſend Karolinen.
Seit vielen Jahren muß es ſchon
Jeglichem Vater unſers Stammes dienen,
Den aufgebrachten Schwiegerſohn,
Zur Zeit die Augen zu zu drücken."

„Mit meinem Dokumente eilt
Ich nun nach Hauſe, und von freien Stücken
Fand ich von meinem Kummer mich geheilt."

„Ich glaube nun, dies Dokument wird Ihnen
Nicht weniger von solchem Nutzen sein.
Sie können jetzt von jenen tausend Kare-
linen,
Der Zinsen sich so lang' erfreu'n.
Bis Sie dereinst die Stunde schlagen hören,
Wo Ihrem Schwiegersohne diese Lehn,
Mit allen Rechten zu verehren,
Sie sich gezwungen sehn."

Die Sonne und die Schwalbe

Führt dich der Weg nach unſrer Zone,
ſprach
Die Schwalbe einſt zur hochgeprieſ'nen
Sonne,
Bringſt du nach vielen Ungemach
Zwar viel der Freud' und Wonne.
Verleihſt freigebig deine Strahlen,
Belebſt, verjüngeſt die Natur;
Verſcheuchſt die harten Qualen
Und die verderbenvolle Spur,
Die uns der grauſe Winter ſchafft.
Dann ſieht man dich im Ueberfluſſe
prangen,
Mit deiner wundervollen Kraft.

Doch ſag! Wie lang'? drei Monden ſind vergangen,
Erkaltet iſt dein Stral, dein heilſam Licht
Verwittert, und dann Freud' und Wonne
Von der Natur verſcheucht. Ja ließeſt du dich nicht,
Verhöhle mir es nicht, du hochgeprieſne Sonne,
Von eitler Pralſucht blenden,
So würden wir dich nicht alljährig ſehen,
In wenig Monden deine Kräfte uns verſchwenden.
Du ſollteſt, was heilſamer allen müßte ſein,
Nur kärglicher im Sommer ſcheinen,
Und uns dafür im Winter längre Zeit erfreu'n.
Auch wir, wir Schwalben würden uns vereinen,

Die ſüßes Lob dann herzulallen,
Daß wir der großen Froſt, die Monden-
lang,
In jenen Schlaf uns läßt verfallen,
Wo wir oft finden unſern Untergang,
Nicht zu erliegen nöthig hatten *).

„Fürwahr!“ Erwiedert ihr das Sonnen-
licht, „mich muß
Dein Vorwitz ſelbſt von dieſem Tadel ret-
ten.
Wie wenn auch dieſer Fehler, mag er zum
Verdruß,
Mag er zum Geſpötte,
Für deines gleichen ſein, von Ohngefähr
Sein gutes auch zu leiſten hätte?

*) Die Schwalbe hat wahrſcheinlich nach den Glauben ihrer Vorfahren.

Wie wenn auch dieſer Fehler nur,
Mir angeſchaffen wäre,
Um ſolchen Krittlern der Natur,
Wie ich in dir jetzt Einen höre,
Nicht allzulange Zeit,
Auf dieſem Erdball zu gewähren,
Damit von euch aus Vorwitz keiner ſich vermißt,
Den Schöpfer aller Weſen zu belehren?"

An Krantor.

Man weiß es, Krantor, daß es deiner Hand
An Milde nicht gebricht.
Es iſt ſogar der ganzen Welt bekannt,
Nur deinem Herzen nicht.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Nachbar, woher kommt's, daß man
Die Nasen unserer Zwanziger, schon mit der Brille
Jetzt erst belastet sehen kann?

Antwort.

Gewatter! Ja, so ist der Dinge Lauf.
Sonst setzte einer nur dem Andern eine Brille,
Jetzt setzet sie ein Jeder selbst sich auf.

Die Romane.

Mutter und Tochter.

Mutter.

Romane, Töchterchen, mußt du nicht ferner leſen,
Das rath' ich dir.

Tochter.

So klug bin ich ſchon längſt geweſen.

Mutter.

Sehr ſchön!

Tochter.

Zum Guguck! Was mir jene ſchreiben,
Das weiß ich beſſer ſelbſt zu treiben.

Die Schwalbennester.

Vater und Sohn.

Sohn.

O Vater! Räume doch die Schwalbennester fort,
Die das Gesimse unsers Hauses dort,
So ganz entstellen.

Vater.

Nein! Das soll mir nicht geschehn.
Wenn sich, mein Sohn, die Schwalben unversehn
An unserm Dache nisten, ist das Glück
Nicht fern von unsrer Scheuer.

Sohn.

So? — Geh doch zurück
Auf alle deine Ahnen, Vater, zeige mir,

Ob ſie, troz dieſer Schwalbenneſter, für
Ein Deutchen Glück mehr hatten. Dann
dann will
Ich dir den Glauben laſſen.

Vater.

Schweig doch ſtill!
Du wagſt mit kalten Gründen dich
Gen alten Glauben zu empören. Sag',
kann ſich
Das Glück, das bis in meiner Ahnen Zei-
ten nicht
Sich eingeſtellt, mit freundlichem Geſicht
Nicht unerwartet nun zu meiner Zeit
Einfinden?

Sohn.

Ha! So führt die Gläubigkeit
Am Gängelbande euch herum! Bald iſt
der Grund

Zu eurem Glauben dies. Bald wechselt ihr ihn, und
Macht euch die Folge dann zum Grund. So taumelt ihr,
Im ſtetem Wirbel eures Glaubens für und für
Herum.

Vater.

Mein Sohn! Davon verſtehe ich kein Wort.

Sohn.

O! glaub' es mir, den Schwalbennestern dort,
Sind jene vielen Sätze gleich,
Die euren Glauben oft, wie trübe Wolken, euch

Verdüſtern. — Doch die Folge iſt:
Daß die Vernunft, die oft in kurzer Friſt
An ſchlichtes Denken ſich gewöhnt,
Wenn ſie, vom Glauben ſo verhöhnt,
Sich ſieht, auf jene Bahn uns endlich führt,
Wo auch der reinſte Glaube ſich verliert,

Linadas Schleier.

Der Schleier, welchen Linada oft trägt,
Soll uns den Reiz verſtecken,
Den, wenn ſie jenen abgelegt,
Wir nicht an ihr entdecken.

Der Meßkünſtler und der Geizhals.

Meßkünſtler.

Nicht rund iſt die von uns bewohnte Welt,
Das haben wir gemeſſen und
Genau auskalkulirt.

Geizhals.

Sie iſt behaupt' ich rund.
Der Kalkul hat euch irr' geführt,
Ihr habt im Kalkul überſehen — das Geld.

Epiſtel an meinen Freund S...

Mein S...

Kann ich wohl deines Beifalls ſicher ſein,
Wenn ich es heut in harten Verſen wage,
Dir meinen Freundſchaftsgruß zu weihn?
Du falteſt, Freund, die Stirn bei dieſer Frage.
Meinſt du etwa, wenn ich bei Flickerei
Der Art mir Beifall zu erhaſchen wähnte,
Daß ich nach unbedingtem Lobe gierig ſei?

Geſetzt, daß ich nach einem Freund mich ſehnte,
Der bloß die Zunge in Bewegung ſetzt,
Uns ſeinen Beifall zu zugellen,
Der nur die Fehler ſchätzt,

Die unſre Tugenden entſtellen,
Und dem's, wie Galliens Horaz ſchon ſagt:
Ergebner Freund und Diener ſich zu nennen
Aus liſtiger Beſonnenheit behagt —
Sollt' ich in dir ihn finden können?

Nichts ſeltnes iſt, ein Heer von Vagabunden,
Das mit der Freundſchaft ſüßem Weihrauch Wucher treibt,
Und oft mit ſeinem Gifte ſolche Wunden
Dem unſchuldvollſten Herzen einverleibt,
Die Arſinoes Schüler dir, trotz ihrer Kunſt,
Und wenn geſchäft'ge Hand dabei mit anzulegen

Sich ſelbſt der groſse Aeskulap zu ihrer Gunſt
Entſchlöſs', zu heilen nicht vermögen.

Doch dein erprobtes Herz, o Freund! das mich
Längſt meinen Sinn für Freundſchaft zu erhöhen
Gelehrt, verſpricht mir feſt und ſtreng, daſs dich
Gewiſslich, wo nicht aus Verſehen,
Nichts gegen mich verleiten kann,
Mit eitlem Beifall mich zu quälen.

Die Harmonie, die bei mir dann und wann,
Dem Freund in Verſen Etwas zu erzählen,
Gleich einer loſen Buhlerin ſich einzuſchlei-
chen

Und meiner zu bemeiſtern pflegt,
Hebt nicht, aus Furcht, daß ſie einſt durch-
zuſtreichen
Ein Juvenal Belieben trägt,
Mit ſtolzem Sinn ihr Haupt empor,
Um an die Sterne anzuſchlagen,
Wohin einſt auf den Beifall ſeines Gön-
ners Ohr,
Der muthige Horaz verſprach ſie hinzu-
wagen.

Doch bitte ich ſie nicht zu kränken.
Du, Freund, kennſt die Empfindſamkeit
zu ſehr,
Die ſie beſeelt, kannſt alſo denken,
Daß ſie nicht leicht bereit wohl wär'
Bei der geringſten Schmach, die ihr
Nur widerfährt, ſich wieder auszugleichen.

Gelaſſen ließ ich, Freund, ſie mir,
Bei allen Muſen! nicht verſcheuchen.
Denn oft pflegt ſie bei manchen Schwänken,
Die ich der Muße Stunden weih',
Mir ihre Gunſt zu ſchenken.
Begnügen — das geſteh' ich frei —
Muß ich mich zwar mit einer Gunſt
Vom zweiten Range, und mit Gleichmuth ſehen,
Wenn ſie dich, Freund, in deiner Verſekunſt
Mit höh'rer Fülle achtet beizuſtehen.
Allein genügſam muß man ſein in dieſer Welt,
Sich nicht vergeblich härmen, kränken,
Wenn ſich das Schickſal große Güter vorbehält,
Erhabne Geiſter einſt mit ihnen zu beſchenken.

Verzeih' daher, mein Freund, wenn ohne Zagen
Wir beide, ich und meine Muse, heut
Bis an den Weserfluß dich zu verfolgen wagen,
Um dir mit ungeschmückter Offenheit,
Und warmen Herzen zu empfehlen,
Wie einem Kummer, den von Ohngefähr
Ein Unfall schuf, dich ferner nicht zu quälen.

Ermanne dich, den Gram nunmehr
Aus deinem Busen zu verscheuchen
Und schmäle nicht, wenn dir dein Freund,
Manch lindernd Mittel darzureichen,
Aus seinem Epiktet zu schwatzen scheint.

Wahr ist's, die Menschheit in den Kinderjahren,

Die Moschus uns mit Rubens Tinten mahlt,
In Blindheit krank und unerfahren,
Hat nie dem Schicksal solchen Zoll bezahlt,
Um welchen man, seit wir von blinder Wuth besessen,
Nach höh'rer Geistespflege uns bemüht,
Das Schicksal hier uns pressen,
Und dort uns zwicken sieht.

Doch glaube, Freund, noch immer könnten
Auch wir im Schooße jener Ruhe sein.
Ja freilich nur mit heftigen Prozenten,
Will jetzt das Schicksal diese Gunst verleihn.
Was schadt's! — dem Weisen ist kein Schatz zu theuer,
Wenn er ihn nur noch weiser macht.

Er gleicht hierin dem jungen Freier,
Der Durſt und Hunger laut verlacht,
Wenn er in ſeines Liebchens Armen hau-
ſen,
Und ihres Kuſſes ſich erfreuen kann.

Der Weiſe hört des Unglücks Stürme
brauſen,
Was ſchiert es ihn? Er folget ungeſtört
dem Plan',
Der ſeinem großen Geiſte vorgeſchrieben
Und wie in Marmor eingegraben iſt.
Er iſt's, der auszuüben
Den goldnen Spruch der Stoa nie ver-
gißt:
Verſcheuche deine Herzensſtille
Nie um das Gold und um des Goldes
Werth,
Und ſtreb' allein nach jener ſüßen Fülle,

Die dir, nicht Gold, die Weisheit nur gewährt.

Das Schicksal wag' es nun, dem Weisen mit zu spielen,
Gleichviel, aus Tücke oder Lüsternheit,
Mit jenen kleinen Potentaten einst zu fühlen,
Bloß seine Größe und Allmächtigkeit,
So findet er in seinem Innern eine Wehr
Ausfälle dieser Art im Stillen zu verlachen.
Dem Weisen ist es nur ein Ohngefähr,
Wenn ihn des Schicksals Rachen,
Mit Unglückswogen kämpfen läßt.
Gelassen siehet er dem Gaukelspiele
Mit seinen Fratzen zu, ihm preßt,
Wenn es ihn bis zu seinem Lebensziele
Verfolgt, es keinen Seufzer aus.

Mit nichten wird das Temp'rament ihn lehren,
Mit welchen Waffen er bei jedem Strauß,
Den man in dieſem Leben abzuwehren
Und oft zu ſchlichten hat, des Sieges ſicher ſei.
Vernunft, vergißt nie die Natur uns zu ertheilen.
Und nur ihr Maaß und Senkblei liegt allein,
Der Zeit zum Trotze, unverſehrt auf ehrnen Säulen.
Wer dieſe beide nur recht zu gebrauchen weiß,
Er ſei für Menſchenleiden
Empfindſam oder kalt, wird ohne Preis
Nie von den Schranken ſcheiden.

Du klagſt nun, Freund, daß gegen dich,

Im Harm dir deine Tage zu verſiegen
Des Schickſals Genius zum Trotze ſich
Entſchloſſen hat. Sag' kannſt du unter-
liegen,
Wenn ſich von allen Hochgefühlen,
Dein raſcher unbiegſamer Geiſt entwöhnt,
Und nicht des weiſen Gründe wegzuſpie-
len —
Aus bloßer Grille zu beſtreiten — ſehnt?

Doch ſei ein Misgeſchick auch werth,
Von froher Laune ſich zu trennen;
So ſage mir doch, welche Schule dich ge-
lehrt,
Ein Misgeſchick ſo zu erkennen,
Daß es bei dir gar keinen Werth behält?

Hier läufſt du mir noch mit Gygantenſchritten,

Durch die verborgnen Klippen dieſer Welt.
Gleich jenen unverſuchten Sybarithen,
Wähnſt du von allen Seiten dich,
In der Ideenwelt zu regen,
Nach welcher unſre Phantaſien ſich
Zu oft nur zu verſteigen pflegen.

Doch deine jugendlichen Jahre ſchon
In Leiden ſo zurück zu legen —
Das ſollt', meinſt du, zum Elegienton
Den wahren Freund bewegen.

Ich glaube: nein! — Der wahre Pylades muß immer
Bei ſolchem Falle ſchärfer ſehn,
Nur dann kann ſeinem Aug', der kleinſte Schimmer
Der fernſten Hoffnung nie entgehn.

Darum hinweg mit jenem Elegienton'.
Trübt das Geſchick den Frühling unſrer Tage,
Dann können wir getroſter, ſchon
Geübt in Leiden, uns mit einer Wage
Im voraus alle Uebel, die allein
Für uns noch im Verborgnen glimmen,
Und uns bald zu verfolgen dräun,
Wie ein Tireſias beſtimmen.
Und glaube Freund, wer nur Gefahren kennt,
Und Leiden aller Art empfunden,
Der athmet nur in ſeinem Element,
Wenn ſie von neuem ihn verwunden.

Verſcheuch daher mein G... den bittern Schmerz
Aus deinem jugendlichen Buſen,
Erflehe wieder muntern Scherz

Und joviale Laune dir von deinen Muſen,
Und ſinge denn anakreontiſch mir
Von jenen ſüßen Lebensfreuden,
Die unſrer warten, hier
Uns allen Kummer zu verleiden.

Auf den Mahler Steffen.

Ihr wißt, ich ſaß dem Mahler Steffen,
Der gute Mann kennt mich nicht treffen.
Er iſt Originalgenie,
Und ſolcher konterfeiet nie.

Auf Bav.

Der gute Bav wirft ſich zum Dichter auf.
Doch ſchreibt er nicht, für Geld, ſo wie man hört
Bringt er nie ſeine Verſe zu Verkauf.
Ei denkt! Er hält ſie des Verſchenkens werth?

An Wieduwilt.

Mit Recht nennt Wieduwilt
Ein Taſchenbuch, ſein geiſtiges Product,
Das jährlich von ihm wird gedruckt,
Weil es am erſten ſeine Taſche füllt.

Der Affe und der Tanzbär.

Eine Fabel.

Fürwahr! Nie hätte ich, Meister Bär,
Gedacht, in Fesseln ihn mit mir zu sehen!
Rief jüngst ein Affe einem Bären, der
Mit ihm, wie's oft pflegt zu geschehen,
Die Reise durch die ganze Welt
Antreten sollte, zu. Traun! Fuhr in bittrem Tone
Der kleine Affe fort, der größte Held
Entgeht doch hier nicht seinem Lohne.
Wo ist der stolze Blick nunmehr,
Mit dem, Herr Bär, er Alles zu verjagen
Und aufzureiben wähnte? Seht doch, der
Unüberwindliche kann wirklich Fesseln tragen!

„O ſchweig! armſeliger Wicht!“
Rief ihm der aufgebrachte Bär entgegen.
„Für dich bedürft' es keiner Feſſel nicht,
Doch ich kann noch in Feſſeln Furcht er-
regen.“

Auf Argus.

Herr Argus deſſen Scharfblick es dahin
gebracht,
Schnell überall Licht aufzufinden,
Kann ſeine Gattin nicht ergründen.
Kein Wunder! Er ſucht Tag, ſie Nacht.

Die Weiber.

Frage und Antwort.

Frage.

Sag', Freund, mir nur,
Woher kommt es, daß man so selten hört
Ein Weib dem andern Lob ertheilen?

Antwort.

Dem Weib', hat die Natur
Des Demants Kraft gewährt.
Ein Demant kann doch nur den Andern feilen.

Grabſchrift auf Peyrere.

Hier liegt Peyrer' der Adamit,
Zugleich Verfechter der Präadamiten.
Er war ein braver Iſraelit,
Und doch war er geſetzlich nie beſchnitten.
Er war ein eifriger Papiſt,
Doch konnt' er gegen ſich den Pabſt empören,
Er war ein guter Kalviniſt,
Doch hörte man ihn gegen Kalvin ſchwören.
Und kurz er war ein Märtyrer,
Der alle Glaubenslehren ſo beſtritten:
Daß ſeine Waffen immer mehr,
Als Er und jene Glaubenslehren litten.

Der Doktor Stax.

Der Doktor Stax, ſagt man, will nun mit vieren.
Zu ſeinen vielen Kranken ziehen.
Was Wunder! Allen großen Thieren
Iſt dieß Prärogativ verliehn.

Philant.

Die Weiſen aller Zeiten hat Philant geleſen,
Dieß zeugen ſeine Schriften Jedermann.
Doch ihm iſt es genügend nicht geweſen,
Daß ſeine Schriften man in ihnen finden kann.

Auf einen lahmen Arzt.

Man wähnt, daß Dokter Stax bei lahmen Fuß,
Die Kranken oft verſäumen muß.
Ach nein! Der lahme Fuß iſt's eben,
Der ſeine Kranken ihm erhält am Leben.

Lagus.

Von ſeinem Weibe will ſich Lagus ſcheiden
Von ſeinem Weibe? Schweigt ich rathe euch's.
Kein Mann wird wahrlich leiden,
Solch einen Schimpf, dem Weib des ganzen Männerreichs.

Auf Polus.

Glaubt, Freunde, nicht, daß ohn' Bedenken,
Sich Polus um sein Leben brachte'.
Der gute Mann hat wohl bedacht,
Was besser wär' — erschießen oder henken.

Auf Battus.

Die Wahrheit kömmt bei dir in gute Hände,
Gesteh' ich Battus dir.
Doch kämest du einst in der Wahrheit Hände,
Dann wehe, Battus, Dir!

Auf Dambt.

Ihr wundert euch, warum Dambt
Tagtäglich in das Schauſpiel geht?
O Freunde mindert euer Staunen!
Die Reichen haben ihre Launen.
Es geht Dambt ins Schauſpiel alle Tag'
Daß ihn das Schauſpiel ſehen mag.

An einen falſchen Freund.

Nur auf der Maſquerade
Will ich Dir meine Freundſchaft leihn,
Dort bin ich das nach grade,
Was du pflegſt von Natur zu ſein.

Moſes Mendelſohns Stachelgedicht auf ſich ſelbſt.*)

Ihr nennet groß, unſterblich Demoſthen,
Den ſtotternden Orator von Athen,
Und ihn Aeſop, den Höcker, weiſe.
Triumph! Ich werd' in Eurem Kreiſe
Gedoppelt groß und weiſe ſein;
Der ich in mir verein',
Was ſie, Aeſop und Demoſthen,
Einſt ließen hören, ſehn.

*) Bekanntlich war Moſes Mendelſohn im hohen Grade rachitiſch, ſo wie er zugleich in ſeinem mündlichen Vortrag ſtotterte. Einſt befand er ſich im Kreiſe der trefflichſten Köpfe ſeines Zeitalters, in der Geſellſchaft Sulzers, Ramlers Leſſings u. ſ. w. Sie waren munter

Auf Polykarp.

Bedauret, Freunde, doch den guten Polykarp.
Sein Weib ging jüngst aus diesem Leben.
Noch kann der brave Mann sich nicht zufrieden geben,
Daß ihm sein Weib nicht früher starb.

---

und guter Dinge, und geriethen auf den Einfall: daß ein Jeder von ihnen, auf seine eigene Person aus dem Stegreife, ein Stachelgedicht machen möchte. Mendelsohn soll, wenn gleich nicht wörtlich, doch dem Sinne nach, das folgende Epigram über sich hergesagt haben.

Auf Gulla.

Daß Gulla ſich von ihrem Mann ertappen ließ,
Das iſt mir ein Problem, muß ich bekennen.
Und bei der That — das weiß ich ſo gewiß —
Denn die Schamröthe hat ſie nicht verrathen können.

Prosaische Aufsätze.

Apollo und die Musen.

Unter den Musen, die in friedlicher Gesellschaft immer die Zeit hinbrachten, veranlaßte einst die Rangsucht, das Kind der Langeweile, einen Streit, der für sie die übelsten Folgen hätte haben können, wenn ihr Vater Apollo, ihn zu schlichten, nicht herbei geeilt wäre.

„Schwestern! begann die Malerei, Ihr werdet mir einst alle nachstehen müssen. Seht nur wie geschätzt, geehrt ich unter den Sterblichen bin. Ich habe sie auf meiner Seite, die allbeliebte Göttin. Sie begleitet mich überall, die süßlächelnde Schönheit. Sie zeigt sich allen meinen Werken hold, ein jedes beschenkt sie mit

jener einnehmenden Grazie, die alles bezaubert und an sich zieht.“

So sprach die Muse mit triumphirendem Tone, und sahe mit verachtendem Blick auf ihre Schwestern herab. Empörend war dieser Eigendünkel allen. Geheimer Groll fing sich an in ihren Herzen zu entfalten. — Doch die Musen der bildenden Künste, die den Triumph der Malerei auch für den ihrigen hielten, faßten sich allgemach und schlugen sich auf die Seite der Malerei. Allein die Tonkunst kränkte dieser anmaßende Ton.

Gemach Schwester! entgegnete sie. Auch ich glaube mir diese deine Eitelkeit noch nicht verhaßt gemacht zu haben. Auch mir reicht sie noch freundschaftlich oft ihre Hand und ihre vertrauliche Blicke, deren sie mich oft würdigt, überzeugen mich, mir ihre

Gunſt noch nicht verſcherzt zu haben. — Warum frohlockſt du nun? Fürwahr! du biſt noch ſehr fern vom Siege. Glaube nur, Schweſter, den Triumph über ſeinen Nebenbuhler davon zu tragen — hierzu wird mehr als leeres Geſchwätz erfodert. — Und eine ſpottende Miene! Hm! — Der Weiſe tritt den Spott des Thoren mit Füßen.“

„Du willſt alſo Gründe, Beweiſe? entgegnete die Malerei, die ſollen dir nicht vorenthalten werden. — Ich geſtehe es, meine Kunſt beruht auf Täuſchung. Ich ſuche die Menſchen zu hintergehen, ich zeige ihnen Schattenbilder, welche die Vernunft vernichtet und die Finſterniß verſcheucht. Kurz ich ſchaffe den Sterblichen bloß einen Traum. Doch dieſer Traum, welche Annehmlichkeit, welchen Reiz hat

er nicht für sie! — Ich gestehe es, meine Quelle ist die Natur. Aus ihren labyrinthischen Schöpfungen nehme ich den Stoff zu meinen Werken, in ihr finde ich die Quelle, die mich mit immer neuen Mitteln, die Sterblichen zu unterhalten, versieht. Allein wie erscheint diese Natur, wenn sie von ihren Auswüchsen, Verkehrtheiten und launigten Zügen sich durch mich gesäubert sieht? — Bei allen diesen Operationen erblickt man die liebenswürdige Göttin Schönheit mir zur Seite. Sie weicht nicht von mir. Sie umgibt mich gleichsam mit ihrer allbelebenden Grazie. Sie verleiht mir jene Würde und Hoheit, mit der ich mich den Sterblichen darzustellen vermag. — Ach! wenn ich nicht der erste Günstling dieser Allbezaubernden wäre, nie würde mir jene Verehrung und Achtung,

deren ich mich erfreuen kann, angedeihen, nie würde mir dieſer laute Beifall unter den Sterblichen gewährt werden."

Ich bitte dich, ſchweige nur eitle Schwätzerin, fiel ihr die Tonkunſt ein. Du machſt es wie alle kleinen Geiſter, die keinen Werth auf ſich zu ſetzen vermögen und ſich daher mit ihren erhabenen Gönnern brüſten müſſen. Ich werde mich, glimpflicher meiner Verbindungen rühmen, und mag dir gerne einen Sieg ſchenken den dir mehr deine Schwatzhaftigkeit als dein Recht erringt.

„Getroſt Schweſter! fiel hier die Poeſie der Tonkunſt ein. Ich werde dich nicht unterliegen laſſen, denn dein Fall zöge auch den meinigen nach ſich. — Laß mich deine Stelle vertreten. Ich werde uns mit kälterem Blute vertheidigen."

Recht! rief die Malerei. Doch in weſſen Namen wirſt du ſprechen, in dem deinigen oder in dem deiner Geſpielin? Sage; denn darnach werde ich meine Pfeile zu ſchärfen haben.

„Das kann dir gleichgültig ſein, erwiederte die Poeſie. In meiner Vertheidigung kannſt du auch die meiner Schweſter finden. Wir ſind beide Vorſteherinnen der bezeichnenden Künſte. Doch zur Sache! — Du rühmeſt dich, einer höheren Gunſt von der Göttin Schönheit gewürdigt zu zu werden, als wir, gibſt vor, daß ſie zu dir ſich mit größerem Vertrauen und innigerer Anhänglichkeit geſellt, als zu uns. Mit nichten! Rufe dir Plato, der unter den Sterblichen der größte Verehrer der Göttin Schönheit war, der ſie in ihre verſchlungenſten Gänge verfolgte, rufe ihn her,

er ſoll dir die Schönheit mit ſeiner honigſüßen und wie Zephyr hinwallenden Sprache malen, und du ſollſt urtheilen, ſelbſt entſcheiden, ob ſie in meinen Werken, oder in den deinigen mit größerer Energie anzutreffen iſt.“

Das iſt eine weithergeholte Behauptung, ſagte die Malerei.

„Wir wollen näher rücken, entgegnete jene. Woran erkenneſt du jene Göttin? Worin zeichnet ſie ſich von allen Unſterblichen in ihren Werken aus? Iſt es nicht jene Harmonie, jene ſanfte Uebereinſtimmung, die ſie überall zu verbreiten ſucht, iſt es nicht jene Kombination der Verhältniſſe, die ſie ſo bezaubernd darzuſtellen weiß, daß gleichſam aus allen Diſſonanzen ſich durch ſie eine Konſonanz entwickelt? — Mit dieſer erhabenen und göttlichen Harmonie

hat ſie ſich zu uns geſellt. Mit dieſer Götterkraft gelang es uns, die Herzen aller Sterblichen zu reizen und für uns einzunehmen. Durch dieſe erhabene Energie bildeten wir jene unſere große Schüler, einen Orpheus, Traſimachus, einen Homer und Sophokles. Und ihre unter den Sterblichen ihnen zu Theil gewordene Vergötterung zeigt, wie groß der Beiſtand iſt, den uns die geprieſene Göttin Schönheit verliehen.“

Dein Raiſonnement, fiel die Malerei ein, iſt ſehr kalt. Du meſſeſt die Schönheit mit Zirkel und Maasſtab. Beim Jupiter mich friert's. — Mit ſolchen Werkzeugen wage ich mich nicht meiner Gönnerin zu nähern. Ich bin keine der Sterblichen, bin kein Plato, der mit Linien und Dreiecken alle Sphären ausmißt. — Ich

wandle mit meiner Freundin Hand in Hand. Sie würdiget mich oft ihres Umganges. Ich führe daher ein blühendes, ein reizendes und so zu sagen lebendiges Bild von meiner hohen Freundin mit mir. Das göttliche Feuer ihrer Augen, die blühende Röthe ihrer Wangen, der wallende und blendendweiße Busen, das sanfte, reizende, naive und erhabene Lächeln, das bewundere ich alles an ihr. Oft suche ich sie im Bade nackend zu überraschen, da ist der sanfte Umriß ihres ganzen Wesens, das was mir Erstaunen einflößt. Ich beobachte sie, wenn sie stolz, erhaben, freundlich gefällig, zärtlich, verliebt und — abgeschmackt ist. Ich bemerke ihren Gang, ihre Mienen, ihren Anstand, und nur aus diesem Gesichtspunkte ist sie schön, nur in dieser Manier kann ich sie bewundern, fühle ich mich von ihr be-

geiſtert, ſie meinen Stolz, mein Ideal, mein Alles zu nennen. Nur in dieſer Form konnte ſie mein Herz erobern, konnte ſie mich verleiten, ſie meinen Verehrern als das höchſte Ideal, das ſie zu erreichen ſtreben ſollen, darzuſtellen, und ſie mit eben dem Feuer, mit eben dem Enthuſiasmus für ſie zu beleben, wodurch ſie mich an ſich riß. — Deshalb, Göttin! biſt du mir hold. Ach! du ſchmückeſt meine Werke mit deiner himmliſchen Grazie, belebſt ſie durch deinen göttlichen Zauber. Durch dich empfing ich den Preis von allen Sterblichen, durch dich gelang es mir, ihre Verehrung und Liebe mir zu erwerben. Deine Anhänglichkeit an mir verbreiteſt du auch auf meine eifrigſten und ergebenſten Jünger. Du begeiſterteſt meine großen Schüler, einen Apelles, Zeuxis, Pharrhaſius, du ver-

liehest ihrem Geiſte die hohe Energie, wodurch ſie ihre Werke vervollkommten. Du hauchteſt ihnen einen Theil deiner himmliſchen Kraft ein, beſeeltest ihren Muth, mit Entſchloſſenheit meine Würde unter den Sterblichen in ihren Werken zu behaupten. Du beglückteſt ſie mit jenem hohen Geiſtesſchwung, wodurch ſie zugleich den erhabenen Weg zur Unſterblichkeit verfolgten. Sie prangen nun in den Annalen der Sterblichen. Sie ſind mein Ruhm, meine Zierde und die Waffen, mit welchen ich über euch, gute Schweſtern, immer den Sieg davon zu tragen, mir ſchmeicheln darf."

Bei dieſen Worten konnte ſich die Tonkunſt nicht länger halten. Sie ergriff das neben ihr liegende Plektron, und warf es aufgebracht zu den Füßen der Malerei.

Zorn und Schaam hielten ihre Zunge gefeſſelt. Sie konnte nicht durch Worte ihrem Herzen Raum ſchaffen, und verſtummt wollte ſie davon eilen. Allein die Poeſie hielt ſie zurück. Sie hätte ſie auch vielleicht beruhigt, wenn nicht ein Hohnlachen, das der Malerei entfuhr, ſie von neuem in gröſſern Harniſch gebracht hätte, und mit Aufwand aller ihrer Kräfte entriß ſie ſich den Armen ihrer Geſpielin.

Schon war ſie im Begriff davon zu eilen, als ihr Vater Apollo aufſtieß. Er ſtutzte, als er die gekränkte Muſe erblickte, ſtaunte über die Verwirrung, die in dem ſonſt friedlichen Zirkel ſeiner Töchter herrſchte.

„Was fehlt dir, Tochter? ſagte er ſtaunend zur Tonkunſt. Wohin willſt du ſo ungeſtüm? Deine Blicke ſind verwirrt, deine

Wangen bleich. Du zitterſt an allen Gliedern. Was fehlt dir?“

Hier entfielen der Muſe einige zurückgehaltene Thränen.

„Tritt wieder in den Zirkel deiner trauten Geſpielinnen, begann Apollo von neuem. Laß mich da die Urſache deines Kummers vernehmen. Denn ich merke wohl, daß der Harm dir die Zunge lähmt. Doch was ſteht ihr übrigen ſo betroffen? Was gab's für Hader? — Nur näher, liebe Tochter, indem er die Tonkunſt bei der Hand an ſich zog. Nur näher! Nimm hier Platz neben mir. Ich will Alles gut machen.“

Nimmermehr wirſt du es, Vater, erwiederte jene mit gebrochener Stimme, nimmermehr!

„Warum das?“

Ich bin gekränkt, höchlich gekränkt.

„Wodurch? — Vermiſſeſt du etwa dein Plektron? Wo iſt es?“

Hier erblick' es zu den Füßen meiner triumphirenden Freundin. Ich mag es nicht mehr. Mag nun eine Andere, die Belieben dazu trägt, ſich damit beſchäftigen.

„Was verleitet dich dazu? Haſt du etwa mit einer Pieride gewetteifert und —“

Nein! erwiederte ſie zürnend. Keiner Sterblichen ſoll ich unterliegen. Hier mit dieſer, mit deiner Tochter, der Malerei hab' ich's zu thun. Mit ihr, die mit ihrem hochtrabenden Eigendünkel, mich nicht allein zu beſiegen, ſondern auch mein Ehrgefühl aufs höchſte zu kränken ſuchte. — Doch ich will ihr gern den Sieg gönnen. Sie mag auf den Trümmern meines Ruhmes

ſich Trophäen ſetzen laſſen. Allein mir muß es frei ſtehen, meinem Amte zu entſagen. Ich mag meine Hand nicht mehr mit Dingen entweihen, die der unwiſſende Eigendünkel beſudeln darf.

„Mäßige dich, Tochter, unterbrach ſie Apollo. Wen darf unſeliger Hader zu ſolchem Eifer und Zorne verleiten? — Unterdrücke ſie. Nimm wieder deine gewöhnliche Sanfmuth an, und zeige dich in deiner Größe. — Wozu dieſe zitternde Stimme? Wozu dies thränende Auge? dieſe genetzte Wange, und dieſe Verwirrung in deinem ganzen Anzuge? — War denn der Streit ſo wichtig?“

Mein Ruhm, mein Anſehen, mein Alles hängt daran, erwiederte die Tonkunſt. — Du weißt, Vater, daß die Göttin Schönheit uns Schweſtern eine ge-

meinſchaftliche Gönnerin iſt, und daß wir nur durch ſie vermögen, unſer Anſehen unſer den Sterblichen zu behaupten. Die Malerei will nun ſteif und feſt: daß ſie einzig und allein ihrer Gunſt gewürdigt werde, daß ſie allein im Beſitze ihrer Freundſchaft ſei, und ihr daher der Vorzug vor uns allen gebühre."

„Mit welchen Gründen?"

Frage nur Schweſter Poeſie, ſie wird dir Haarklein ſagen können, wie ſeicht und beleidigend ſie alle für uns ſind.

„Tröſte dich, Tochter, entgegnete Apollo, ich werde auch noch etwas für dich thun können. — Doch rückt näher, liebe Kinder. Du, Tonkunſt, verſcheuche deine düſtere Miene. Richte dich auf, ſei heiter. Du, Malerei, lege deinen ironiſchen Blick ab. Zeige dich großmüthig, und reiche dem

beleidigten Theile deine Rechte zum Frieden. Und ihr übrigen vernehmet, erholet euch. Denn ich merke, der Hader hat euch alle betäubt und ausser Fassung gebracht. — Kommt Kinder, nähert euch, macht Friede, ich will schon euren Hader schlichten."

Gerne! Gerne! fiel ihm die Malerei mit verstellter Ironie ein.

„Nun erzählt mir den ganzen Vorgang, rief Apollo. — Dich, Tonkunst, mag ich nicht zum Erzählen auffodern, du scheinst dich noch nicht erholt zu haben. Erzähle du, Malerei."

„Unser Streit, begann diese, war eigentlich, welche von den Künsten der Schönheit sich am mehresten nähere, oder in höherem Grade der Gunst dieser Göttin gewürdigt werde."

„Nun was habt ihr entſchieden?“ frug Apollo.

Nichts! erwiederte jene. Ich hatte bloß meinen Vorzug behauptet, die Poeſie brachte einige Gründe für den ihrigen vor. Ich ſuchte ſie zu entkräften, und dies brachte die empfindſame Seele hier, auf die Tonkunſt hinzeigend, ſo in Harniſch.

„Mit Gelaſſenheit zu Werke gehen, mit kaltem Blute beginnen, entgegnete Apollo, iſt eine große Tugend, die euch aber mit vielen eurer Schweſtern leider! oft zu fehlen ſcheint. — Ich merke ſchon, ſetzte er nach einer Pauſe lächelnd hinzu, ihr wollet alle den Apfel der Eris haben. Wollt ihr mich für euren Paris annehmen?“

Der Spaß erregte ein ſanftes Lächeln

unter den Muſen. Sie rückten zum Kreiſe näher, und Apollo führte das Wort.

„Es wundert mich ſehr meine Lieben, daß ihr einer Sache wegen in Streit gerathen ſeid, die euch euer Anſehen unter den Sterblichen nicht vermehren und nicht vermindern kann. Glaubt nur, Kinder, ihr könnt in gleichem Maaße euer Anſehen unter den Sterblichen behaupten. Doch deines Vorwitzes wegen, Malerei, muß ich hier die Bemerkung mir entfallen laſſen: daß die Gunſt, welcher die Schönheit die Tonkunſt würdigte, ſich bei den Sterblichen in ein weit graueres Alterthum verliert, als diejenige, die ſie dir zu Theil werden ließ. — Mag auch immer der Sterbliche mit einem Gefühle für Grazie und Schönheit begabt zur Welt kommen; ſo hat doch die Natur dafür geſorgt, daß er bei ſeinem

erſten Daſein vorzüglich an den Dingen Wohlgefallen finden ſoll, die ſeinen Bedürfniſſen angemeſſener ſind. Nun ſcheint es aber, daß wir eher Verehrer der Tonkunſt als der Malerei unter den Sterblichen fanden, da es eher einen Orpheus als einen Zeuxis, eher einen Amphion als einen Dädalus gab, daß die Tonkunſt den Sterblichen ein näheres Bedürfniß war als die Malerei, daß ſie von jener eher bezaubert und hingeriſſen wurden, als von dieſer. Wer könnte aber hierzu hülfreichere Hand geboten haben, als die unſterbliche Göttin Schönheit? — Mußt du nun nicht, ohne deinem Ruhm zu nahe zu treten, einräumen: daß die Schönheit der Tonkunſt eine ältere Freundin iſt, als dir? Mußt —

Was vermag nicht die Noth, fiel hier die Malerei ein. Mußte nicht Jupiter,

ehe er auf den Einfall gerieth, Schöpfer der Sterblichen zu ſein, mit ſeiner keuſchen Hälfte die langweiligſten Stunden hinbringen? Mußte er ſich nicht mit den Reizen der ſcheelſtolzen Juno, bei allem Ueberdruße, den ihm dies Eiſterleben machte, begnügen? Sehen wir ihn aber ſeitdem ihm das Menſchengeſchlecht einige Beſchäftigung gab, jetzt noch ſo fleißig um ſeine Juno? Finden wir ihn noch ſo beſchäftigt, ihren Launen und Grillen Genüge zu leiſten? Traun! Er ſucht nun bei einer Ledä, Europa, Danae, Kalliſto und mehreren Blümlein dieſes Gelichters ſich, für die überſtandnen Leiden, zu entſchädigen, und achtet gar nicht darauf, wenn die großäugigte Juno dieſer Schwärmereien wegen in üble Laune geräth, oder gar eiferſüchtig wird. — Konnte nun die Göt-

tin Schönheit anders verfahren? Auch sie mußte sich mit einem minder gefälligen Günstling begnügen, bis sie einen bessern fand.

„Hielt's doch nicht so schwer, die Minerva aus dem Gehirne Jupiters zu bringen, als dir deinen Eigensinn heraus zu treiben, entgegnete Apollo.“ — Als wenn die Schönheit ihrer alten Freundin nicht noch immer günstig wäre, als wenn sie sich nicht noch immer zu ihr gesellte und —“

Bald wärst du wohl geneigt, lieber Vater, die Göttin des Undanks zu zeihen. Auch sie ist noch eingedenk des Genusses ehemaliger Vertraulichkeit. Sie hat noch oft die süße Erinnerung an die mit ihrer alten Freundin hingebrachten angenehmen Stunden. Sie lohnt es ihr noch oft, aber freilich sehr kärglich.

„Das heiße ich eine ſtarke Behauptung!“ ſagte Apollo.

Das wüßte ich nicht, erwiederte jene. Keiner der Unſterblichen verfehlt die wirkſamſten Mittel aufzuſuchen, ſich den Sterblichen in ſeiner ganzen Hoheit zeigen zu können, und der edlen Göttin Schönheit ſollte man es verdenken, wenn ſie mich vorzugsweiſe für ihre Mittlerin wählt — mich, die allein ihr fähig ſcheint, ſie den Sterblichen nach Würde darzuſtellen, die allein vermögend iſt, ihr Verehrer und Anbeter zu verſchaffen, allein Alles beſeelt, ihr Altäre — ?

„Halt ein! Halt ein! fiel ihr Apollo ins Wort. — Du verſteigſt dich in die Regionen der Einbildungskraft. — Es verhält ſich nicht ſo meine Tochter.“

Hier sagte die Poesie, hast du einen Strich durch die Rechnung, Rechthaberin!

„Der soll erst gemacht werden," erwiederte die Malerei.

„So höre mich, meine Tochter! entgegnete ihr Apelle. — Bald wirst du mir vielleicht selbst eingestehen: daß, wenn du von deinem Einflusse auf die Sterblichen, auf die höhere Gunst schließest, welcher dich die Schönheit würdigen soll, du dich verloren gibst. — Du weißt, mit welcher Gewalt die Tonkunst auf die Sterblichen wirkt. Ich mag nicht auf die alten Zeiten Rücksicht nehmen, wo ihre Energie durch einen Orpheus und Amphion hinlänglich bewährt ist, sondern ich will auf die neuern zurückkommen. Ich brauche dir nur einen Plato

zu nennen. Du weißt, mit welcher Vorsicht und unter welchen Einschränkungen dieser Göttliche in seinem idealischen Staate, zu dem er den Entwurf ohnfehlbar von einem der Unsterblichen erhalten haben muß, die Tonkunst wegen ihrer Energie und Allgewalt über die Sterblichen dulden will. Wie er gleichsam mit dem Maaßstabe in der Hand, ihren weiten Umfang einzuschränken sucht, und alle Mittel ersinnt, ihren Einfluß mit dem der andern Künste in ein gehöriges Verhältniß zu bringen. Würde er wohl dieser Bedenklichkeiten Erwähnung gethan haben, wenn sein tiefer Blick allen Künsten eine gleiche Energie zugetrauet hätte? Hier hielt Apoll mit schalkhaft lächelnder Miene ein. — — Doch ich merke, nahm er wieder

das Wort, du ſinnſt ſchon auf Einwürfe. Erſpare ſie dir, liebe Tochter. Ich habe durch dieſen Skrupel, fügte er mit Empfindung hinzu, deiner Würde keinesweges zu nahe treten, ſondern deine Unbilligkeit die fühlbar machen wollen. — Streite nie mehr mit deinen Geſpielinnen um deinen Vorzug. Ihr ſeid alle Günſtlinge der Schönheit. Sie wird nie gegen Eine von Euch erkalten, und ihr werdet ihrer nie entbehren dürfen."

„Dich, Malerei, begünſtigt ſie mit jenen Reizen, wodurch ſie gleichſam das Auge der Seele, die Phantaſie, ergötzt. Sie nimmt dich durch ihren feurigen Blick, ihre roſenfarbige Wange, ihren lilienweiſſen Nacken, ihr goldlockigtes Haar und den ganzen Umriß ihres Körpers ein."

„Allein dir, Tonkunſt, vertrauet ſie die himmliſchen Reize ihres Herzens. Sie begeiſtert dich mit ihrem Wohlwollen, ihrer Sanftmuth, ihrer Unſchuld, Einfalt und Güte. Daher vermag die Zauberkraft deiner übermenſchlichen Harmonie aufs Herz der Sterblichen zu wirken. Du verſetzeſt ſie in Entzücken, reißeſt ſie zur Freundſchaft und Geſelligkeit hin. Mit eben dieſer bezaubernden Kraft entwickelſt du die geheimſten Falten der Empfindung, empörſt und dämpfeſt du alle Leidenſchaften, vermagſt du das Gemüth der Sterblichen bald wie ein Orkan zu beunruhigen, bald wie ein Zephyr zu beſänftigen. Durch dich wird der Sterbliche ſo biegſam wie Espenlaub, ſo trotzend wie eine bejahrte Eiche. Du

liebst den Greis, ermunterst den Jüngling, besänftigest den Helden und zähmest den Tyrannen. Kurz du bist die Besitzerin aller Herzen.“

„Aber du, Malerei, reizest vorzüglich die Phantasie, unterhältst die Sterblichen mit jenen täuschenden Bildern, wozu dir die Schönheit ihre Züge leihe. Du machst dir die reizenden Mienen, den erhabenen Gang, die sanften und einnehmenden Geberden, die himmlische Grazie und alle Zuckungen eines zärtlichen Schmerzes von ihr eigen. Du schaffest den Augen der Sterblichen eine neue Welt, beseligest sie wachend mit süßen Träumen, oder weckst ihre schlummernde Seelenkräfte zu einer sanften Beschäftigung auf. Du versetzest alle ihre Kräfte in jenes harmonische Spiel,

das ſie von jedem trägen Schlummer befreiet, ſie zur Sanftmuth und Zärtlichkeit in ihren Empfindungen gewöhnt, und ſie geſitteter, froher und offener ſchafft. Darum throneſt du auch da nur unter den Sterblichen, wo Sanftmuth des Herzens und geſchmackvoller Spielraum der Phantaſie ſich entwickelt. Darum kannſt du dich da nur in deiner ganzen Energie zeigen, wo das menſchliche Herz ſich in alle die feinen Empfindungen aufgelöſt hat, die es dem Unſterblichen näher bringen, die es ſchmeidiger und menſchlicher machen. — — Ich merke, Malerei, du wirſt ſchaamroth. Nun! dann iſt es Zeit, daß ich einhalte."

Augenblicklich hob ſich die Malerei von ihrem Sitze, fiel ihrer beleidigten Schweſter in die Arme und umhalſte ſie. So

ging es mit Umarmungen im ganzen Kreiſe herum. Die Muſen ſchwuren ſich gegenſeitig aus, ſchwuren ihr Band hinfort immer feſter zu knüpfen, und ſchloſſen dieſes Feſt mit Wettgeſängen zum Lobe ihres himmliſchen Vaters Apollo.

Ueber Lieblings- und klaſſiſche Schriftſteller.

Sine ira et verecundia.

Der Lieblingeſchriftſteller einer Nation kommt mir vor wie ein liebenswürdiges weibliches Weſen, das durch ſeine Jugend, durch ſein einnehmendes, einſchmeichelndes und alle herzlichen Gefühle anſprechendes Benehmen, eine Menge Anbeter und Verehrer um ſich verſammelt. Hier kommt es auf den erſten Eindruck an, der vom Gegenſtande gemacht wird. Man wird befangen, eingenommen, endlich leidenſchaftlich verliebt in ihn, überſieht ſelbſt ſeine Fehler, ja betrachtet ſie als Vorzüge, die

gleichsam als Schatten in dem Gemälde betrachtet werden, welche den Totaleindruck zu erhöhen, ihm bestimmt zu sein scheinen.

Der Lieblingsschriftsteller hat aber auch das Schicksal einer Geliebten. Er ist, wie sie, ein Geschöpf der Zeit. Man kennt ihn jung, sieht ihn reifen. Es ist sein Wachsthum was uns erfreuet, sein Treiben und Leben, was empfängliche Gemüther an ihm ergötzt. Er verblüht, seine Verehrer verblühen. In beiden Theilen beginnen die Kräfte, gleichsam zu erkalten und zu erstarren. Das Band wird gelöst, und es hallt nur noch der Ruf von einer mächtigen, sinnlichen Liebe nach, die einst bestanden, und nun mit den Wesen, die sie gepflegt, hingewelkt ist.

Der Lieblingsschriftsteller ist daher gleichsam ein, von dem Geist der Zeit gerührtes

Weſen, das Kraft genug hat, dieſen Geiſt rein aufzufangen, und ihn idealiſiren, oder ſo darzuſtellen, daß Jung und Alt den Genius darin erkennen, der ihnen das von einer energiſchen Seite zeigt, was in ihren Umgebungen und in ihrer intellektuellen Exiſtenz, (ſo weit ſie vor jenen ſich deren bewußt worden) in der Farbe ſich ihnen aufſtellt, welche ihre Stimmung anſpricht, oder die Geiſtesmode bildet.

Der Lieblingsſchriftſteller iſt eben ein vom Geiſt der Zeit berufenes Weſen. Er kann ſich nicht dazu bilden, wie jeder andere Künſtler. Er kann ſein Talent ausbilden, kann mehr Gewandtheit, Routine und Feſtigkeit ſich erwerben, aber das Maß von Kräften muß ihm verliehen ſein, ſie laſſen ſich nicht ſchaffen.

Der in den verſchiedenen Literaturen

herumwandernde Gelehrte ſtößt auf Namen, die einſt dem Munde aller Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen von Geiſt geläufig waren, und in allen Zirkeln und Verſammlungen gefeiert worden ſind. Sie kehren mit ihrer Entdeckung in die Wirklichkeit zurück, und ſie hören, daß man kaum von ihrem Daſein etwas weiß, daß ihr Ruf längſt verſchollen, und daß der ehemals angebetete Götze ins Grab der Vergeſſenheit hinabgeſtürzt iſt.

Sie ſind mit dem Geiſte ihrer Zeit dahin geſchwunden, oder geben höchſtens den Abdruck deſſelben, der nur den Kreis belebte welcher ſie umgab. Jedes Zeitalter hat ſeine eigenthümliche Stimmung, die geſchaffen wird durch die äuſſere Zuſammenſetzung von Urſachen und Begebenheiten und die den Geiſt des Volkes gleichſam be-

ſtürmen, gleichſam tränken und fortreißen. Mit anderen Ereigniſſen, mit anderen, in der Wirklichkeit entſtehenden Verhältniſſen wird der Geiſt der Zeit anders gerichtet und gewendet, es ſteht eine andere Geſtalt da, gegen welche die vorigen veraltet oder verzerrt erſcheinen.

Ein ganz anderes Verhältniß hat es mit dem klaſſiſchen Schriftſteller. Er gleicht einem ehrwürdigen Vater oder Greiſe, der in dem Kreis der Jugend und des reifen Alters frohe Aufnahme findet, den man gern hört, vernimmt und verehrt. Vor ihm ſchweigt der Vorwitz der Jugend, tritt zurück die höhnende Gegenwart. Aus ſeiner Phyſionomie ſpringen ſie noch hervor die Spuren von jugendlicher Kraft, von Gemüthsfreiheit, die uns Liebe und Achtung für ihn einflößen, und in ihm das

Wahre bewundern laſſen, das ſchon längſt hingeſchwunden iſt, aber in unſerer Phantaſie lebt.

Ein lebender, ein in der Jugendkraft ſeines Geiſtes wirkender Schriftſteller iſt nicht klaſſiſch zu nennen. Wenn er vollendet, wenn er ſeine Bahn durchlaufen, wenn ſeine Wirkſamkeit geſchloſſen, dann hat er ſich durch das was er aufſtellt, ſelbſt ſeine Stufe geſchaffen, die ihm verliehen ward.

Er wird nur dann klaſſiſch, wenn er über den Geiſt der Zeit erhaben, in der Idee ſein Werk geſchaffen und geformt, geformt unabhängig von den Geſtalten die ihn und das Volk, in dem er lebt, umgeben, geformt für die Geiſtesempfänglichkeit des Volks, in dem er wirkte, und überhaupt im Geiſte einer Zeit es gegeben, die einſt geweſen, oder noch kommen dürfte,

die nur die Idee ſchafft, und die Idee beſeelt.

Die Alten ſind darum für alle europäiſchen Nationen klaſſiſch, weil ſie eine Welt aufſtellen, die einſt war, die ganz anders geformt und gedacht iſt, als die neuere, die nur ein Nachhall von ihr gibt, und in welche, die ahnende Kraft des menſchlichen Geiſtes gleichſam, wenn ſie ihr ganz hingegeben iſt, ſich wieder verſetzt zu ſehen wünſcht.

Die Alten hatten ebenfalls, ſo wie die neuern Nationen, ihre Lieblingsſchriftſteller und Klaſſiker. Indeß da Europa's Bildung und die Geſtaltung ſeiner Literatur von ihnen ausgegangen iſt, ſo erſcheint uns jede Trümmer, die ſie uns darbieten, von großem Werthe, ſei ſie im Geiſt aller

Zeit oder einer Zeit hingeworfen; erſcheint uns in ihnen alles klaſſiſch.

Die Idealität in Gehalt und Form iſt das Symbol der Klaſſizität bei allen Völkern. Nach dieſem Gefühl oder dieſer Wahrnehmung bildeten alle Nationen ihre Klaſſiker, bleibt alles dies als klaſſiſch im Gebiet der Literatur ſtehn.

Alle neueren Nationen haben nach dieſer Idee ihre Klaſſiker. Obgleich dieſe Nationen aber durch die Alten, vorzüglich die Griechen, größten Theils zur Geiſtesbildung übergegangen ſind, ſo iſt doch bei jeder eine Form ſtehen geblieben, in welcher ſie ihre Idealität individualiſirt, und die Form iſt der einzige Kanon, nach welchem ſie ihren Nationalgeſchmack, ohne ihre Empfänglichkeit fürs Alterthum zu erdrücken, fixirte. Diejenigen Schriftſtel-

ler, die dieſe Form mit der höchſten Idealität aufzuſtellen vermochten; dieſe Schriftſteller nun ſind ihr Norm und Maßſtab, und dieſe gelten ihr für Klaſſiker.

Die Idee iſt in allen Nationen, in allen Menſchen vorhanden, aber die Form, wie ſie ſich darſtellt, iſt verſchieden. Sie erwächſt aus dem Umfange der Wirkſamkeit der Kräfte, jener Verhältniſſe und Situationen, in welche die Völker vom Schickſal hingeworfen werden. Sprache, Religion und Gewerbe geben hier den Stoff zur Geſtaltung einer Form oder eines ſichtbaren Genius.

So bildeten ſich bei den neuen Völkern die Klaſſiker. Franzoſen, Spanier und Italiäner beſitzen ihre Klaſſiker. In ihnen erblicken ſie den Keim ihres geiſtigen Seins und Wirkens.

In ihren Klassikern verräth sich erstens ein Geist, der Kraft genug gehabt hatte, eine Urform, wie die Griechen, zu bilden; aber da sie vorzüglich von der der Alten aufgeregt wurde, so erblicken wir in ihr eine Form, die aus dem Kampf ihres Geistes mit jener der Alten hervor gegangen, und aus welcher sich dann eine Individualität gestaltete, die Originalität und Nachahmung verräth.

So finden wir in den Klassikern aller Nationen, trotz der Wiederkehr der Form, die wir von den Alten her kennen, etwas Begrenztes, worin sich der Geist des Volkes wieder findet. So sehen die Engländer in ihrem Shakespear und Milton, die Franzosen in ihrem Racine und Moliere, die Italiener in ihrem Arioſt und Dante, und die Spanier in ihrem Lopez

und Cervantes etwas das sie anspricht, sie fesselt, das allen ihren genialen Köpfen Prototyp, Kanon, und Richtschnur ist, wie Homer und Sophokles es den Griechen waren.

Die neuern Klassiker der neuern Völker haben sich gleichsam in ihrer Sphäre gebildet. Jedes neuen Volkes Klassiker sind gleichsam in einer eigenen Sphäre entstanden, sie bestehen so für sich, wie die der Alten. Eines jeden Volkes Klassiker sprechen die Individualität des Volkes aus, dies konnte vorzüglich geschehen, da sie alle in der Periode sich entwickelt, wo die Nationen sich noch nicht in das Band der Humanität verwickelt, ihre gegenseitige Denkart ihre Empfindungsweise ausgewechselt hatten und isolirt, ja noch isolirter wie von Griechenland und Rom, in deren

Muſter ſie lebten, in ihnen ſich bildeten. Die Anſichten, die Eindrücke mußten verſchieden ſein, und das aus ihnen Produzirte zeigte in jeder Nation eine eigene autochtone Geſtaltung der Klaſſizität.

Dieſe Ideen drängen ſich hervor, wenn man ins Auge faßt die Klaſſiker der Engländer, Franzoſen, Spanier und Italiener — und der Deutſchen?

Ihrer iſt noch gar nicht erwähnt, weil in Hinſicht der Deutſchen noch immer die Frage aufzuwerfen iſt: ob ſie ſchon Klaſſiker haben? Schriftſteller, die dem Volke in Hinſicht der Genialität Maßſtab und Richtung abgeben?

Dieſe Frage, oder man könnte eigentlich ſagen, dieſe Aufgabe, dürfte vielen neu erſcheinen. Aber wenn ſie erwägen, daß diejenigen Deutſchen, welche in einem Ra-

bener, Gellert, Ramler, Haller, Hagedorn und Uz die deutſchen Klaſſiker nannten, ſchon längſt dahin gegangen ſind; daß mit einem Fuße diejenigen ſchon größten Theils nach jener Gegend hingerichtet ſtehn, welche in Leſſing, Klopſtock, Ramler und Gleim die Klaſſiker der Deutſchen erblicken; daß in einiger Tiefe ſchon die Stimmen derjenigen verſinken, welche in Schiller, Bürger, Mathiſſon die eigentliche deutſche Klaſſizität erblicken, und daß dieſe ſchon von der jugendlichen Stimme derjenigen überrufen werden, welche in Tieck, Novalis und Schlegel die Götzen der deutſchen Klaſſizität bewundern, ſo darf man wohl die Frage wiederholen: Haben die Deutſchen ihre Klaſſiker?

Wenn wir genau die Momente berück-

ſichtigen, mit welchen wir die Klaſſiker aller Nationen haben entſtehen ſehn, ſo finden wir: daß erſtens Individualität, zweitens Einſeitigkeit, drittens Begrenztheit in der Geiſtesthätigkeit eines Volkes nöthig iſt, um ſie geltend zu machen.

Wenn wir nun die Kulturgeſchichte des deutſchen Genius vor Augen nehmen, ſo finden wir, daß dieſe, zur Bildung der Klaſſiker erforderlichen Geiſtesrichtungen ſich auf eine ganz andere Weiſe entfalteten und äuſſerten, als bei allen andern Nationen, und daher die Denkart der Deutſchen, von der Literatur einen anderen, man möchte ſagen eigenthümlichen Standpunkt erfaſſen mußte.

Es war ein Zeitpunkt für die deutſche Literatur vorhanden, wo ſich die Indivi-

dualität des deutſchen Gemüthe beſtimmt und deutlich ausſprach und behauptete. Dies war das Zeitalter der Minneſänger. Das was des Deutſchen Genius da leiſtete iſt autochton, indigenat und ihm eigenthümlich.

Der Deutſche ehrte in ſeiner Sprache in dieſem Zeitpunkt ſeine Kraft, die Einheit ſeines Gemüths, und ſie ſprach ſich darin aus.

Was den Deutſchen von ſeiner Sprache abbrachte, war, daß ſie Urſprache iſt, und in Kolliſion mit derjenigen kam, welche ſich in das öffentliche Geſchäftsleben eindrängte, oder die Univerſalſprache der europäiſchen Staatsverwaltung ward — mit der lateiniſchen, die vorzüglich mit dem Katholizismus, der von Rom aus, über ganz Europa ſeine Herrſchaft ausdehnte, ſich

in alle Verhandlungen und Ideen eindrängte, die das Volk beherrſchen ſollten.

Keine Sprache eines Volkes ward dabei ſo deteriorirt als die deutſche. Frankreichs, Italiens, Spaniens Sprache, waren Töchter jener Univerſal-Sprache, und ſie vervollkommten ſich vielmehr bei dem häufigen Gebrauch derſelben; eben ſo bereicherte ſich bei ihr die gebrochne Angelſächſiſche Sprache, die in die Engliſche überging. Anders war es mit der deutſchen. Sie hatte ein bezirktes Band, und ſie mußte daher in dem Gebrauche der lateiniſchen zurück geſetzt werden, oder in ihrer Kultur ſich vernachläſſigt finden.

Als endlich die Reformation einen Theil Deutſchlands von Rom losriß, kam vorzüglich die deutſche Sprache durch Luther in Anregung und Aufnahme, allein es war

nicht mehr jene reine, in ſich ſelbſt geſchloſſene Deutſchheit, die ſich darin ausdruckte, ſondern es war eine, nach der Form der lateiniſchen gebildete.

Die Aufnahme, welche die alten Klaſſiker fanden, beförderte den Geſchmack an Flexion und Konſtruktion der alten Sprachen, und die deutſche Literatur beeiferte ſich nun, in dieſer Hinſicht die deutſche Sprache immer näher den alten Sprachen anzuſchließen. So gerieth das deutſche Sprachorgan und das ihr entſprechende Gemüth in einen immerwährenden Kampf mit ſich ſelbſt. Die Sprache ward in höherem Grade ihrem Boden entfremdet, und ſo zu ſagen, in ihrer Ausbildung neutral; ſo neutral, daß nicht allein die Alten, ſondern auch die um ſie her ſich bildenden Sprachen, einen Einfluß auf ſie erlangten.

Des Deutſchen Eigenliebe erwachte aber in dieſer Entfremdung, und es ermannten ſich allmählig, in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts, die deutſchen Literatoren, Deutſchland ſeine Sprache wieder anzuſchaffen, ihr die fremdartigen Lappen zu entreißen, die ſie umgaben. Dies war das edle Beſtreben eines Opitz, Günther ꝛc. in ihrer Bahn gingen die Hagedorn und Haller, und in ihr ſchritten glücklich fort die Leſſing, Gleim, Uz und Weiße.

Indeß gelang es keinesweges dieſen Geiſtern, in ganzem Umfange derjenigen fremdartigen Seite, die der Selbſtheit ihrer Sprache gleichſam angewachſen war, eine Geſtaltung mit der Urſprache zu verleihen.

Wäre vielleicht der Deutſche in der er-

wähnten Bahn verblieben, ſo hätte Deutſchland ſchon ſeine Klaſſiker in jenem Zeitraum. Es hätte ſich die deutſche Sprache, nach dem Maße wie die Frankreichs, Italiens, Spaniens und Englands, nach der Sprache Latiums gebildet, und doch ihrem Genius Spielraum genug gelaſſen.

Allein eben die Fremdartigkeit der deutſchen Sprache, als Urſprache, mit ihrer Form, hat in ihrem Weſen eine Dualität und Zweiſeitigkeit zurück gelaſſen, welche die Literatoren ſtets zwiſchen der Form und dem Stoff der Sprache ſchwebend erhielt. Es entſtand in dem Gefühle für die Sprache, keine Einheit in ihnen, und ſie glaubten ihrer egoiſtiſchen Genialität zu genügen, wenn ſie es recht oft verſuchten, dieſes Gefühl ſich zu verdeutlichen.

Hier waren nun zwei Wege einzuſchlagen. Die Aufmerkſamkeit auf die Form, oder auf den Stoff der Sprache zu fixiren.

Die Aufmerkſamkeit ward aber auf die Form vorzüglich hingezogen. Die Form der deutſchen Sprache, war die der alten Sprachen. Und da die Kultur Europas von den Alten ausgegangen, da ihre Ideen über Kunſt und Literatur das Muſter in allen Schulen war, ſo neigte der Geiſt der Literatur vorzüglich dahin, die in den Alten vorgefundenen Formen, der deutſchen Sprache neuerdings, nicht in linguiſtiſcher, ſondern in äſthetiſcher Hinſicht, anzuſchmiegen.

Für dieſe Seite der Bearbeitung der deutſchen Sprache, lieferte Kleiſt den erſten bedeutenden Verſuch, der einiges Aufſehen unter den Literatoren machte. Ihm

folgte Ramler und Klopstock, die nun vorzüglich vielseitigere und anhaltendere Versuche, die Silbenmaße der Alten in der deutschen Sprache einzubürgern, aufstellten. Keiner der früheren Dichter irgend einer Nation, hatte es noch gewagt, mit der ästhetischen Form der Sprache der Alten, mit ihrer vielseitigen Kraft und Gewandtheit in der Kombinirung kurzer und langer Silben, und den daraus entstehenden Rythmen oder Silbenmaßen in seiner Muttersprache zu wetteifern. Einzig und allein den Deutschen blieb dieser Versuch und konnte er vorbehalten bleiben, weil der Deutsche in seiner Sprache eine Dualität behauptet, die ihm Empfänglichkeit für diese besonnene Arbeit ließ.

Indessen wird doch der Kenner des Ganges der deutschen Literatur bemerken,

daß die dichterischen Versuche eines Ramler und Klopstock, so große Huldigung sie von den Kennern des Alterthums auch ernteten, bei weiten nicht die Eindrücke mit ihren Werken auf den Genius Deutschlands machten, als man nach der Sprache ihrer Bewunderer ahnen sollte.

Der deutsche Genius, welcher sich an den Stralen der schöpferischen Kraft seiner Dichter sonnen wollte, sah in ihnen ein fremdartiges Gewächs, das man bewundern mußte, weil es die Lehrer wollten, das man aber nicht genießen konnte. Das Volk, oder die lesende Welt hing an diejenigen ihrer Dichter, die in der Form sangen und dichteten, welche mehr an dem Stoff, mit dem das Volk befreundet war, als an der Form der Sprache sich zeigte; so lebte nun, um jene klassischen Vers-

künſtler, eine Reihe Dichter auf, die das künſtleriſche nur nach einer gewiſſen Grenze pflegten.

Indeß der Kitzel zur Sprachkünſtelei blieb immer noch im Schoße der deutſchen Literatur rege. Das was Ramler und Klopſtock noch unvollendet ließen, beelferte ſich nun Voß in höherem Maße zu ergänzen und darzuſtellen. Nicht bloß für die Versmaße auch für die Konſtruktion der Alten, vorzüglich der Griechen, ſollte des Deutſchen Sprache empfänglich ſein.

Voß, an dem dies, als Ueberſeher der Alten, noch zu entſchuldigen war, da er dadurch die Alten in ihrer inneren und äuſſeren Geſtalt uns wiedergeben wollte, fand nun bald ein Heer Nachahmer in dieſer Hinſicht. Vorzüglich iſt es jetzt einer unſerer vorzüglichen Köpfe, der nun bis in

dieſem Jahre es, Gottlob, ſo weit gebracht hat, deutſch in griechiſcher Manier zu konſtruiren, ſo daß ein Unerfahrner wähnen ſollte, er gehe darauf aus, als Deutſch-Franzos zu dichten.

Doch in dieſem Beſtreben des deutſchen Genius, die echt antike Form in deutſcher Sprache aufzuſtellen, mag doch wohl den friſch aufkeimenden Sängern des deutſchen Parnaſſes, entweder nicht Spielraum genug gegeben worden ſein, ſich in einer gewiſſen neuen Genialität zu produziren, oder ſie mochten wohl für den Genius ihrer Mutterſprache einen Spannagel darin gefunden haben; und was geſchah?

Man begnügte ſich nicht mehr mit dem antiken Klaſſizismus, der eine geraume Zeit herhalten mußte. Italien, Spanien, war nun der Boden auf welchem die Na-

tur die Form hervortrieb, an welcher auch der Deutſche ſeine Sprache ſchmiegen mußte. Es entſtand nun in der deutſchen Literatur jenes Heer von Sonetten- und Kanzonen-Schöpfern. *).

Der Ton, der Inhalt dieſer Gattung, aus dem das Zeitalter, in welchem ein Patrarcha, Dante und Arioſt lebten, mochte wohl Deutſchlands poetiſchen Jüngern Veranlaſſung gegeben haben, auf die Spuren deutſchen Geſanges und deutſcher Rede, jener Zeit, einen aufmerkſamen

*) Ein gediegenes Wort läßt der biedere Fernow, über den Gebrauch der italiäniſchen Silbenmaße in der deutſchen Literatur, fallen, an einem Orte, wo man es am wenigſten erwarten ſollte. Prometheus. Erſter Band. Viertes Stück. S. 33.

Blick hinzuwerfen; es war die Zeit der Minnesänger.

Der Funke loderte zur Flamme auf. Es gattete sich gleichsam der, den Italiänern und Spaniern abgewonnene Geschmack, mit der, in den Minnesängern herrschenden, Manier; man sah in diesen wie in jenen die höchsten Muster der Idealität, und so steht nun der deutschen Literatur ein Klassizismus bevor, in den Schätzen die ihr Tiek, Schlegel, Arnim, Brentano ꝛc., theils in den Reihen der altdeutschen Gedichte eröffnet, theils in der Nachbildung, zu der sie jene Muster des Süden und Norden begeisterten.

Bei dieser Gährung der Gemüther zwischen den antiken und modernen Klassizismus, bei diesem mühseligen Bestreben der deutschen Literatoren, die gleichsam

als Nachkömmlinge des Prokruſtos, nach der Manier und der Idee aller Nationen, die Sprache ihres Volkes zerren und drehen, und dieſe nun täglich mehr aus ihrem Karakter herausreiſſen, oder ſie in einen fremdartigen hineinpreſſen; — bei dieſem unabläſſigen verfeinern und wetteifern, hierin etwas Vollkommenes zu ſchaffen, kann es nicht fehlen, daß die Literatur der Deutſchen, kaum daß die Genialität einiger ſtarken Köpfe, ſie zu einem Grade von Klaſſizität erhoben, wieder die Tendenz verliert, die ihr jene eingeflößt *).

*) Es wird hier nichts übertrieben. Einen der deutlichſten Winke über dieſe Geiſtesſtimmung gibt uns der Senior der Journaliſten, Herr Bieſter, in der Berl. Monatsſchrift. Er läßt hier Hrn. Bothe als einen Verskünſtler auftreten, der die deutſche Metrik in

Es iſt nicht abzuſehen, ob dies Weſen — man möchte es wohl gar Unweſen zu nennen belieben — deſſen höheren Grund

einem hohen Grade, der der Alten nä-
her zu bringen verſucht, indem er die
Kunſt aufſtellt, für die neutralen bekann-
ten Wörter der deutſchen Sprache einen
beſtimmten Ton vorzufinden, der ſie zu
kurzen oder langen Poſitionen ſtempelt.
In dieſer Extaſe die deutſche Sprache
als ein Gewächs Latiums eingewurzelt
zu ſehen, kümmert es aber Herrn Vie-
ſter nicht, in der Ode, die er als ein
Produkt von Herrn Bothes metri-
ſchem Genius gibt, Stellen wie folgende
als muſterhaft aufzuſtellen.

Reiche Tag' in Schiff gehäuft des Abend-
Strandes, (ob hier Untiefe bedräut, ob Abgrund
Dort), die Eiſennadel im Auge ſteuert er
muthigen Herzens
Durch die Sturmaufrühr', unerellt von Unglück ꝛc.

wir in der, in des Deutſchen Gemüth Wurzel gefaßten Dualität, aufgefunden, in Deutſchland ein Ziel finden dürfte. Und ehe dies nicht der Fall ſein wird, ehe Deutſchlands Sprache nicht wie die der neuern Nationen einen geſchloſſenen und abgerundenen Darſtellungskreis erhält, der nur an dem Stoffe ſeinen Vorwitz übt, ehe es nicht dahin in Deutſchland kommt, dürfen wir auch nicht hoffen, einer deutſchen klaſſiſchen Literatur uns verſichert zu halten.

Schiller und Göthe, die unſere zeitige Kunſtjünger eben ſo im Munde führen, wie die ehemaligen, Leſſing, Klopſtock und Wieland, laufen eben wie dieſe die Gefahr, wieder von der oberen Stelle, die ſie in dem Kreiſe der deut-

ſchen Literatur einnehmen, verdrängt zu werden. *).

Wenn man mit einiger Aufmerkſamkeit nur die halbjährige Ernte unſerer Literatur durchgeht, ſo iſt man zwiſchen Erſtaunen und Verdruß getheilt. Man erſtaunt über die Mannigfaltigkeit der Formen,

*) Die Gefahr für Schiller iſt ſchon vorhanden. Des Knaben Wunderhorn. Thl. 1. S. 353. Wo ſich ein Gedicht, überſchrieben: „Die feindlichen Brüder" freilich mit dem Epigraph: (Handſchrift, mit Noten, 1600 — 1700) findet. Indeß halten es die Herren Herausgeber des Wunderhorns, die Herren Brentano und von Arnim, nöthig, die Bemerkung hinzu zu fügen: „Der lieben Dummheit muß hierbei bemerkt werden, daß dies ein Scherz, wenn ſie weiß was Scherz iſt, kein Schimpf gegen Schiller ſei."

welche ſich der Deutſchheit anſchmiegen, und ärgert ſich über den Wechſel und die Hinfälligkeit dieſer, aus Laune und Kaprize zuſammengeſtoppelten Meiſterſchaft*).

*) Aus der Aeuſſerung die Köpken, der das Heer der deutſchen Ueberſetzer des Terenz vergröſſert, bei Gelegenheit einer Probe ſeiner Ueberſetzung des Plautus vorbringt, läſſt ſich ohngefähr ermeſſen, welches Schickſal vorzüglich den beiden deutſchen gröſſten Dichtern in Deutſchland bevorſteht. Indem er von dem Versmaß des alten Drama ſpricht, trägt er unter andern die Aeuſſerung vor: „Es iſt hier nicht der Ort, über den Werth oder den Unwerth des fünffüßigen Jambus überhaupt zu reden, wie wohl es nicht ſchwer ſein möchte, darzuthun, daß dieſe Form als unrein, unnatürlich, (?) entweder gar nicht, oder als gereimt (?) hätte aufkommen ſollen, und daß ſelbſt (hear him!) die

Und bei dieſer polypenartigen Bildung des deutſchen Gefühls, welche die Meiſter ehren, und die ſie in den Jüngern nähren, verlangt man noch von dir, Deutſchlands Volk, einen feſten, ſtabilen Takt für die Produkte deiner Genialität! Bezüchtigt man dich des Undanks gegen die großen und wichtigen Männer, die ſich einſt erhoben auf die Schwingen ihres Genius, dich

Werke der drei größten modernen Tragiker, Shakespare, Schiller, Göthe, in Abſicht ihrer Form, einen höheren Werth haben würden, wenn ſie Statt jenes fünffüßigen, gleich den griechiſchen Muſtern, den ſechsfüßigen Vers gewählt hätten." Berliniſche Monatsſchrift. 1806. Monat November. S. 195. — Shakespear du biſt gerettet, denn du lebſt in deinem Vaterlande noch, wie in dem erſten Momente deines, Ruhms. Aber Ihr, Schiller und Göthe! —

fortriſſen durch den Zauber ihrer Worte und ihrer Rythmen! Klagt man dich, deutſches Volk, an, daß du nicht dauernder Empfänglichkeit fähig ſeieſt, für das dir reichlich dargebotene Himmliſche und Unſterbliche.

Wer ſoll dieſe dauernde Empfänglichkeit bilden, wenn ſie diejenigen noch nicht ergriffen, welche die Muſter davon in allen Literaturen des Erdbodens erblicken, und um die Wette ſich beſtreben, durch Förmlichkeiten ihr Gefühl und ihr freies Urtheil zu tödten, und durch ein ununterbrochenes Vorführen fremdartiger Geſtalten und Formen, dem Auge des Volkes keine bleibende Stätte gewähren, um ſich zu fixiren und einen feſten Standpunkt in ſeinem Urtheil behaupten zu können.

Wer Deutſchlands Volk kennt, und ſeine Literatur, dem wird daher die Bemerkung nicht entgehen: Deutſchland hat noch keine Klaſſiker, noch keine Reihe von Muſtern für die Genialität ſeiner Sprache. Das Streben der Eingeweiheten oder der Literatoren nach Klaſſizität, iſt für das Volk ein Fremdling. Es ſieht in ihm Keime und Pflanzen, die es als Wundergeſtalten einer fremden Welt oder Zone, höchſtens anſtaunt, bewundert und endlich vergißt.

Einen größern Spielraum hat in Deutſchland daher die Maſſe der ſogenannten Lieblingsſchriftſteller. Kein Volk zählt ſo viele Lieblingsſchriftſteller als das Deutſche, keine Literatur iſt vielleicht ſo zahlreich an Produkten der Art, als die deut-

ſche. Wer nur einige Dezennien in Deutſchlands Literatur zurück denken kann, der muß erſtaunen über das Heer ſogenannter Lieblingsautoren, deren Karakter wir im Anfange aufgeſtellt.

Man ſchreit und zetert gegen dieſe überſchwemmende Produktivkraft unſerer Literatur, und vergißt, daß ohne ſie, bei dem Standpunkte, den Deutſchlands Literaturgeiſt ſeit einem Jahrhundert angenommen, das Volk noch unempfänglicher für Literatur überhaupt ſein dürfte, und daß dieſer Standpunkt des ewigen Streitens, Haderns und Kämpfens über die Grundſätze, den Genius, von dem der deutſche Volksgeiſt beſchwängert iſt, auſſer aller Aufſicht brachte, und einer freien und willkührlichen Thätigkeit überließ, die jene An-

lage zur Fruchtbarkeit ſchuf, mit der wir in der deutſchen Literatur geſegnet ſind.

Der Deutſche gleicht daher auch in Hinſicht des Volksgeſchmacks einer unerfahrnen Jugend, die von allen und jeden Reizen, die ſich ihr darbieten, gefeſſelt und gerührt wird. Die Lieblingsſchriftſteller dominiren ſeine Gefühle, und die Herrſchaft dieſer Meiſter, gleicht der der Hetären, die nur, ſo lange ſie jugendlich und friſch ſind, ſich geltend machen können.

Da, wo der Geſchmack einer Nation, durch mehrere, zu Klaſſikern erhobene Schriftſteller, feſten Fuß gefaßt, iſt ſelbſt den Lieblingsſchriftſtellern eine gewiſſe Grenze, ein gewiſſer Zügel angelegt. Ihre Friſche glänzt wenige Zeit, das unbefan-

gene Weſen gibt ſich ihnen hin, allein immer mit der Würde und in der Grenze, welche die Ehrfurcht einflößt, die durch die Gegenwart und den ernſten Blick des gehuldigten Alters, durch die Klaſſiker, einem Volke aufgeregt wird.

Ueber eine Leſſingſche Fabel.

(Bruchſtücke eines Briefwechſels.)

I.

— Man auch zu etwas Literariſchem.

Ich weiß nicht, ob Sie ſich aus Leſſings Fabeln der neun und zwanzigſten des zweiten Buchs: Tireſias überſchrieben, erinnern werden. Dem Namen nach wird ſie Ihnen wohl bekannt ſein. Indeß da man auf Reiſen nicht immer eine Bibliothek zum Nachſchlagen bei der Hand hat, ſo gebe ich Ihnen hier eine Abſchrift:

„Tireſias nahm ſeinen Stab und ging über Feld. Sein Weg trug ihn durch einen heiligen Hain, und mitten in dem

Haine, wo drei Wege einander durchkreuzten, ward er ein Paar Schlangen gewahr, die ſich begatteten. Da hub Tireſias ſeinen Stab auf und ſchlug unter die verliebten Schlangen. — Aber, o Wunder! Indem der Stab auf die Schlangen herabſank, ward Tireſias zum Weibe."

„Nach neun Monden ging das Weib Tireſias wieder durch den heiligen Hain: und an eben dem Orte, wo die drei Wege einander durchkreuzten, ward ſie ein Paar Schlangen gewahr, die mit einander kämpften. Da hob Tireſias abermals ihren Stab auf, und ſchlug unter die ergrimmten Schlangen, und — O Wunder! Indem der Stab die kämpfenden Schlangen ſchied, ward das Weib Tireſias wieder zum Manne."

Das iſt die Fabel; und ihr Sinn? Ich

darf mich wohl als Weib nicht ſchämen, Ihnen offenherzig zu geſtehen, daß ich mich vergebens bemühete jener Fabel einen paſſenden Sinn unterzuſchieben, da ſelbſt eine Anzahl gelehrter Männer aus meinen Bekannten und Freunden, welche einer vertraute Bekanntſchaft mit den Leſſingſchen Schriften zu haben affektiren, mit mir in gleicher Verlegenheit waren.

Da aber in der Rückſicht mein Glauben an Leſſing unerſchütterlich ſteht, daß er nie etwas niederſchrieb, was nichtsſagend wäre; ſo will ich mir eine Geiſtesbeſchränktheit viel lieber zuſchreiben, als in dem Glauben an den großen Mann, den einzigen Großen den Deutſchlands Literatur im vorigen Jahrhundert aufzuzeigen hat mich irre machen laſſen. — Es ſei alſo wiederholt: ich begreife den Sinn der vorſtehenden Fa-

bei nicht und Sie? — Sie ſollen mein Apollo ſein, wenn Sie es der Mühe Werth halten mir eine Erklärung aufzuſuchen. — Vielleicht dürfte es Ihnen die Auflöſung erleichtern, wenn ich noch hinzufüge: daß Leſſing in dem Regiſter von ſeinen Fabeln, den Antonius Liberalis als eine Quelle ſeiner Fabel von Tireſias angibt.

II.

— Sie mögen, theure Freundin, freilich vor das Katheder einiger Freunde gerathen ſein, die bloß den Geiſt dar über Leſſing hauſet zu kennen affektiren. Ihr Kennen iſt ein Verkennen. Leſſing war kein Dogmatiker in ſeinen Empfindungen, Ideen und Urtheilen, ſondern ein freier Kopf, der über Alles was geſagt worden, ſeine Bemerkungen, freilich im ſokratiſchen Ton, ernſt-

ſpötteland, verbrachte. Wer ihn nicht an dieſer Haltung gewahret, dem werden manche Obſkuritäten und Widerſprüche in ſeinen Schriften vorkommen.

In ſeinen Fabeln findet man oft den von ihm aufgeſtellten Karakterzug. Er ſtrafet nicht durch Ernſt, ſondern durch ernſten Spott, und den müſſen unter andern Weſen oft die Weiber fühlen. Daß Sie dieſen ernſten Spott in der Fabel Tireſias gegen Ihr Geſchlecht nicht fanden, zeugt mir von ihrer Unbefangenheit, oder zum wenigſten, daß er Sie nicht treffen ſoll. Denn auch unter den Weibern, giebt es edle Geſchöpfe wie — unter den Juden. Und zu den edlen Weibern, das wiſſen Sie, hab' ich Sie immer gezählt.

Einen feinen, gegen die Weiber gerichteten, Spott, enthält alſo die Fabel Tireſias.

Wer den findet der hat ihren Sinn. Zur Sache.

Tireſias erblickt die ſich begattenden Schlangen. Er jagt ſie aus einander und wird zum Weibe. Warum? Weil er, der Mann, den, ganz dem Karakter des Weibes eigenen Hang zur Stiftung von Zwietracht und Hader, in ſeiner Handlung äuſſert. Wie er nun als Weib einſt die Schlangen kämpfend erblickt und ſie aus einander jagt, ſo verleugnet er in dieſer, dem Karakter des Mannes geziemenden Handlung: den Hader zu enden und Ruhe und Frieden zu verbreiten, gleichſam ſeine ganze Weiblichkeit, und das Schickſal hielt ihn wieder der Geſtalt des Mannes werth.

Vermögen Sie, meine Freundin, einen angemeſſenern Sinn jener Fabel unterzuſchieben, ſo wollte ich mich ſofort be-

reit finden, meinen ihr untergelegten für unzulänglich zu erklären.

Sie verweisen mich auch Lessings Quelle auf Antonius Liberalis. Allein ich muß Ihnen nur sagen, daß dieser sie ihm keinesweges dargeboten haben kann. Antonius Liberalis erwähnt der Fabel von Tiresias nur beiläufig. Hingegen erinnere ich mich daß Ovid sie in seinen Metamorphosen weitläuftig erzählt. Ausserdem findet man auch in Bayle's historisch-kritischem Wörterbuche den Artikel Tiresias, wo eine Menge Schriftsteller der Alten verzeichnet sind, welche dieser Fabel mit gröſserer Ausführlichkeit erwähnen als Antonius Liberalis.

Beinahe, liebe Freundin, gerathe ich auf die Vermuthung, daß Lessing vorzüglich des Antonius Liberalis als Quelle er-

wähnt, um ſeine Beleſenheit gegen Bayle geltend zu machen. Denn Antonius Liberalis iſt der einzige Schriftſteller den Bayle übergangen. Ein ſolcher gelehrter Dünkel iſt ganz dem literaliſchen Karakter Leſſings angemeſſen.

Ihre Frage, liebe Freundin, hat mir einen Verſuch in Erinnerung gebracht, den ich in der Nachahmung einer Fabel Leſſings, die er: die Furien, überſchrieben, vormals wagte. Es iſt ein Wageſtück, weil dieſe Fabel von Kennern bei weitem für die vorzüglichſte in ſeiner ganzen Sammlung gehalten wird.

Hier haben Sie dieſe Nachahmung.

Nikander.

Pluto war einſt beſorgt, daß ſeine Höllenrichter, wegen ihres hohen Alters, end-

lich für ihr Amt untauglich werden dürften. Er wandte sich daher an Charon. „Auf!“ Rief er ihm zu. „Spanne die Segel deines Nachens und steuere der Oberwelt zu. Such' unter den Sterblichen vorerst einen redlichen und unbestechlichen Mann und führ' ihn her. Er soll bei meinen Richtern zum Gehülfen angesetzt werden.“

Charon trat den fernen Weg an. Er kam nach der Unterwelt und suchte, suchte lange den Rechtschaffenen, der an die Seite eines Minos, Rhadamantes und Aeakus versetzt zu werden und Recht zu pflegen verdiente; allein vergebens. Unverrichteter Sache mußte er wieder seinen Weg nach dem Styx nehmen.

„Du kommst,“ rief ihm Pluto, als er ihn erblickte, zu, „leer zurück! Wie! Ist die

Menſchheit ſo ausgeartet, daß ich die drei unbeſtechlichen Richter meines Reiches nicht mit Einem zu erſetzen vermag?"

Ach! das nicht, verſetzte Charon.

„Nun, wo hauſen denn die Rechſchaffenen alle?" fragte Pluto.

Das Richteramt, verſetzte Charon, ſcheint ihnen in deinem ſtrengen Reiche nicht zu behagen. Die guten Leute glauben es auf eine bequemere Weiſe durch die Welt bringen zu können.

„Nicht Einen fandeſt du der Standhaftigkeit. Fähigkeit —?

Da war ein rechtlicher Mann, fiel Charon ein, von dem man glaubte, daß er Alles ſeiner Gerechtigkeitsliebe aufzuopfern Feſtigkeit genug beſäße. Rikander ſtand in dem Rufe. Denn nie würdigte er die Thorheiten der Menſchen eines

Blickes, nie huldigte er durch den fernſten Blick Beifall ihren Laſtern und Ausſchweifungen, allein —

„Nun?“ rief Pluto betroffen.

Ich kam leider! zu ſpät.

„Zu ſpät?“

Jupiter ließ ihn durch den Merkur nach dem Olymp holen.

„Was will Jupiter mit dieſem braven, rechtlichen Mann am Hofe?“

Jupiter wird nunmehr ernſthafter. Er iſt des Ganymeds Luſtſtreiche überdrüſſig und wählte ſich den Nikander Statt des Ganymeds — zu ſeinem Günſtling.

Bedauernswerther Nikander!

Woher kömmt es, daß faſt alle Tragiker Sujets für ihre Kunſtwerke aus der Geſchichte wählen?

Einſeitigkeit, die man in ſeinen Anſichten von Gegenſtänden der Natur oder Kunſt zu behaupten ſucht, iſt vielleicht die gröſste Veranlaſſung immer geweſen, Ideen und Urtheile in Umlauf bringen zu wollen, die für das Wiſſen oder die ſelbſtthätige Wirkſamkeit des Geiſtes vom gröſsten Nachtheil ſein muſsten; die ihn zu einer gewiſſen Trägheit, welche immer eine Totalität in ihrem Daſein erblickt, ſtimmt, und die

gleichſam als die Mutter des Vorurtheils betrachtet werden kann.

Es iſt nichts natürlicher, als daß eine Philoſophie, die alles aus dem Geiſte des Menſchen zu erklären ſucht, in allen Erſcheinungen, die ſich ihr darbieten, die Wirkſamkeit des Geiſtes als Mutter derſelben betrachten muß. Keine Erſcheinung der Natur und Kunſt, darf es ſolchen Denkern geben, die nicht ihre Geneſis mit Stumpf und Styl aus der innern Verzweigung des Gemüths herleitet. Auf ſolche Art ſtoßen wir auf Behauptungen, die uns, die wir nicht bloß im Geiſte ſondern auch im Körper leben, von der fremdartigſten Natur erſcheinen müſſen, unter welchen gewiß diejenige mehrerer neueren Hiſtoriker obenan ſtehen dürfte: daß die Reihe der Erſcheinungen im Gebiete der

Willkühr, welche dasjenige bildet, was wir Geschichte nennen, aus dem Gemüth der menschlichen Natur sich überhaupt deduziren läßt.

Es wäre gewiß erbaulich, wenn ein aufmerksamer Leser, die mancherlei Behauptungen und Deduktionen, die, in dieser Hinsicht, in den Schriften der neuern Zeit sich verbreitet haben, zusammenstellen, und ihre Sonderbarkeit entwickeln wollte. Eine Eigenheit der Art, verräth die Aeusserung eines Schriftstellers, bei der Frage: woher es komme, daß fast alle Tragödien-Dichter für ihre Kunstwerke, Sujets aus der Geschichte entlehnen? „Hingedeutet" sagt er *), „ist schon auf dies Phänomen wor-

*) Theater, von August Klingemann. Erster Band. In der, als Vorrede darin befindlichen Abhandlung: Ueber romantische Poesie.

den, indeß vermeine ich nicht, daß Jemand es zu erklären versucht hätte. Auch scheint mir der Grund wirklich so tief zu liegen, daß es nicht leicht ist, ihn deutlich zu machen. Die griechischen Dichter wählten ihre tragische Fabeln aus der Heroenzeit, und untermischten sie mit religiösen Mythen, die für sie ebenfalls das Gepräge der Wahrheit hatten. Schakespear legte fast allen seinen Dramen die Novelle oder Geschichte zum Grunde, und alle neuern Dichter folgten seinem Beispiele, ja sogar die, welche ein Sujet willkührlich erfunden, suchten doch, durch Hindeutung auf Zeit und Ort, möglichst an die Wirklichkeit zu erinnern. Dieses Zusammentreffen bei verschiedenen Nationen ist gewiß nicht zufällig, sondern muß von einem gemeinsamen Prinzip ausgehen. Das Drama rückt

ſeine Geſtalten in die gröſste Nähe, und läſst ſie, in der Gegenwart ſelbſt handelnd, vor uns auftreten; dadurch wird ſchon einigermaſsen der Schein der Wirklichkeit poſtulirt. Indeſs hat die Komödie dieſen Karakter durchaus mit der Tragödie gemein, und doch wählt nur die letztere ausſchlieſsend hiſtoriſche Sujets zu ihrer Darſtellung? Es muſs daher ein noch tieferer Grund aufgefunden werden. Die Tragödie iſt die erhabenſte unter allen Dichtungsarten, ſie will die von der Erde entflohene Freiheit zu ihr zurück führen, und erhält dadurch einen praktiſchen, in das Leben eingreifenden Zweck, wodurch ihre ſtrengere Sittlichkeit zugleich nothwendig bedingt wird. Freiheit iſt das höchſte Gut, wornach die Menſchheit ringt, um dieſes Ideal

wieder zu erreichen, ſetzt ſie ſogar es, als einſt ſchon erreicht, voraus — ein goldenes Zeitalter der Vergangenheit und einzelner Heroengeſtalten, die, dieſes goldene Zeitalter in der Bruſt, durch die entfernte Vorzeit hin wandeln. Dieſe Vorbilder werden die Gegenſtände, worauf die tragiſche Muſe zuerſt hindeutet und die ſie dem geſunkenen Geſchlecht als lebendige Muſter entgegen ſtellt, ohne dadurch einer niederen Wirklichkeit ſich hin zu geben, denn die Geſchichte wird in der Entfernung durch ſich ſelbſt poetiſch, und durch ihre weiten Hallen wandeln die Heroen, vom Himmelslichte allein beleuchtet, und von dem Druck und der Einengung die allein die Nähe ihnen auflegt, befreiet. Eben dadurch wird die hohe Idealität dieſer Kunſt zugleich mit dem reellen Ernſte

ſo innig verſchwiſtert, und Melpomene iſt die freie ſelbſtſtändige Herrſcherin zweier Welten. Nur aber die ferne Vorzeit der Geſchichte iſt der Kreis, dem ſie ihre Heroen entführt, die Gegenwart iſt eng' und arm, denn ſelbſt der größte Held in ihr, erſcheint eben durch die zu nahe Entgegenſtellung zugleich als der bedürftigſte Menſch, und alle kleinen Schwächen ſeines Geſchlechts muß er mit ihm theilen."

Es iſt wirklich nichts leichter, a's Früchte, die an niedrigen Bäumen hangen und leicht erreichbar ſind, zu überſehen, um ſie auf Leitern mit Mühe von den Kronen hoch bewachſener Stämme zu pflücken. Wem die Geſchichte der dramatiſchen Dichtkunſt bekannt iſt, den wird es nicht wundern, woher die Tragödie, wie ſie in Europa ſich entfaltete, einen

ganz von der Komödie verſchiedenen Stoff wählt. Es iſt bekannt, daß die Tragödie, als ein griechiſches Produkt, ihren Urſprung bei Feierlichkeiten und Feſten fand, welche die Hellenen zum Andenken wichtiger Ereigniſſe oder Begebenheiten einſetzten. Man ſieht alſo, das ihr Urſprung ſich an ein hiſtoriſches Ereigniß feſſelt, das höchſtens durch die Phantaſie ausgeſtattet ſich zeigen dürfte. Es mag dies der Zuſtand der Tragödie in den Zeiten der Heroen geweſen ſein. Die Kultur Griechenlands hat die Verehrung, die den Göttern und den Myſterien der Schöpfung, in dem Zeitalter der Heroen gewährt ward, wahrſcheinlich in den folgenden Zeitaltern auf dieſe übertragen, und ſo entſtanden oder bildeten ſich die ſpätere Tragödien, wie

wir ſie von Aeſchylus bis auf Sophokles bei den Griechen kennen lernen.

Eine andere Bewandtniß hat es mit dem Urſprunge der Komödie. Sie hat ihre Entſtehung vorzüglich dem Bedürfniß des Menſchen, zu einer nachdrücklichen Erholung auf eine anſtrengende und erſchöpfende Arbeit, zu verdanken. Sie entkeimte gleichſam in der Periode, wo das Volk noch im Landbau, die einzige Quelle ſeiner Erhaltung und ſeines Reichthums fand; und wenn die Ernte vorüber war, der Gewinn vom Boden die Scheunen füllte, war der Zeitpunkt vorhanden, wo das Volk ſich dem Müßiggange überließ, und der Laune und dem Muthwillen einen zügelloſen Spielraum gewährte. Es waren Neckereien, Spottreden, die debutirt wurden, und welche nicht im Andenken

erhalten, ſondern vergeſſen werden ſollten. So entſtand die Komödie.

Man ſieht in ihrer Entſtehung den Grund zu allen den Zügen, welche ſie noch bis auf unſere Zeit karakteriſiren. Komödien ſind reine Schöpfungen der Einbildungskraft, die Anfangs Grotesken aufſtellten, welche dem Volke gegeben waren zu ſeiner Zerſtreuung und Erholung, oder die ihrer Ausgelaſſenheit wegen ins Groteske, d. h., widernatürlich-komiſche ausarteten. Dieſe gaben endlich Veranlaſſung, daß allmählig, bei höherer Kultur und vermehrter Induſtrie, genialiſche Köpfe ihren Witz aufboten, das Volk zu unterhalten, ſo entſtand eine Anzahl von Komödianten, von denen uns der Name Theſpis noch aus dem Alterthume erhalten ward, und von welchen aus die Komödie

ſich allmählig bei den Griechen, je höher die Kultur ſtieg und ſich in ſtädtiſche Induſtrie verwandelte, zu den Meiſterwerken des Ariſtophanes und Menander erhob, welche uns Karikaturen oder das Natürlich-komiſche aufſtellten.

Griechenland war der Urboden der dramatiſchen Kunſt der Alten. Rom eignete ſich bloß die Manier und die Form der Griechen zu, und im Seneka ſowohl als im Plautus und Terenz erkennen wir die griechiſche Manier.

Endlich die Neueren, Frankreich, Italien und England, wichen nicht von der Methode in der Wahl ihrer Stoffe zu den Tragödien und den Komödien, da ſie in der Form, welche die dramatiſchen Dichterwerke der Alten ihnen hinterließen, ein

Muſter für ihre dramatiſchen Produkte fanden.

Die Engländer unterſcheiden ſich nur hierin von den Franzoſen, daß, indem die tragiſchen Dichter der letzteren, in den Stoffen der Alten ihrer Idealität genügten, die erſteren aus dem Vorrath von Novellen und Legenden des Mittelalters, den Stoff für ihre Tragöde holten.

Es iſt der dramatiſchen Kunſt der Neueren alſo der Karakter der Alten verblieben, und daher natürlich zu löſen, warum der Tragiker gröſsten Theils aus der Wirklichkeit, und der Komödiendichter aus der Phantaſie ſeinen Stoff herholt.

Wenn es daher noch irgend eine Erörterung verdient, woher es kommt, daß die Tragiker der neuern Zeit, ſo ſelten ſich

in Hinsicht ihres Stoffes, von der Wirklichkeit entfernen, so glaube ich dafür einen anderen Grund zu finden.

Die Tragödie erfordert, nach der lyrischen Gattung, den höchsten Grad von Enthusiasmus. Der Enthusiasmus ist aber mehr geeignet der produktiven Kraft der Phantasie als der rezeptiven einen Spielraum zu lassen. Je feuriger der Dichter ist, je mehr er sich seinem Gefühle überläßt, desto unfähiger ist er daher eine Handlung zu schaffen, und seine Phantasie ist mehr für eine Receptivität als Produktivität geeignet *). Es ist daher

*) Daher geht die Hymne, die Ode, die Dytirambe und die Skolie, welche den höchsten Enthusiasmus erfordern, ganz in Empfindungen, die nicht der Vorstellung fähig sind, über.

nichts natürlicher, als daß die Phantaſie des Tragikers von einer Situation, die ihm vorgeführt wird, einen tiefen Eindruck erhält, und an dieſer ſeine Kraft zu üben Veranlaſſung nimmt. Daher ohnfehlbar die Erſcheinung, daß der Tragiker, ſelbſt bis auf neuere Zeit herab, mehren Theils an hiſtoriſchen Sujets, oder an Novellen und Legenden ſeine Kräfte übt.

Anders iſt es beim Komödiendichter. Die Komödie iſt Folge einer frohen Aeuſſerung des Gemüths, die der Phantaſie Zeit läßt, einen Stoff oder eine Handlung zu ſchaffen. Der Enthuſiasmus wird da nicht ſo feurig ausgedrückt, und der Phantaſie bleibt Kraft, etwas zu produziren. Wir ſehen daher, daß dieſer Stoff mehren Theils rein erfunden wird, und da

der Enthuſiasmus in der Ausarbeitung nicht das Gemüth von der Wirklichkeit abzieht, ſo finden wir, daß der Dichter häufig auf die Wirklichkeit zurück kommt. Darſtellung von ſchwachen Karaktern, Lächerlichkeiten in Sitten und Denkart ſind es, die er aufſtellt.

Es läßt ſich aus dieſem Raiſonnement auch erklären, woher es kommt, daß alle Nationen mehr Tragiker als Komödiendichter aufzuweiſen haben. Die Produktivität der Einbildungskraft iſt ein weit ſelteneres Talent als die Rezeptivität, und da die Komödie vorzüglich des erſteren bedarf, ſo iſt nichts natürlicher, als daß es mehr Tragiker als Komödiendichter geben muß.

Ich glaube daß dieſe differenzirende

Thätigkeit der Phantaſie auch vorzüglich in neuerer Zeit, den mitten Rezeptivität und Produktivität ſchwebende genialiſchen Köpfen, zu der Schöpfung der Gattung Veranlaſſung gegeben, die wir Schauſpiele nennen, wo der Kothurn und Sokkus in einem Amalgama dem Gemüth aufgeſtellt wird.

Man hat lange über den Werth oder Unwerth dieſer Gattung geſtritten, ohne ihren eigenthümlichen Wirkungskreis zu würdigen. Mehren Theils iſt dieſe Gattung von ſolchen Köpfen bereichert, die nicht von der Tiefe des dramatiſchen Gedichts begeiſtert, oder nicht geborne dramatiſche Dichter ſind. Ihre Periode ſcheint vorüber gegangen zu ſein, und dies verräth zureichend, daß ſie ihre Entſtehung

nicht aus der eigenthümlichen Wurzel des Gemüths herholt *).

*) Die folgende Entschuldigung der Ungarn, die sie öffentlich zu machen sich verbunden fühlten, wird dazu einen großen Beweis abgeben: „Vienne, 16. Octbr. Plusieurs Hongrois de Distinction qui reviennent de la diéte de Presbourg, ont lû avec extrême étonnement dans quelques journaux francois que *la Bruette de Vinaigrier* de Mr. *Mercier*, avoit été jouée avec un rare succés dans la capitale de la Hongrie, tandis que Phédre et Mahomet y avoient été repoussé par le Public. Cette étrange annonce ne peut être considerée que comme une mystification dont quelque journaliste parisien aura voulû rendre Mr. *Mercier* l'objet. Les Hongrois bien élevés savent tous le francois, ils lisent avec delice les chefs-d'oeuvres de Racine de Voltaire, et savent fort bien l'enorme difference qui doit être mise entre les productions de

Bei dem Schickſal das dem Schauſpiel widerfahren, läßt ſich auch ſo ziemlich derjenigen Gattung das Horoſkop ſtellen, die man romantiſche Tragödie nennt, und welche vorzüglich in Deutſchland durch einige Dichter neuerer Zeit, Tieck, Fouqué, Novalis und v. Schütz, ins Leben gerufen ward.

Die Differenz zwiſchen der Produktivität und Receptivität, ſoll in derſelben ganz ſchwinden, und man merkt es den Produkten an, daß ſich ihre Meiſter an höhere Arbeit, als die Sophokles Shakespeare und Schiller verſuchten. Sie wollen im Enthuſiasmus Stoffe ſchaffen

ces grandes genies et celles de Mr. *Mercier.*" „*Journal de Paris, le* 28. *Octbr.* 1808."

und ſie zugleich bilden. Ein löbliches Vornehmen!

Allein man ſieht es ihren Produkten an, daß ihr Enthuſiasmus nicht von allen Seiten mächtig genug ausſtrahlt, und die beiden Pole ihrer Phantaſie erwärmt. Die Hitze iſt gleich vertheilt, und über das Ganze iſt eine gewiſſe Kühle verbreitet, die das Gemüth des Leſers oder Zuſchauers nie erwärmt *).

Die in Rede ſtehende Gattung roman-

*) Die Alten machten auch Tragödien der Art, wie ſie uns die Spanier und ihre deutſchen Anbeter liefern. Ariſtoteles erwähnt, De Poetica Lib. c. 9. der Tragödie des Dichters Agathons, „Die Blume," wovon Begebenheit und Name erdichtet ſind. Die Gattung mochte wohl auch bei den Griechen das Schickſal wie bei uns erleiden.

tischer Tragödien ist ganz verschieden von der, die Herr Klingmann romantische Tragödie nennt. Hr. Klingmann behauptet: „daß die Tragödie sich von dem alten ernsten Fatum, das wie ein stummes Gewitter über ihr ruhete, losriß und die Liebe ihr innerstes Prinzip wurde. Es war jetzt nicht mehr der Kampf der Heroen mit den Göttern, oder der Helden mit dem Fatum der würdige Gegenstand des tragischen Gedichts, sondern die Leidenschaft selbst wurde die Laokoons Schlange, welche die bepanzerte Brust umwand, und gegen die der Mensch noch sterbend ankämpft."

Es hat beinahe den Schein, als hätte Herr Klingmann in der Extase der Meditation die Kunst vergessen, aus welcher er für die Kritik Gesetze abziehen soll.

Shakespeare und Schiller, seine beiden Götzen für die tragische Kunst, sollten bloß die Liebe darzustellen, oder sie zum Motiv ihrer Gedichte gehabt haben? Ist die Tendenz von Lear, Hamlet, Macbeth, die des Wallenstein, der Jungfrau von Orleans, den Kampf der Liebe aufzustellen?

Wenn Hr. Klingmann nur geäussert hätte, daß die Tragödie der Neuern mehr zur Romantik hinneigt als die der Alten, weil sie in ihrem Plan combinirter ist, und daher mehr Motive als die der Alten in Bewegung setzt, so könnte man es ihm unbedingt zugeben.

Von der einen Seite mag Herr Klingmann auch Recht haben: „daß der Reichthum der Leidenschaften und Gefühle einen großen Wirkungskreis erfordert, und es

mußten ſich daher auch die Verhältniſſe der Bühne ſelbſt erweitern, mehrere Künſte konnten thätig eingreifen, um die einzelnen Effekte zu verſtärken.“ Allein wer wird ihm von der andern Seite beiſtimmen, wenn er behauptet, Glanz und Pracht ſtänden im Widerſpruch mit der antiken Tragödie, in der modernen gehörten ſie zu der romantiſchen Umgebung? Herr Klingmann hätte doch wiſſen ſollen, daß Ariſtoteles*) ausdrücklich die Verzierung oder den Schmuck der Bühne, als einen weſentlichen Theil bei der Darſtellung der Tragödie aufführt.

Dieſer große Kritiker äuſſert zwar, daß Bühnenverzierung nicht Sache des Dichters ſei, anſtatt daß Herr Klingmann wohl eine fruchtbare Stärke der

*) Poet. c. 6.

neuen Tragödien-Dichter, in dem Pomp, dem Geräusche und der Erfindung der Aufzüge ſetzen möchte. Welches auch mehr daraus hervorgeht, daß er die Pracht mit welcher die Berliniſche Theaterdirektion Schillers Jungfrau von Orleans, und Werners Weihe der Kraft gibt, als das Höchſte zu würdigen ſucht.

Wir kennen die Tragödie der Alten nur aus der Lektüre. Die Art ihrer Darſtellung iſt uns ein Räthſel. Nach dem zu ſchließen, was uns die Alten hin und wieder über die Wirkung der Tragödie äuſſerten, möchten die Verzierungen, die Maſchinerien, Aufzüge und das Geräuſch in der Handlung derſelben keinesweges denen der unſrigen nachſtehen. Dies dürfte auch vielleicht eine Apologie für die Manier unſerer neueſten deutſchen Tragiker ſein, die

nicht allein ganze ägyptische Pyramidenmassen, Heere von Schauspielern auf die Bühne bringen, sondern auch schon ins Thierreich einzugreifen anfangen, und nach Alexander auf seinem Bucephal reitend, darstellen werden, um den Helden in ihm kennen zu lernen.

ruckfehler./

ogen oben Z. 2 ſtatt Sitten l. Sitte.
n unten Z. 1 ſt. war l. wär'
. Z. 2. ſt. Dreuſſigkeit l. Dreiſſigkeit.
. Z. 1 ſt. eiferſüchtige l. eiferſüchtige.
o. Z. 5. ſt. Aphroditen l. Aphrodite.
o. Z. 7 ſt. dem Manne l. dem Mann'.
o. Z. 3. ſt. ſeelig l. ſelig.
o. Z. 3. ſt. allem l. allen.
o. Z. 9 ſt. Unterwelt l. Oberwelt.

Bagatellen,

aus

dem Gebiete

der

Poesie, Kritik und Laune.

Von

Saul Ascher.

Zweiter Band.

Leipzig 1811.
Bei Friedrich Bruder.

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Ueber die politiſche Würde der Weiber. 5

An meinen Freund Miſonos. . . . 67

Lobſchrift auf den Eſel. 73

Seite

Ueber den Campeſchen Purismus. . 153

Geſpräch zwiſchen Gall und Schlegel. 213

Ueber Mythologie, ein Geſpräch. . . 267

Der blinde Verehrer. 314

Vermischte Aufsätze.

Ueber die
politiſche Würde der Weiber.

(Gegenſtück zu Hippels Verſuch über die Weiber.)

„Es iſt doch ſehr ſonderbar, wenn ich mich glimpflich ausdrücken ſoll," ſagte mir jüngſthin eine liebenswürdige Perſon des weiblichen Geſchlechts, „daß bei den groſſen Erſchütterungen, die das Syſtem aller Verfaſſungen und Einrichtungen der politiſchen Welt erlitten, diejenigen, die unſer Geſchlecht betreffen, ſo ganz feſt und unverrückt ſtehen blieben. Es ſcheint, unſer Schickſal ſoll ein eben ſo bleibendes Merkmal von der ehemaligen ſchielenden Denk-

art der Menſchen abgeben, wie etwa die uralten Pyramiden von dem Deſpotismus der Regenten.“

„Ich kann es mir nicht erklären, und zweifle, daß irgend Jemand mir eine genügende Auflöſung der Frage geben wird: warum man in dem Zeitpunkte, wo die Menſchenrechte die Univerſal-Arznei gegen alle herrſchenden Uebel abgeben, wo ſie gleichſam eine Radikalverbeſſerung der menſchlichen Gattung bewirken ſollen, ſo wenig die Rechte meines Geſchlechts in Anregung und in Rechnung gebracht?“

„In Wahrheit, ich kann eben nicht ſagen, daß alle die Erklärungen, die man in den jetzigen Zeitläuften über Menſchenrechte ergehen läßt, dieſen Namen verdienen. Ich würde ſie eher Erklärungen der Männerrechte nennen. Und iſt es daher nicht lä-

cherlich, wenn man die Philanthropen jene lauttönenden Phraſen in allen Winkeln ausposaunen hört: zertrümmert iſt das Reich des Deſpotismus, ausgerottet iſt dieſe vielköpfige Hydra, und vollſtändigen Sieg hat die Menſchheit über dieſes Ungeheuer davon getragen? Hier ſieht man, daß der Deſpotismus in wahrer Proteusgeſtalt dem Menſchen ſeine Vernichtung aufbinden will, um in einer andern Geſtalt ihn dereinſt zu höhnen. Hier — doch was brauche ich Ihnen mehr zu ſagen. Werfen Sie einen Blick auf den Zuſtand des weiblichen Geſchlechts, und dann entkräften Sie mir die Behauptung: daß der Deſpotismus noch einen Keim hinterlaſſen, der ihn uns über kurz oder lang in ſeiner alten Geſtalt wieder entwickeln wird."

„Ich behaupte nämlich, lieber Freund,“ fuhr sie fort, „so lange die Weiber ihre Rechte auf Gnade oder Ungnade im Reiche der Menschheit erhalten werden; so lange die Männer die Regenten und die Weiber den Pöbel ausmachen werden, den man, gleichviel aus Grundsatz oder Laune, zum Besitze einer Lehn in dem großen Gebiete der Menschenrechte Befugniß geben wird, werden auch die Weiber immer die Handlanger der Männerrechte bleiben, wird nie Menschenrecht reine, ausgeprägte Münze sein, sondern es wird, wie es immer bisher damit gegangen war, nur, anstatt sonst von den Satrapen der Großen, jetzt von den Maitressen oder Weibern der Menschenrechtsverweser, mit demselbem eine solche Reduktion vorgenommen werden, daß es in

einer weit geringerhaltigen Scheidemünze erſcheinen wird, als ehemals.“

„Es werden die Weiber jetzt, die Analogie giebt mir dieſe Vermuthung an die Hand, als der kleine, gedrückte Theil der Menſchheit, alle Künſte, ſelbſt da, wo die Menſchenrechte mit wahrer Stentorſtimme ihren Sieg verkünden, hervorſuchen müſſen, um durch Kabale, Liſt und tauſendfältig unerlaubten Wege ſich ſolchen Einfluß zu verſchaffen, daß ſie die Rolle der Günſtlinge bei der Nation ſpielen werden, die ehemals ein ſolches Geſchöpf im Kabinet oder am Thron eines ſogenannten Deſpoten mit Nachdruck durchzuführen wußte. Und nun ſagen Sie mir einmal, hatte nicht jener Witzling Recht, der den menſchlichen Verſtand mit einem Zirkel in der Rückſicht verglich, das er nie, wie die-

ser, nach der strengsten Demonstration, auf einen festen Punkt stehen bleiben kann."

„Hier sehen Sie, wenn Sie nur etwas prognostischen Sinn haben, eine Reihe von Begebenheiten sich entwickeln, die alles wieder in das Gleiche bringen können, das man eben zu verschütten suchte."

Nun, rief ich meiner Diotima entgegen, so arg wird es doch noch mit uns und mit Ihrem Geschlechte nicht werden! Lassen Sie nur die Menschheit wieder nach einigen Dezennien zu sich gekommen sein, sie wird ihrem Geschlechte gewiß einen größern Umfang von Rechten zu sichern suchen.

Mit diesen Worten hatte ich nun freilich die Flamme wider meinen Willen noch heftiger angeschürt. Denn, ich gestehe, mit Recht begann nun die Freundin! „Was sprechen Sie, Herr! von Menschheit, von

unſerm Geſchlecht, von dem Ihrigen? Alſo die Männer machen die Menſchheit aus? Sie haben die Befugniß, ſich dieſe Würde anzumaßen? Sie haben das Recht, die Mehrheit der Stimmen im Voraus zu behaupten? — Wenn ich aber euch Männer frage: was berechtigt euch dazu?"

Die Natur, liebe Freundinn!

„Ich weiß ſchon, was Sie hier ohngefähr Natur nennen dürften. Den Zufall, das Schickſal, die Vorſicht, die den Männern nervigtere Arme, ſtärkere Muskeln, breitere Knochen verliehen. Mit dieſen Waffen hoffe ich doch wohl nicht, daß die Männer unſer Recht zu Boden ſchlagen werden. Gehen Sie von dieſem Grundſatze aus, ſo ſind Sie gleich verloren. Dann hatte auch Kaligula Recht, wenn er die Könige ſchon vom Uranfange der Welt

geſchaffen hielt, und alle Menſchen als geborne Sklaven betrachtet, die jenen gehorchen müßten. Dies gäbe alſo eine ſchöne Reihe Gründe, euch Männer wieder mit allem Recht unter das Joch eines Uſurpators eurer deklarirten Menſchenrechte zu ſchmiegen. Eine ſolche Folgerung wird Ihnen aber gewiß jenen Grundſatz verleiden."

Setzen wir, fiel ich ein, ſtatt Natur, Vernunft; da werden Sie aber noch ſchlechter wegkommen. Denn wiſſen Sie wohl, daß man ſchon im vorigen Jahrhundert den Zweifel erregt hat: ob die Weiber Menſchen ſind?

„Laſſen Sie nur die Vernunft dominiren, die wird einer Pflanze auch ihre Rechte einräumen. Denn ſo viel ich über die Vernunft nachgedacht, ſo iſt ſie viel-

mehr fähig, aus Nichts Etwas zu machen, und nach Verhältniß daher einem jeden Dinge einen gewiſſen höhern Werth gegen die Dinge zu verſchaffen, die ihren Werth der Vernunft aufbringen. So wie nun die Vernunft die Menſchenrechte gegen den Regiments-Deſpotismus gehoben, ſo wird ſie die Weiberrechte gegen den Männer-Deſpotismus würdigen und geltend machen."

Was ſollte die Vernunft mit dieſem Gaukelſpiele bezwecken? was würde ſie erreichen, wenn ſie dieſer Gleichheit, ſo zu ſagen, das Naturaliſationspatent ausfertigte? Das war und iſt, glaube ich, auch hin und wieder noch ein primitiver Irrthum, von dem man nun zurückgekommen ſein ſollte. Die Mittel, welche die Vernunft hat, um ihren Zweck zu erreichen, ſind nicht alle gleich. Sie kann da nicht

eine Stecknadel brauchen, wo sie ein Brecheisen anwenden muß, und nicht den Fingerhut da anstekken, wo sie eine ganze Rüstung anlegen muß. Sie muß also eine Unterordnung in den Mitteln feststellen, wenn sie je ihren Zweck durchsetzen will. Die Weiber sind daher nicht blos den Männern untergeordnet, sondern auch die Männer sind einander untergeordnet, in sofern sie an Kräften einander nachstehen.

„Mit einer Sophisterei wollen Sie meine Gründe zu Boden schlagen? — Wie, es gäbe also keine Weiber, denen die Männer untergeordnet sein könnten?"

Wenn es deren giebt, so sind es keine Männer.

„Wie klingt wohl Ihre Erklärung von einem Manne?"

Ein Mann ist, nach meiner Idee, das Produkt eines mit sich selbst multiplizirten

Weibes. — So ſonderbar dies Ihren Ohren klingen mag, ſo finden Sie hierin die Auflöſung der moraliſchen Dichtung, nach welcher eine Ribbe des Mannes hinlänglich war, ein Weib zu produziren.

„Ach! laſſen Sie die plumpe, ganz ohne Energie und Geiſt erfundene Mythe eines rohen, nomadiſirenden Hebräers.“

Ich weiß ſchon, wo Sie hin wollen. Die Griechen ſchweben Ihnen vor, die haben den Weibern einen ganz andern Standpunkt angewieſen. Ihre Mythologie die ſchmeichelt Ihrer Eigenliebe. Da leſen wir beim Plato die Mythe von den Androgynen. Nicht ein Haar waren die Männer da mehr, als die Weiber. — Aber geſtehen werden Sie mir doch, daß die moſaiſchen Dichtungen der Wahrheit weit näher gekommen ſein müſſen; denn die Grund-

ſätze, welche ſich von ihnen abſtrahiren laſſen, haben doch wohl noch überall in praxi dominirt.

„Ach! die Griechen haben auch über die Weiber beſſer gedacht, als ſie ſie behandelt! Schließen Sie aber nicht von dem Einfluſſe der moſaiſchen Dichtungen auf ihre Wahrheit; denn, wie ich Ihnen ſchon replizirt, ſo muß daraus die Richtigkeit der Rechte, die die Männer gegen den Deſpotismus zu behaupten ſuchten, erfolgen.“

Bedenken Sie aber, daß Sie hier zwei Dinge verwechſeln. Wenn die Vernunft zur Herſtellung der Menſchenrechte ein Mittel aufſuchte, ſo fand ſie dies in den Männern am bequemſten; die Männer haben nun ein Recht gegen den Deſpotismus ſich zu erheben, eben aber zugleich ein ſolches Recht, den Einſpruch, den ihnen die Weiber

in dem Siege über den Despotismus machen, zu beschränken.

„Also Sie bleiben dabei —“

Daß das weibliche Geschlecht die Quadratwurzel des männlichen ist, und daß also ihre angebornen Rechte mit ihren angebornen Kräften im Verhältniß stehen. Diese ihre Rechte müßten daher immer denen des Mannes untergeordnet sein „Und er soll dein Herr sein!“ In diesen Worten ist die rechtskräftige Sentenz enthalten, die nicht allein schon wie viele tausend Jahre ihre Gültigkeit hat, sondern sie in ewigen Zeiten erhalten wird.

„Also Sie wollen geradezu behaupten, daß das weibliche Geschlecht nie Etwas zum Fortschritt und zur Entwickelung der Menschenrechte beigetragen.“

Ei, wer wollte das behaupten! Sogar dem Heloborus räume ich diese Tugend ein.

„Nun, warum wollen Sie gleichsam die Grundsätze, die zwischen Mann und Weib in der Ehe Statt finden, auf die ganze Menschheit anwenden, und, so zu sagen, zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht eine große Ehe eingeführt sehen?“

Eine große Ehe, das wünsche ich auch. Anders ist die Kollision nicht zu heben, die sich zwischen den zweien Ständen der Natur, dem männlichen und weiblichen Geschlechte, nothwendig erheben muß, wenn jeder auf das Quentchen Vernunft trotzen zu können sich berechtigt fühlt. Die Ehe betrachte ich blos als eine Handlung, wodurch sich ein Weib auf Diskretion einem Manne übergibt, der Name Ver-

trag ist für sie blos geltend, wenn ein Theil von ihnen in die Ewigkeit geht, oder davon läuft. So lange wie von diesen Unfällen — wenn man sie so nennen kann — die Ehe nichts trifft, so bleibt immer der Mann — versteht sich, wenn er Mann ist — der herrschende Theil. Wie hier bei der kleinen Ehe, so sei es bei der grossen. Und die mosaische Mythe vom Adam und Eva, scheint es der kurzsichtigen Vernunft unter die Augen bringen zu wollen: daß diese große Ehe die Gottheit in dem Himmel geschlossen; die nun keiner von beiden Theilen zu trennen berechtigt sein dürfte.

„Und unsere angebornen, anaestammten und ererbten Rechte, die denen der Männer keinesweges nachstehen dürften?“

Gelieben Sie mir davon eine spezielle Anzeige zu machen.

„Unter angebornen Rechten verſtehe ich ſolche, die ſich auf Talente gründen, die uns Weibern nur eigenthümlich ſind. Die neuern Aerzte theilen die Krankheiten in ſtarke und ſchwache (ſtheniſche und aſtheniſche) ein. Wir können die Vollkommenheiten auch auf ſolche einfache Eintheilung zurückführen. In der Rückſicht würde mein Geſchlecht auf eine große Anzahl von Vollkommenheiten Anſpruch machen können, die ſich auf Schwäche gründen, und dieſe würden immer auf gewiſſe Rechte Anſpruch machen können, die den Weibern vorzugsweiſe eingräumt werden müſſen.“

Es iſt wahr, angeborne Vollkommenheiten geben zwar ein Recht. Es iſt nur Schade, daß der Zufall eher die Geſellſchaft bildet, als die Vernunft, und daß daher die Macht dem Rechte, die Willkühr

der Vernunft, und die Gewalt der Schwäche vorgeht. Es ist nur Schade, daß angeborne Vollkommenheiten nicht Sitz und Stimme in den Urversammlungen der menschlichen Kräfte erhalten. Man frägt nie: was hat die Natur dir für ein Recht gegeben? sondern: was hast du dir für ein Recht in der Natur erworben? Das bestimmt schon einen himmelweiten Unterschied der Rechte, die ein Mann gegen den andern in der Gesellschaft hat, um wie viel größer muß hier der Abstand in der Gesellschaft zwischen Mann und weibliches Geschlecht sein. — Was nun aber die Natur der Vollkommenheiten anbetrifft, die dem weiblichen Geschlecht — und, wie Sie glauben, auf Schwäche gegründet sind — eigen sein sollen, so müssen sie bei solcher gewaltthätigen Handhabung der an-

gebornen Rechte überhaupt ihre ganze Spannkraft verlieren, und sie mögen sich zehnmal auf der Bühne der Welthändel emporgearbeitet haben, so müssen sie sich elfmal in den Hintergrund zurückgedrängt sehen, und daher immer das Kürzere ziehen. — Sei nun Schwangerschaft und Geburt — denn dies sind doch die angebornen Vollkommenheiten, die Ihre weibliche Schamhaftigkeit nicht namentlich machen wollte — so verdienstlich, als sie vernünftig erwiesen sind, so legt damit das weibliche Geschlecht ein so kleines Gewicht auf die Wage des Rechts, wie jener Mathematiker durch sein Verdienst um die Auflösung der Quadratur des Zirkels. — Hier in dieser Welt, liebe Freundin! geht es, wie in jener: wir werden nicht blos belohnt, wenn wir unsern Beruf erfüllen,

wir müſſen noch etwas darüber thun. Das Recht in dieſer Welt gleicht dem Wucherer. Er iſt nicht zufrieden, wenn man ihm verſpricht, zur Verfallzeit Kapital und Zinſen prompt und richtig zu bezahlen; man muß ihm auch ein Viatikum in die Hand drükken, daß er uns dieſes auf unſer Wort oder unſere Schrift zutraut. — Angeborne Vollkommenheiten geben ſelbſt kein Recht in der Geſellſchaft. Das, was dadurch bewirkt wird, kann ſolchen Einfluß haben, daß es ſich ein Recht zu behaupten ſucht, und das haben die Weiber in ſolchem Umfange vermocht, als die Männer. Alſo — ein Sorites in ſchönſter Form.

„Bemühen Sie ſich nicht. — Aber ſagen Sie mir, was iſt und bleibt die Urſach von dieſer Ohnmacht? — Sagen Sie mir nur ums Himmelswillen, wenn ſie

uns auch nicht natürliche Vollkommenheiten verscheuchen können, so sollten es doch die uns von Eurem Geschlechte angestammten. — Daß Vollkommenheiten in ihrer Wirkung erst ein Recht erlangen, will ich zugestehen, daß diese Rechte angestammt sein, daß sie von Generation zu Generation den Männern eigen bleiben können, will ich auch einräumen; aber das werden Sie mir doch nicht absprechen, wenn ich behaupte: daß die Weiber, in Rücksicht ihrer intellektuellen Talente, mit Euch gleiche Vollkommenheiten besitzen. Mag ihnen auch der Genuß vorenthalten sein, so sollte ihnen das Recht, seine Gränzen zu bestimmen, doch eingeräumt werden müssen. Ihr Männer begeht gegen Euch selbst einen Despotismus, der seines Gleichen in den Raubnestern von Tunis und Algier suchen

muß. Ihr ſeid gegen Euch ſelbſt Ankläger und Richter zugleich. — Ich will Euch im Namen der Weiber einräumen; daß Ihr durch Eure Talente Euch der Oberherrſchaft verdient gemacht; wer zeigt Euch aber den Weg, den Ihr behaupten müſſet, um ſie gleichmäßig recht zu verweſen? Wie oft kriegt Ihr Euch nicht bei den Köpfen, wie die Räuber, die ſich um ihre Beute zanken, und wie unzähligemal trägt der nicht die Beute davon, deſſen Verdienſt gegen das der andern eine Mücke gegen einen Elephanten iſt. Hier ſollten die Männer, wenn jeder ſeinen individuellen Vortheil geſichert ſehen wollte, zwiſchen den Individuen und dem Geſammtweſen ein Forum beſtellen, vor dem jede Ungerechtigkeit aller gegen einen und eines gegen alle beleuchtet und abgewogen, und in ihrem

Keime vernichtet werden ſollte; und dieſes Forum würde in ſeinem ganzen Umfange der Menſchheit ſehr heilſam ſein, wenn es dem weiblichen Geſchlechte eingeräumt werden ſollte."

Fürwahr! die Idee könnte ein Eldorado in der politiſchen Welt abgeben, wenn ſie realiſirt würde. — Ein Weiberpatriziat wäre kein ſo zweckloſes, ſo unnatürliches Ding. Doch — die kleine Bedingung muß ſeiner Inſtitution vorausgehen — die Weiber müſſen nicht zugleich Weiber ſeyn. — Ich räume gern ein, daß die Weiber in Rückſicht der intellektuellen Kräfte den Männern ſo viel abgenommen haben, daß ſie füglich das den Männern, wenn ſie eine politiſche Beſtimmung erhalten, erſetzen könnten, was ihnen durch ſie entzogen worden. Allein unter jeder Mumme-

rei, die sie vornehmen, verrathen sie zu sehr ihre Abkunft, so daß der stumpfste Geist, beim ersten Ton, den sie von sich geben, beim ersten Schritt, den sie thun — das Weib errathen muß.

„Ich merke schon, Sie gehen darauf hinaus, wie ein zweiter Simonides, einen Satyr gegen die Weiber loszulassen. — — Sie werden aber wahrhaftig nicht leugnen wollen, daß das weibliche Geschlecht oft genug Talente entwickelt und gezeigt. —"

Sie reizen den Satyr, liebe Freundin!

„Ach Ihr Satyr ist kein ächter. Es ist so ein Pavian, so ein Aeffchen auf Satyrart gestutzt. Ein paar Pfeffernüsse" —

Würden ihn nicht aus der Stellung bringen. Allein merken Sie, er schielt auf Ihren Mund, auf Ihren bedeutenden Blick. Er erräth, was Sie auf der Zunge haben

— ein gelehrtes Weib, das kann er nicht verdauen. Merkt er ſich in der Geſellſchaft, ſo ſpringt er um die Ecke, ruft ſeinen ſtiefbrüderlichen Faun, der nennt es oft ſeine Meluſine.

„Alſo bin ich vor ihm geſichert.“

Er lauſcht im Hinterhalt. Ich ſtehe Ihnen nicht dafür, daß er beim geringſten Anſtoß, den er findet, Lärm ſchlägt.

„Wenn es mehr nicht iſt, lieber Freund. Seit Jahrtauſenden iſt die Geiſtesſtärke der Weiber verfolgt, verketzert, perſiflirt, und parodirt worden. Es zeugt von unſerer Duldſamkeit und Eurem Despotismus.“

— Und beides iſt ein Beweis der allwaltenden Gerechtigkeit. — Als die Natur aus ihrem Nichts hervorging war ſie Chaos. Als dieſes Chaos Exiſtenz hatte, ordnete es ſich zu einem Ganzen. Licht und Finſterniß,

Entſtehen und Vergehen, Vergangenheit und Zukunft, alles nahm ſeinen Platz ein. Die Erdbewohner, die Luftbewohner, die Pflanze und der hochſtämmige Baum, die Quelle und das Weltmeer, alles ſchuf ſich ein Eigenthum in der Region, wo es vegetiren konnte. Nur das Weib war exzentriſch in ſeinen Wünſchen, in ſeinen Hoffnungen, und blieb es bis auf unſere Zeit. Noch kennt es nicht ſeine Beſtimmung, wenn es ſich Mühe gibt, darüber nachzudenken, und verliert ſich in die fernen Regionen von Unmöglichkeiten, wenn es ſich darüber beſtimmt erklären will. — Nein, Weiber! Die Natur hat Euch nicht geſchaffen, mit den Männern zu wetteifern, ſondern ihnen zu folgen. Der Kreis, den ſie zu durchlaufen haben, iſt nicht der Eurige. Daher kömmt es, wenn ein Weib einmal

Muskeln hat, die einer ſtärkern Spannung fähig, Nerven, die eines größern Eindrucks empfänglich ſind, und Beharrlichkeit, die einen größern Geſichtskreis es durchlaufen läßt, daß, ſage ich, ein ſolches Weib ſich nicht mehr gleich bleibt. Es hüllt ſich entweder in den buhleriſchen Mantel eines Aeſtipp, oder affektirt in die Tonne des cyniſchen Weltweiſen hinzugehören.

Die Geſchichte giebt uns das Faktum an Händen, daß da, wo man die Weiber einſperrte, ſie gar nicht wirken ließ, und etwa wie die Goldfaſanen fütterte, die Männer ſelbſt im Stumpfſinn keinen kleinen Werth ſetzten; allein da, wo man den Weibern freies Spiel ließ, da, wo ſie in jeder wichtigen Verhandlung der Männer ihre Minen konnten ſpringen laſſen, das

Unterſte zu Oberſt gebracht und ein neues Chaos vorbereitet ward.

Ein Schüler fragte einmal: Woher es käme, daß es im Thierreich nie zu beſſerer Ordnung komme, daß ſich die Individuen immer verfolgen, immer verzehren? Das kommt daher, antwortete ihm ſein Lehrer in ſeiner Einfalt, weil die Thiere, die aus tauſendfältigen Gattungen beſtehen, einen Löwen zum König haben. Es wäre bei den Menſchen auch ſo, wenn ſie ſich nicht von einem Menſchen regieren ließen. — — Würde man die Weiber mit den Männern nach einem Ziele laufen laſſen, wer weiß was aus der Geſellſchaft werden würde. Zum wenigſten geben uns kleine Wagſtücke der Art keine tröſtliche Ausſicht für Tugend und Geiſtesgröße.

Ein gelehrtes Weib muß einen verzer-

ten Karakter annehmen. Von der einen Seite sieht es sich von seinem Geschlecht verhöhnt. Es ist immer ein Grad von Neid, der alle Weiber ihm mit einem schielen Blicke begegnen läßt. Es will dem weiblichen Beruf entsagen und nach einer Region hinanstreben, wobei es schwindlich werden muß. Von der andern Seite sieht es in den Männern oft nur die Verehrer seiner Weiblichkeit, anstatt es ihnen mit seinen geistigen Talenten die Huldigung abzwingen will. Das Weib ist scharfsichtig, es wittert den Hohn, der noch tausend Schritte von ihm entfernt ist, und es ist oft eitel genug, mehr wissen und errathen zu wollen, als es je vermag. Alles dies zusammengenommen, muß das Weib von seinem Talente, wenn es dasselbe kultiviren will, dahin gestimmt werden, daß es damit

einen ganz andern Zweck zu erreichen ſucht, als man damit erreichen ſoll. Das Weib muß dem Weiberneide trotzen, dem Männerſtolz mit Verachtung begegnen, oder ihn mit buhleriſchen Künſten demüthigen, und vermag es dies nicht, ſo muß es intriguiren. Eine ſolche Stimmung muß den weiblichen Karakter verzerren, und ſelten iſt es, daß hinter einem gelehrten Weibe nicht die Furie Euch den Weg vertritt.

„Und dies erdreiſten Sie ſich, mir zu ſagen?“

Weil ich Sie nicht zu den gelehrten Weibern zähle. — Sie ſind ein Weib, dem ein Mann ſich verſtändlich machen kann, das gerade ſo viel und nicht weniger weiß, als es wiſſen muß, um gleichen Schritt mit dem männlichen Willen zu halten, aber nie des Mannes Vernunft durch ſeine

Weiberlaune zu beherrschen Pläne macht. Sie besitzen die Bildung eines Weibes, in dem der Mann das Muster eines Weibes für Weiber kennen lernt. — Aber unsere gelehrten Weiber — welche Pläne, welche Ideen führen sie im Kopfe, die, würden sie damit freie Hand haben, mehr ihrem Eigendünkel als ihrer Vernunft schmeicheln dürften.

Verfolgen Sie nur diese literarischen Megären in den kleinen Zirkel, wo sie eigentlich vegetiren. Sie sind gleichsam die Spiralfeder dieses Familienstaats. Nach ihrer Laune wissen sie, ohne daß es bemerkt wird, Alles zu bewegen. Nach ihrer Absicht werden die Rollen von den spielenden Personen durchgeführt, die sie um sich her zu versammeln wissen. Nach ihrem Takt lehren sie endlich ihre Höflinge die

mannigfaltigen Saiten berühren, die ihren Kopf oder ihr Herz zum sanften Adagio oder wirbelnden Allegro zu stimmen vermögen.

Es ist gleichsam ein kleiner ottomanischer Hof, den ihr Zirkel bildet. Ein eigenes Mienenspiel, ein eigener Jargon, ein eigener Ton, der immer darin zu herrschen pflegt, schreckt einen jeden Uneingeweihten ab, und gewährt dem nur den Zutritt, der durch die dritte Hand auf diesen Schiboleth vorbereitet ist. In einer grossen Stadt, wo der Müßiggang, wie die Schnecke am fruchtbaren Baume, sich am Gewühle festzusetzen pflegt, wo die Eitelkeit die Menschen zu Thorheiten verleitet, um unter den Klugen Aufsehen zu machen, da können die gelehrten Weiber diese Farze lebenslang durchspielen. Sie finden immer

Thoren, die zu ihrem Dienſt bereit ſind, und mitunter Kluge, deren Verſtand ſie auf einige Zeit in Beſchlag nehmen. In einer großen Stadt iſt ein Fremder oder ein Ausländer nur ein Mann von Ton, wenn er die Kunſt verſteht, mit ſo einer berufenen gelehrten Aſpaſia ein tête-à-tête zu erhaſchen. Ihre Zirkel bilden in dieſer großen Menſchenmaſſe gleichſam die Provinzen, die man, wenn man Anſprüche machet in einem Lande geweſen zu ſein, ohnfehlbar bereiſt haben muß. Man iſt eitel genug, die Achſel zu zucken, wenn man erfährt, daß der oder jener in der oder jener großen Stadt geweſen war, und nicht Gelegenheit gehabt hat, einſt dieſe gelehrten Originale kennen zu lernen. Doch die Thoren! Sie bedauern einen Menſchen, der

ſich nicht von dem ſcheinbaren Wiſſen eines weiblichen Orakels hat überzeugen wollen.

Ein ſolches weibliches Kameleon kann aber auf ſein Geſchlecht keinen nachdrücklichen Einfluß haben. Seine Grundſätze, ſeine Denkart, machen auf die übrigen Weiber eben den Eindruck, den die Töne auf einen Tauben, und die Farben auf einen Blinden machen können. Das wahre Bild der gelehrten Weiber iſt Eitelkeit ſtatt Grundſätze; Prunk ſtatt Wiſſen; Hochmuth ſtatt Würde; Intrigue ſtatt Klugheit, und Falſchheit ſtatt Artigkeit. Sie wollen mit ihrem Aeußern dem Mann gleich ſein, in ihren Sitten ſeine Unbefangenheit affektiren, und in ihrem Innern ſeiner Schnellkraft das Ziel ablaufen. Es werden zuletzt Karrikaturen, die ſchwerfällig auf ihren Stelzen ſich fortſchleppen.

Das wahre Weib iſt nie mehr als Weib geweſen, und nur dieſes macht die Stimme des weiblichen Geſchlechts aus. Nur für dieſes glaube ich führen Sie das Wort, nicht für diejenigen die den weiblichen Karakter zu entarten und zu verwiſchen ſich angelegen ſein laſſen, und das ſind die gelehrten Weiber.

Das Weib nun, liebe Freundin, das ſo iſt wie es ſein muß, das ſeinen Beruf in ſeinem Geſchlecht, nicht in ſeinen Talenten ſucht, das natürliche, prunkloſe Weib, das in dem ihm bisher angewieſenen Wirkungskreiſe ſeine Kräfte übte, und ſeine Pflichten ſtreng erfüllte; dies Weib, welches eigentlich dasjenige bleibt, wie es die Natur für den Mann ſchuf, kann nie die Stelle des Mannes erſetzen, eben ſo wenig wie der Jüngling den Beruf des Greiſes.

„Sie verweiſen das Weib alſo gänzlich von den Schranken —"

Der männlichen Sitzung, um in den ſeinigen ſeine Stelle eigentlich behaupten zu können. — Das Verhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt nach meiner Idee eines von den ſeltſamſten Problemen, die man tauſendfältig aufgelöſt, und noch auflöſen wird, ohne ſich an einem zu halten. — Noch immer glaube ich, und alle Vorbereitungen in dem Kreiſe der Dinge ſcheinen es mir zu beſtätigen, daß das, was man Menſchheit nennt, wie das Reich des Saturns' zwiſchen Mann und Weib getheilt werden. In der großen Oekonomie der Menſchheit ward dem Manne die Verweſung der Sittlichkeit und dem Weibe die Pflege der Natur zu Theil. Gehen wir das große Buch der Menſchheit durch, ſo finden wir: daß

es immer der Mann war, der, exzentrisch, überfliegend, von dem Pfade der Natur abzuweichen suchte. Sein Beruf, die Bande der Gesellschaft zu erhalten, zu gründen, und auf die Nachkommen fortzupflanzen, foderte ihn zu einem Grade von Thätigkeit auf, und lockte in ihm einen Versuchstrieb hervor, der oft keine weitere Aussicht zeigte, als die gänzliche Aufopferung und Vernichtung der menschlichen Gattung. Das Weib war und bleibt es noch, das ihn in den höheren Regionen der Sittlichkeit, wo er sich oft zu seinem Verderben immer höher zu versteigen sucht, und endlich wie ein zweiter Phaeton in Gefahr läuft in einen Abgrund herabzustürzen, aus seinem Taumel mehrentheils so zu erwecken vermag, daß er immer Bewußtsein genug erhält, in seiner Begeisterung seine Existenz nicht zu

vergeſſen. Der Mann lebt und webt mehr im Reiche der Begriffe als der Gefühle, und eine Idee die ſich ſeiner Kräfte bemeiſtert, vermag ihn auch ganz mit ſich fortzuziehn. Das Reich der Gefühle aber iſt es eben von welchem das Weib beherrſcht wird. Dieſe Oekonomie der beiden Geſchlechter ſtellt nun immer das glückliche Verhältniß wieder her, in deſſen Auflöſung der furchtſame Beobachter ihren Untergang ſchon oft vorherſah.

Der Mann, würde ich ſagen, denke und handele, das Weib empfinde und wirke. Ein aufmerkſamer Blick in die Annalen der Menſchheit lehrt uns, daß da, wo eins der Geſchlechter dieſe Grenze überſchritten, Verwirrung und Niederlage die Menſchheit zu vernichten drohete. Lächeln Sie nicht, wenn ich auf die moſaiſche Mythe

zurückkomme. Dort lesen sie, welchen nachtheiligen Einfluß für die Menschheit der kühne Schritt des Weibes hatte, dem Manne im Wissen vorzugreifen. Der Erfolg war ganz natürlich. Es ist nicht die dem Weibe angeschaffene Geistesfähigkeit und Vernunft, es ist ihre Eitelkeit, ihre überspannte Sucht nach Thätigkeit die sie dazu verleitet — mehr zu thun, als sie zu thun berufen ist. Von der andern Seite lassen sie den Mann in die Regionen des Weibes sich versteigen, so wird das Weib ganz sein Herr sein. Nicht Vernunft wird ihn leiten, sondern Empfindung. Ein entnervtes Gefühl wird ihn in eine solche Trägheit versenken, daß er sich unter der Last nicht wird fortschleppen können.

In den ersten Keimen der Kultur, die die Menschheit zu pflegen versuchte, sehen

wir auch das ſtete hin und her ſchwanken in dem Verhältniſſe der beiden Geſchlechter gegen einander. Und vielleicht könnte ich die Genealogie der gelehrten Weiber, wider ihr Vermuthen, höher hinaufführen als ſie wohl vermuthen dürften.

Die dem Weibe angeſchaffenen Talente ſind von der Art, daß ſie in der niedern Kultur der Menſchheit immer den Sieg über die des Mannes davon tragen mußten. Und in Gegenden, wo der Mann nicht zum Weibe ſeine Kräfte avilirte, ſehen wir auf eine wunderbare Weiſe die Weiber den größten Theil des gelehrten Standes ausmachen, oder zum wenigſten die Gelehrſamkeit im Geiſte der Weiblichkeit begründen. Die Ueberbleibſel der Annalen von der frühern Kultur der Menſchen, geben unſeren Ideen eine größere

Realität in der Rückſicht, als wir erwarten dürften. Ich erinnere mich, daß dieſelben mich ſchon vor geraumer Zeit auf einige Ideen geleitet, deren ich Ihnen Erwähnung zu thun mich berechtigt fühle. Ich bemerke nemlich, daß der Einfluß der Weiber in Norden weit ſtärker war, als in Süden. Wenn der Abſtand der Kräfte unter den Menſchen zu groß iſt, ſo bemüht ſich jeder für ſein Intereſſe ihre Thätigkeit aufzufordern, und der trägt den Sieg davon, der Stärke genug beſitzt, die Beharrlichkeit ſeines Gegners zu ermüden, und Meiſter vom Kampfplatze zu ſein. Das wahre Bild des geweſenen Verhältniſſes der beiden Geſchlechter.

In Süden iſt es noch bis jetzt der Fall, daß der Mann dem Weibe ſich ganz ergibt, und ſich immer ihm ergeben hat.

Das Weib hat nie den Sieg über ihn davon getragen. Der Mann war Weib, und seine ganze Handlungsweise war von der Art, daß das Weib mehrentheils die Anhänglichkeit an seinen Grundtrieben in den Männern bemerkte. Es brauchte weder seine Kräfte in solche sublime Thätigkeit zu setzen: es wirkte, weil es Weib war. Wir sehen da die Weiber schwach, gefühllos für ihr Interesse, und können uns daraus das Schicksal erklären, daß durch sie der Menschheit in Süden zu Theil ward.

Ganz anders ist das Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern immer im Norden der Menschheit gewesen. Dort war der Mann ganz vom Weibe in seiner Handlungsweise verschieden. Den Mann karakterisirte Stärke, Muth und Weisheit, das Weib, Tugend, Beharrlichkeit und

Klugheit. Jenes waren natürliche Talente, die das Klima, und die dadurch ſich entwickelnde Lebens- und Denkart ſchuf. Bei den Weibern waren ſie erkünſtelt; ſie bildeten ſich dieſelben, indem ſie die Ueberlegenheit des Mannes augenblicklich fühlen mußten. Alle Künſte, alle Geiſteskräfte mußte das Weib aufbieten, um eine Würde ſich neben dem Manne zu verſchaffen. Und die Annalen des frühen Nordens zeigen uns, welche würdige Stelle ſtets das Weib neben dem Manne behauptet.

Wenn wir den Urſprung der Kultur verfolgen, die dem Menſchen eigen ward, ſo bemerken wir, daß vorzüglich Religion den erſten Keim ihrer Entwickelung darbot. In ihr und durch ſie entwickelte der Menſch zuerſt ſeine Geiſtesthätigkeit. Im urſprünglichen Süden bemerken wir, daß nur der

Mann ſich mit der Kultur und Aufbewahrung der Geheimniſſe derſelben beſaßte; keinem Weibe war uranfänglich der Zugang zum Gottesdienſt erlaubt. Im urſprünglichen Norden aber finden wir, ſo viel uns die Nachrichten, die wir von ihm haben, erzählen, daß die Weiber einen groſſen Antheil an der Fortpflanzung der Religion hatten, und ich bemerke Ihnen hier nur die Druidinnen bei den Gallern und Deutſchen, welche Sie zugleich als die gelehrten Weiber des früheſten Alterthums betrachten können.

Griechen und Römer ſehen wir dem Norden ſich allmählig nähern, und ſogleich bemerken wir, daß die Würde der Weiber auf eine höhere Stufe ſich emporhob, und daß ſie überhaupt in den Annalen dieſer Völker oft eine glänzende Rolle ſpiel-

ten. Wir finden, daß sie für gewisse Geheimnisse ihrer Religion das ausschließende Recht ihres Einflusses erhielten.

Die Zeit, der große Zeiger in dem Wirkungskreise der Natur, führte allmählig die entnervte Menschheit des Süden mit der elastischen des Norden zusammen. Hier wechselten die Menschen allmählig ihre klimatischen Naturen, und wir sehen sie gleich einem Proteus in tausendfältiger Gestalt erscheinen.

Ich ziele hier auf die plötzlich entstandenen großen Wanderungen der Völker, welche gleichsam eine sogenannte Gährung in dem sittlichen Karakter der Menschheit veranlaßten.

Bei diesem Zusammentreffen ganz entgegengesetzter Meinungen und Grundsätze, erhielten auch diejenigen, die der südliche

und nördliche Bewohner der Erde in Rückſicht der Weiber hatte, allmählig eine andere Richtung. Die Beſtimmung des Weibes bildete ſich durch die ſogenannte Diagonale, die der Süden und Norden im Zuſammentreffen ihrer Denkart formirte.

Das Weib unterlag weder dem Deſpotismus der Männer, noch erhielt es eine Stelle neben ihnen. Die Politik formte nach und nach einen Kodex, nach welchem das Weib in ein ſolches Verhältniß gegen den Mann geſetzt ward, wodurch es einen Wirkungskreis erhielt, den der Mann zu erhalten verpflichtet war, der aber den des Mannes nicht zu beeinträchtigen vermochte.

Der Geiſt der Ritterſchaft wird Ihnen hinlänglichen Stoff geben, die Idee zu koloriren, die ich Ihnen über das im neuern Europa gebildete Verhältniß des Weibes

zum Manne gegeben. Die Bestimmung des Mannes war Tapferkeit. Einen Grad seiner Würde machte die Liebe zum schönen Geschlecht aus. Ihrem Dienste einen Theil seiner Kräfte zu opfern war sein Beruf. Des Weibes Pflicht war, Tugend und reine unbefleckte Unschuld sich zu erhalten, und den tapfern edlen Mann damit zu belohnen.

Im Reiche der Liebe war es, wo die Weiber herrschten, und die Triebfedern in Bewegung setzten, durch welche sie den Mann zu großer That und Handlung aufforderten. Die höchste Gewalt in demselben handhabten die sogenannten Feen oder der Magie kundigen Frauen, die mit solchem Despotismus die Geisteskräfte der Männer auf die Probe setzten, daß die Grundverfassung desselben nie erschüttert

werde. In dieſen Zauberinnen erkenne ich die gelehrten Weiber des Mittelalters. Die Mißbräuche, die der Geiſt der Chevalerie ſchuf, veranlaßten auch die Mißverhältniſſe zwiſchen den beiden Geſchlechtern, die nicht wenig zu den großen Erſchütterungen mit beitrugen, die ſeit der Zeit das geſellſchaftliche Leben des Menſchen verbitterten.

Der Geiſt der Chevalerie machte dem Eigennutze, der Sucht nach Größe und dem Verlangen nach Unabhängigkeit Platz. Die unendlichen Fehden und Balgereien der Ritter untereinander gaben endlich den Muthigſten und Stärkſten den Ueberſchlag. Und dieſe, um ihren Beſitz ſicher zu ſtellen, verachteten kein Mittel, daß ihnen Intrigue, Kabale und Liſt darboten, um ihren Zweck zu erreichen.

Der Despotismus, der immer die

Menſchheit mit ſeiner Laſt niederzudrücken ſuchte, nahm hier eine ganz andere Geſtalt an, als er in der Vorzeit führte. Nicht öffentlich und mit tollkühner Stirne trat er hervor und ſchwang ſeine Geißel. Er heuchelte Aufrichtigkeit, zeigte Sanftmuth, und ſchmiedete im verborgenen Pläne, die er durch ſeine Helfershelfer ausführen ließ. Der Despotismus ſuchte nicht mehr durch Schlachten, durch Kämpfe ſich zu gründen. Er floh das freie Feld und ſchloß ſich ins Kabinet.

Der Kabinetsdespotismus wirkte auf die Menſchheit, wie ein langſam beigebrachtes Gift. Er bildete ein Syſtem, gegen deſſen Grundſätze die des Loyola ein Evangelium waren. Leicht ward es hier dem Weibe, von ſeiner Toilette, durch eine Reihe von Gemächern, ins Kabinet zu ſchleichen,

nicht allein dort ſeine Reize geltend zu machen, ſondern in den Grundſätzen jener Politik eingeweihet zu werden, für die es ſo empfänglich war, daß man die verderblichen Folgen jenes Syſtems nur der Einwirkung der Weiber zuſchreiben darf.

Ein neuer Beweis, daß die Weiber in dieſem Geiſtesſchwung, den ſie hier zu zeigen wähnen, die Schranken übertreten, welche die Natur und die Etikette ihnen eingeräumt. Es iſt ausgemacht, daß ſeitdem die Weiber einen ſolchen außerordentlichen Einfluß auf die Verhandlungen der Kabinette zu erhalten anfingen, der Despotismus mit größerm Schritte ſeinen Fortgang hatte, als in den Zeiten der Vorwelt, wo er blos im Gebrauch einer recht langen Klinge ſeine Exiſtenz ſicherte.

Dieſe berühmten Weiber, die mit den

Heile der Nationen ſolche aequilibriſche Künſte zu treiben wußten, waren das ſogenannte Ideal des ganzen Geſchlechts. Ein jedes Weib, das darauf Anſpruch machte, Kopf zu haben, verwandte ihn nur darauf, in allem ihrem Thun und Laſſen, die Miene der Politik anzunehmen, und indem viele dieſes Geſchlechts ihren Geiſt mit ſolchen Alfanzereien beſchäftigten, vernachläſſigten ſie mehrentheils ihren Beruf, und verfehlten ſo den Weg, auf dem ſie ihrer Beſtimmung entgegen gehen ſollten. Und ſolche verſchrobene Geſchöpfe ſtoßen uns noch täglich zu Hunderten auf. Sie machen den Stand der gelehrten Weiber unſerer Zeit aus, von denen ich Ihnen ſchon ein Bild hingeworfen.

Die Geſchichte des Verhältniſſes der beiden Geſchlechter von dem früheſten Zu-

ſtande der Menſchheit an, würde kein unintereſſantes Gemälde des menſchlichen Geiſtes abgeben. So viel ich Ihnen hierüber aber eben rhapſodiſch mitgetheilt, wird Sie wohl abſehen laſſen: daß noch nie das eigentliche Verhältniß hergeſtellt worden.

„Das iſt mir kein Problem, lieber Freund," erwiederte mir hier meine Gegnerin. „Kennen denn die Männer ihre Beſtimmung?"

Sie haben recht, liebe Freundin. Es ſcheint, daß die Menſchheit hierauf noch gar nicht ihr Nachdenken verwendet, und eben hierüber ſo hinwegeilt iſt, wie ein blinder Künſtler über eine mediceiſche Venus. Allein obgleich die Menſchen hierüber noch nicht die Grundſätze aufs Reine gebracht, ſo hat die Natur ihnen doch die Linie

vorgezeichnet, die sie leiten soll, ein System in dieser Rücksicht endlich zu mobeln.

Die Züge der Natur scheinen durch Jahrtausende nicht zu verwittern. Wir sehen in der jetzigen Periode, wo die Ordnung der Dinge eine ganze andere Gestalt anzunehmen scheint, die Reihe der Wesen noch immer in der Stufenfolge verbleiben, in welcher sie die älteste Urkunde der Geschichte uns zeigt, und mithin, troß den Gährungen und Auflösungen der gesellschaftlichen Ordnung, noch immer den Mann dem Weibe den Rang ablaufen. Obgleich der Mann daher an und für sich seine Bestimmung nicht kennt; so kennt und lehrt ihn doch die Natur instinktartig das Verhältniß, das er gegen das Weib hat und behaupten muß.

Aus eben diesem Verhältnisse entwickelt

nun die Vernunft, oder hat sie Mittel zu entwickeln, welche Bestimmung ein jedes der beiden Geschlechter haben müßte, um in jenem Verhältniß, in das sie die Natur versetzt, sich gegenseitig zu erhalten.

Gehen wir nun von der Erscheinung aus, daß der Mann dem Weibe, zum Beispiel, an körperlicher Stärke überlegen ist, so muß natürlich folgen: daß bei jeder Erschütterung oder Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung, der Mann das Uebergewicht über das Weib erhalte. Es zeigt schon von einer hinlänglichen Größe des Geistes, welche sich unter den Männern bildete, daß sie jetzt nicht, wie in der Vorzeit, ihre körperliche Stärke als Maasstab ihres Rechts untereinander betrachten, sondern die Vernunft sich ihrer so bemeistert,

daß ſie nur allein den Maasſtab ihrer Rechte gegeneinander abgibt.

„Und warum dehnt man dieſe Grundſätze nicht auch auf die Weiber aus?“

Die Weiber, liebe Freundin, ſind keine Männer. Dem Weibe muß ein eigener Abſchnitt in dem Kapitel über die innere Verfaſſung des Staates gewidmet werden, und hier haben die Weiber alsdann das Recht, ihr Verhältniß gegen einander zu beſtimmen, allein nicht ihr Verhältniß gegen den Mann; dies wird ſchon durch den Mann beſtimmt. Die Weiber machen in einem Staate einen Staat aus, der ſeine eigene Inſtitutionen hat. Das Verhältniß des Weibes zum Staate gleicht dem Verhältniſſe der Monde oder der Trabanten, die den Saturnus oder unſre Erde begleiten, zur Sonne. Die Planeten ſelbſt ge-

hen grade und ungehindert auf ihren Bahnen fort, vollenden ihre Umkreiſe in verſchiedenen Perioden um die Sonne. So der Mann: ihm iſt es angewieſen, die Sorge und Wachſamkeit für das Gebäude zu tragen, das die Geſellſchaft ſchützen ſoll. Ihm liegt es ob, kein Mittel zu verabſäumen, das ſeine Dauer auf einige Zeit begründen kann. Es iſt ſein Beruf. Die Monden, die treuen Gefährten der Planeten, vollenden zwar mit ihnen den Umlauf um die Sonne, allein ſie vermögen dies nur mittelbar durch ihre ihnen angewieſenen Umläufe um jene Planeten. So das Weib. Es genießt auch die Früchte, die die Sicherheit des Staats ſchafft, allein nur mittelbar durch den Mann. Laſſen Sie mich beim Vergleiche ſtehen bleiben.

Die Monden ſcheinen dazu beſtimmt zu ſein, der anziehenden Kraft der Sonne ein Gegengewicht zu erhalten. So das Weib, es iſt blos beſtimmt, den Menſchen, nicht wie einige Philoſophen meinen, in ein politiſches Geſchöpf (ζωον πολιτικον) zu verwandeln; es ſoll den Kräften des Mannes eine ſolche Haltung geben, daß er ſich nicht gar zu ſehr in ſeinen Temperamentsneigungen verliere, und ſein ganzes Leben der Politik aufopfere, ohne zugleich Menſch zu ſein.

Verſchieden iſt die Beſtimmung des Menſchen vom Manne. Der Mann ſoll ſchaffen. Der Menſch genießen. Zum Genuß iſt der Menſch gleichſam eingeladen. Ehe noch irgend Wißbegierde, Ruhmſucht und Talente ſich in ihm entwickeln,

genießt er, iſt er Menſch. Da iſt das Weib ſeine Meiſterin. Es iſt der Zuſtand der Geſelligkeit. — Kaum reift aber der Menſch zur Stufe der Kultur, ſo ſchwindet ein Theil des Genuſſes dahin, unendlich iſt das Ziel das er zu erreichen ſich vorſetzt, und wir ſehen ihn entweder ermüdet, in eine Lethargie zurückſinken, und bei der erſten Stufe der Kultur ſtehen bleiben, oder ihn ſo verwildern, daß wir ihn mehr die Natur entſtellen ſehen, als ſie ſeiner Pflege ſich unterwerfen. Beides iſt aber immer eine Folge von dem unnatürlichen Verhältniß zwiſchen den beiden Geſchlechtern, ſo man bisher erhalten.

Das Weib iſt eigentlich geſchaffen, den Genuß nie verſiegen zu laſſen, das heißt: in dem Menſchen die Menſchlichkeit zu er-

halten. Das Weib ist eigentlich das Mittel, welches für die Gaben der Natur immer fühlbar erhalten soll. Ihm sind von der Natur solche Talente verliehen worden, die das Problem glücklich lösen, das den Philosophen so räthselhaft geschienen, wenn sie auf die Frage kamen: ob Kultur Bestimmung des Menschen sei?

Im Süden sehen wir die Kultur schlummern, das Weib beherrscht den Mann. Im Norden sehen wir sie verwildern; das Weib schließt sich unmittelbar dem Manne an. Kaum berührten sich die Gesellschaften des Süden und Norden, so sehen wir gleichsam die Menschheit in Kultur gähren. Sie schwankt zwischen Genuß und Kultur, zwischen Schaffen und Vernichten, zwischen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit.

Da ſehen wir aber die Menſchheit ihrem großen Zwecke entgegenſchreiten, wo die Oekonomie, welche die Natur abſichtlich in ihr vorbereitete, glücklich hergeſtellt ward, und dieſe finde ich bloß darinn erreicht, wenn der Mann einen Genuß vorbereitet findet, der ihm nur von einem vernünftigen Geſchöpfe, das die Früchte ſeiner Arbeit und Thätigkeit zu modeln und zu pflegen, und mit den Fortſchritten ſeiner Kultur darinn gleich Schritt zu halten weiß, geſchaffen werden kann, und in dieſem Geſchöpfe erkenne ich einzig und allein das Weib.

Jener Ausſpruch: der Mann verlaſſe Vater und Mutter, und ſchließe ſich dem Weibe an, ſcheint das große Geſetz der Natur zu ſein, nach

welchen sie ihren Einfluß auf den gebildeten moralischen Menschen erhalten wollte. Der Natur ihren Zoll leisten, geht über das Gebiet der Pflicht. Wenn der Mensch fähig sein will, seine Pflichten zu erfüllen, so kann und darf er sich dem Gesetze der Natur nicht entziehen. Als Mann hat er Pflichten, als Mensch Gefühle. Was hier vom einzelnen Mann gefodert wird, das gilt vom ganzen Geschlecht, und bildet dasjenige, was ich die große Ehe nennen möchte.

Wenn der Mann die Gesellschaft schafft, so erhält das Weib die Menschlichkeit. Wenn er gegen die Feinde seiner Ruhe auszieht, so ist das Weib das einzige Geschöpf, das sein Vaterland ihm in lebhaften Farben malt. Wenn er seinen Geist

bildet, und in die Regionen des Wiſſens ſich verſteigt, ſo iſt das Weib die anzie, hende Kraft, die ihn wieder zu den nie: dern Regionen herabzieht. Und wenn er im Hochgefühl über den hohen Schwung ſeines Talents, ſich nach dem Bewunderern ſeiner Größe ſehnt, ſo findet er im Weibe ſo viel Geiſteskraft, ſeiner Größe hinläng: lichen Weihrauch zu zollen. Das ſcheint die Ordnung der Natur zu ſein, die ich überall befolgt ſehe, wo die Menſchheit auf den Zuſtand der Glückſeligkeit Anſpruch machen wollte, und wo wir ſelbſt einen großen Fortſchritt derſelben bemerken.

Wähnen Sie nicht, liebe Freundin, daß in dem Zeitpunkt, wo dem Menſchen: rechte ein feſter Grund gelegt werden ſollte, die Natur einen Haarbreit von ihren For:

derungen weichen wird. Die Gleichheit der Rechte zwiſchen Mann und Weib wird eben darum nie realiſirt werden können, weil die Natur ſelbſt in dem Erzeugniß derſelben heterogen iſt. Und die großen Entwürfe der Vernunft, ſie mögen noch ſo ſehr das Anſehen der Göttlichkeit annehmen, werden nie die Wirkungen der Natur zu überleben vermögen. Sie malen ſich in zu lebhaften Zügen in dem Karakter des Mannes und des Weibes, als daß ſie verwechſelt werden ſollten. Dem Manne kommt es zu, das Band der Geſellſchaft zu realiſiren. Nicht allein ſeine körperlichen Kräfte, ſondern auch ſeine Geiſtesſtärke, in welcher die Vernunft die Haupttriebfeder ſein muß, gibt ihm einen ſogenannten Hang zur Schöpfung deſſelben.

Die Begriffe, die Gedankenreihen des Mannes ſind immer allgemeiner, und umzirken ein Ganzes. Es iſt nicht das Grundweſen des Weibes. Sie läßt mehr die Einbildungskraft über ſich dominiren, hat abgebrochene Vorſtellungen und Erkenntniſſe, und gibt ſich jedem Eindrucke hin, ehe es ſich Zeit nimmt, eine Reihe, ihm vorſtehender, der Vernunft unterzuordnen.

Es theile ſich Mann und Weib, das Gebiet der Menſchheit. Es pflege jener durch Sorgfallt und Fleiß den oft rauhen Boden, den die Natur ihm angewieſen; er ziehe Dämme, ſchneide Wege, leite Ströme von dem Sitze, den ihm die Vorſicht oder das Schickſal angewieſen, und es genieße das Weib, das der Mann gegen alle Unfälle ſichert, die Früchte, die

der Boden trägt, die des Weibes Sorgfalt darauf fortkommen ließ, und freue sich des Genusses mit dem Manne. Dann wird die Aussicht vorhanden sein: daß das Zeitalter des Saturnus bis auf die spätesten Enkel das Leben der Menschen beseligen wird.

Lobſchrift
auf
den Eſel.

Temperatae suaves sunt argutiae, immodicae offendunt.

Phaedr.

An meinen Freund Myſonoë.

Lache nicht, mein Lieber, wenn ich auf den Einfall gerathe, der Lobredner eines Geſchöpfs zu ſein, das unter uns allgemein für das Symbol der Dummheit und Trägheit geltend iſt.

Doch ſo lange du es noch beim Spotte bewenden laſſeſt, werde ich meinen Weg ungeſtört antreten, und mich von deinen un-

zeitigen Wortſpielen nicht irre machen laſſen. Allein wenn du, deiner Gewohnheit gemäß, mir mit Gründen entgegen kommen, mich der Sophiſterei beſchuldigen, oder als einen Proſelitenmacher, der der Dummheit und Läßigkeit Trophäen ſetzen will, betrachten ſollteſt, dann werde ich wohl zu eben ſolchen Waffen greifen müſſen.

Mein Genius ruft mir ſchon zu: accidit in puncto! Ich ſehe ſchon, wie du die Stirn runzelſt, den Mund verziehſt, bedächtlich die Augenmuskeln ſpanneſt, und den Zeigefinger gegen die Schläfe ſtützeſt. Das ſind mir üble Aſpekten, denen ich auf gewiſſe Art zuvorkommen muß.

Höre alſo, lieber Freund, es ſind Gründe vorhanden, die dich überführen werden, daß ich eben dem Geſchöpfe, vor dem du mir eine ſolche Antipathie zu haben ſcheinſt —

ich meine den liebenswürdigen, guten und biedern Esel — eine Lobrede halten kann und darf.

Was vors Erste das Können betrift, so wirst du, Freund, dich noch aus der Schule des Hippias zu erinnern wissen: daß kein Gegenstand, so verderben, vernachläßigt an moralischen und natürlichen Eigenschaften in der Welt vorhanden sein kann, den man nicht wie ein abgetragenes Kleid wenden und auf einer guten Seite zeigen könnte. Mag dieser Satz dir auch einer Sophisterei ähnlich scheinen, so läßt er sich auf das vernünftigste Raisonnement zurückbringen.

Die Vorurtheile oder die Neigungen, die wir allgemein von der Mutter Schooß mit in die Welt bringen, und die uns stets verleiten, Alles so zu beurtheilen, als wenn

wir es durch ein gefärbtes Glas betrachten, verhindern uns immer, die Dinge nach ihrem wahren und eigenthümlichen Gehalt zu würdigen. Nur die kalte und reife Vernunft allein iſt fähig, ihren wirklichen Gehalt auszumitteln, durch ſie vermögen wir allein zu ermeſſen, was gut und löblich iſt.

Aber leider weißt du, lieber Freund, wie die Menſchen allgemein zu urtheilen pflegen. Ihr Raiſonnement, oder die Art, wie ſie ihre Meinung von gewiſſen Dingen äußern, ſind jenen ſymboliſchen oder hieroglyphiſchen Zeichen ähnlich, deren Entſtehung ſich bis ins graueſte Zeitalter verliert, und die, nach Verlauf vieler Dynaſtien, alle Bedeutung endlich verlieren.

Wenn du mir nun dies Alles zugeſtehſt, ſo wirſt du dich auch nicht wundern, daß

ich in Rückſicht der Meinung, die man in Anſehung der Eſel gemeinhin unter uns hegt, etwas mißtrauiſch ward, und es gewiß billigen, wenn ich den Mißbrauch der menſchlichen Urtheile hierin zu entwickeln und darzuſtellen ſuche.

Du weißt es vielleicht auch aus Erfahrung, daß immer ein Fehler den andern nach ſich zieht, und daß die einzige Urſache, die den menſchlichen Geiſt zum Fehlurtheilen geneigter machte, als er es von Natur ſein mag, wohl darin beſteht: daß man ihn in ſeinen primitiven Fehlern nie zu beſſern ſuchte. Dieſem Uebel können wir nun durch kein anderes Antidot abhelfen, als wenn wir die Fehler nach und nach wieder ſo ausjäten, wie ſie entſtanden ſind. — Und in wie fern ich hierzu etwas

beitrage, das kannſt du erſt in der Folge beurtheilen.

Vorerſt magſt du aber aus dieſem allen abnehmen, daß ich dich durch keine Sophiſtereien hinters Licht zu führen ſuche. Denn meine Abſicht iſt nicht, dich zu täuſchen, ſondern zu überzeugen. Und indem ich deshalb meinen Beobachtungsgeiſt und meinen wenigen Scharfſinn aufbiete, um mir eine angenehme Geiſtesbeſchäftigung zu ſchaffen, oder wie ſich Quintilian ausdrückt: exercere ingenium materiae difficultate, ſo wünſchte ich nicht, mir mein Vergnügen durch das Bewußtſein, dich hintergangen zu haben, zu verbittern.

Ich muß dies Alles hier um ſo mehr bemerken, da du einſt, wie ich mich erinnere, gegen mich geäußert haſt: daß du nie ge-

neigt wärest, denen deinen Beifall zu schenken, die nicht allein wider den sensum communem, sondern auch den historischen Glauben, die Klinge ziehen.

Es ist freilich empörend, wenn man einen Polikrates die Klytemnestra vertheidigen hört, wenn man vom Phavorinus eine Lobrede auf den Thersites liest, wenn man bei dem Atisthenes dem Stammvater der Cyniker eine Vertheidigung des Orestes findet, und wenn man beim Cardanus den lieben Sokrates beschuldigt und den abscheulichen Nero vertheidigt trift. Dergleichen Geistesbeschäftigungen aber betrachte ich bloß als Mißgeburten des Scharfsinns, die ich, um schulgerecht mich auszudrücken, mit den Griechen ἀδόξους καὶ ἀτόπους ὑποθέσεις nennen

mag. — Bei meinem Gegenſtande aber, den ich dir vor Augen rücken will, ſteht es dir frei, auf allen Glauben Verzicht zu thun. Denn ich rede nicht von Dingen, die einſt waren, ſondern von einem Eſel, deſſen Raze, zur Zierde unſers Jahrhunderts, in statu quo ſich befindet.

Hab' ich dir nun gezeigt, auf welche Art und wie rühmlich ich dem Eſel eine Lobrede halten kann, ſo bleibt mir noch übrig dir zu Entwickeln, was ich darunter verſtehe, wenn ich äußerte: daß ich ihm eine halten darf.

Da ich, mein lieber Myſonos, dieſe rhetoriſche Lektion vorzüglich an dich zu richten mir vorgenommen, ſo mußte ich mich dieß, um dich doch einigermaßen überzeugen zu können, nach deinem Geſchmacke

zu bequemen ſuchen. Denn ich bin der Meinung unſers großen Lehrers: daß man da nur überzeugen kann, wo man die Empfindungen des Leſers, ſeiner Abſicht gemäß und nach eigener Willkür herauf oder herabſtimmen kann.

Du wirſt mich hier wieder einer Sophiſterei beſchuldigen können, allein genau erwogen wirſt du mir gewiß beſtimmen. Können denn alle Menſchen richtig denken? Können alle ihre Ideen ſo ordnen, ohne in einen Schwindel oder Anfall von Apoplexie zu gerathen? Wie übbich iſt daher jener Kunſtgriff! Nur der Betrieger mißbraucht ihn!

Glaubſt du aber, daß ich ihn gegen dich angewandt habe? da irrſt du, mein Lieber! — Eben das Gegentheil. Denn ich rede ja von einem niedrigen, verachteten

Gegenſtande, der keinen Mann von Geſchmack beinahe, und daher auch dich nicht intereſſiren kann, wenn du auch ein Mann — von Geſchmack wärſt.

Du kennſt, mein lieber Myſonos, dieſen Schlag von Leuten, von denen man in unſern Zeiten ſo viel Aufhebens zu machen weiß. Es ſind mehrentheils Kinder der Mode. Sie leſen heute das Neue, um es ſchon morgen wieder zu vergeſſen. Das Alte, ſteht ihnen gar nicht an. Das iſt ungeſchickt, ſteif, obſolet. So etwas biſt du nicht. Du kehrſt noch immer zu den reichen unerſchöpflichen Quellen der Alten zurück. Du denkſt noch immer an ſie, und ſie ſind der Maaßſtab, nach welchem du alle Früchte des Geiſtes beurtheileſt.

Wohlan! Worin hätte ich nun noch deinen Tadel zu erwarten? daß ich nicht in

den Fußſtapfen der groſſen Geiſter voriger Zeit gegangen? daß ich meinen Gegenſtand nicht nach dem Muſter der Alten und ihrer Kritik gewählt?

Mein gutes Gedächtniß räumt mir auch dieſen Skrupel bei Seite. So eben erinnere ich mich, daß Phavorinus dem viertägigen Fieber, Phanias der Dieſtel, Luzian der Fliege, und ein andrer Grieche der Linſe eine Lobrede gehalten. Dies ſind Gewährsmänner, die nicht zu verwerfen ſind. Geſtützt auf ihre Autorität, wage ich es, mein lieber Myſonos, dir, zu deinem Belieben, meine Lobrede auf den Eſel zu beginnen.

Lobschrift auf den Esel.

1.

Es ist unserm Zeitalter aufbehalten gewesen, diejenige Wissenschaft, die sich über alle andere ausbreitet, die ihnen allen Kraft und Leben verleiht, die sie alle auf den Weg hinleitet, den sie nehmen sollen, und allen das Ziel vorschreibt, auf das sie wieder zurückkommen müssen — ich meine die Philosophie — wiederum in ihre alten Rechte einzusetzen.

Sie war sonst eine Vestalin, die ihren ganzen Dienst blos der scholastischen Dialektik weihete, und sie schien gleichsam ein Gelübde abgelegt zu haben, ihre Heiligkeit an keinem andern Altare zu entweihen. Das

ſanfte Licht der Aufklärung, welches in unſerm Zeitalter hervorzubrechen begann, verſcheuchte auch ihr die Dünſte und Nebel von den Augen. Sie verwandelte allmählig ihren Stolz in eine mittheilende Grazie und ihr zurückhaltendes Weſen in eine ſanfte Beſcheidenheit.

Nun ſieht man ſie wie eine der Unſterblichen umherwandeln. Ihr Blick bezaubert, ihre Grazie belebt. Sie flößt allen Vertraulichkeit ein, feſſelt jeden mit ihrem zuvorkommenden Weſen, ſo daß man alles in der Wette um ihre Gunſt buhlen ſieht. Jeder beeifert ſich mit ihr Umgang zu pflegen. Man errichtet ihr überall Trophäen, man weiht ihr überall Altäre. Und ſie, die nun geſchmeidiger, umgänglicher geworden, läßt einem jeden ihrer Verehrer ſo viel

Gunſt angedeihen, als ihre Würde und ihr edles Herz zugeſtehen können.

Die mannigfaltigen Verehrer der verſchiedenen Zweige unſerer Erkenntniß, ſieht man gegenſeitig beeifert, in dem kleinen Gebiete der Philoſophie ſich feſtzuſetzen, um von da den Weg ſicherer antreten zu können, wohin ſie ihr Beruf führt, und um dorthin ihre geſammelte und aufgefundene Schätze wieder in ſichere Verwahrung zu bringen. Wir haben jetzt unſere philoſophiſchen Aerzte, Naturforſcher, Dichter und Künſtler, und was noch mehr iſt, unſere philoſophiſche Metaphyſiker.

Aber, ſeitdem nun die Philoſophie unſere Begleiterin iſt, ſeitdem ſie mit ihrem allbelebenden Geiſte uns in allem unſerm Thun und Laſſen zur Seite ſteht, und uns ihres Vertrauens uns ihrer Gunſt würdigt

haben wir uns höheren Stolz angemaßt, treten wir mit größerm Eigendünkel auf die Bühne, erkennen uns für Herren der Erde, für Urbilder der Gottheit, und setzen uns, mit den Stelzen unserer Einbildungskraft, auf die höchste Steige der Stufenleiter aller erschaffenen Wesen.

Vorzüglich sind es die eifrigsten Verehrer der Weisheit, die, wenn sie sich in ihrer Einbildung auf jene Stufe heraufgeschwungen zu haben glauben, mit einem gewissen Dünkel herabsehen und züngeln und lächeln, als wenn sie kein Herabfallen zu fürchten hätten. Und in dieser ihrer Selbstgenügsamkeit, träumen sie sich und ihres Gleichen als das Ideal aller geistigen und körperlichen Vollkommenheit in der ganzen Schöpfung.

Fragt den Künstler: welches Modell

hältſt du deiner Bearbeitung am würdigſten? — den Menſchen. Fragt den Arzt wo findet dein Beobachtungsgeiſt die größte Beſchäftigung? — beim Menſchen. Fragt den Geſchichtſchreiber, den Dichter: welcher Gegenſtand ſetzt deine Phantaſie in die größte Bewegung? — der Menſch.

2.

Wir ſollten aber wahrlich erröthen, wenn wir reiflich erwägen, mit welcher eitlen Ehrbegierde wir uns eine größere Würde, und einen höheren Standpunkt, unter allen thätigen Weſen in der Schöpfung anmaßen. Müſſen wir nicht für Schaam vergehen, wenn wir genau unterſuchen, mit welchem thörichten Stolze wir uns ausſchließend alle Tugend, Schönheit und Weisheit beimeſſen.

Verzeihe, lieber Myſonos, wenn ich deine Einbildungskraft hier, wie du es nennen wirſt, herabſpannen und meinen Helden dir in puris naturalibus, um die Vorwürfe, die ich unſerer Gattung mache, zu bekräftigen, vorführen muß.

Sieh hier den weiſen, mit allen äſthetiſchen Eigenſchaften und hohen Tugenden begabten Eſel, ganz in ſich gekehrt, mit einer ſokratiſchen Selbſtgenügſamkeit vor ſich hinblickend, gleichſam wie in einem philoſophiſchen Mantel, vor dir ſtehen. Verräth er mit der geringſten Miene ſeine Vertheidigung durch Gründe vorzubringen? Ach nein! Mit der größten Kälte und Gelaſſenheit ſcheint er vor einem gerechten und billigen Forum ſein Urtheil abzuwarten.

Mögt ihr ihn immer der Dummheit und Trägheit beſchuldigen, er kümmert ſich

als Weiser nicht darum. Er wandelt den Weg unaufhaltsam fort, den ihm sein grosser Geist vorgezeichnet, und geht wie ein Stoiker dem Ziele, welches ihm das Schicksal in der Ferne zeigt, unerschrocken entgegen. Er achtet nicht auf den Spott und die Verachtung, die ihm oft zu Theil wird. Und bei den Kränkungen, die er oft erfahren muß, weiß er sich, durch die besten Grundsätze geleitet, mit solcher Gleichgültigkeit, wie weiland Diogenes in seiner Tonne, zu orientiren. Dieser weise Gemüthszustand drückt sich so deutlich auf sein Aeußeres aus, daß er einem Apelles füglich den Umriß zum wahren Bilde eines Weisen leihen könnte.

Muß man nicht, ohne eben ein Timon zu sein, über den Eigendünkel der Menschen

mit bitterm Spotte herfallen? Muß man nicht erſtaunen, das Eigenliebe ihn verleiten konnte, ſich die höchſte Stufe in der Reihe geſchaffener Weſen zu zugeſtehen, ohne Rückſicht auf ein ſolches weiſes und mit allen großen Eigenſchaften verſehenes Geſchöpf zu nehmen?

Ich weiß, es gibt noch, dem Himmel ſei Dank! unter uns ſolche Dogmatiker, die ſich in ihrem Syſtem ſo feſtgeſetzt haben, daß ſie bei jeder Erinnerung, die man ihnen macht, den Kopf ſchüttein, in ein Feuer des heiligen Klerus gerathen, und bei allen Anfällen unerſchüttert bleiben, wie Simon der Säulenheilige. Es iſt bei ihnen ein Glaubensartikel: daß nur der Menſch in der Welt berufen ſei, ſie zu regieren und alle anderen Weſen, belebt oder unbelebt, mit

ihm in keinen Vergleich gesetzt werden können.

Dieser Satz erfordert Beweise, und wir wollen doch sehen, wo sie diese hernehmen.

3.

Aus dem größern Antheile, den der Mensch an körperlichen Kräften erhalten, glauben sie sich berechtigt, vernünftigerweise folgern zu können: daß der Mensch einzig und allein zum Beherrscher der Erde geschaffen sei.

„Alle Zoologen unserer Zeit," setzen sie hinzu, „erweisen: das der Mensch unter allen Zonen, in jedem Klima und auf jedem Boden sein Fortkommen finde. Ueberall „fahren sie fort," von Süden bis Norden, von Osten bis Westen pflanzt sich der Mensch ungestört fort, und es gibt keinen Raum

auf unſerm Kontinent im Weltalle, der uns von Colon bis auf Cook ſo unerwartet vergrößert worden, wo er nicht Mittel für ſeinen Unterhalt und ſeine Thätigkeit fand.“ Welcher Beweis könnte ſtärker ſein?

Für mich iſt er es aber wirklich nicht. Kann ich denn dies nicht in Rückſicht meines Helden behaupten? — Man zeige mir eine Zone, eine Weltgegend, von welcher es apodiktiſch erwieſen wäre: daß ſie für die Familie unſers Helden nicht eben ſo günſtig als für den Menſchen ſei, daß ſie ihr alle Mittel und Wege verſperre, ihre Kräfte alle in Bewegung zu ſetzen, um zur Ehre ihrer Raze ſich fortzupflanzen und zu regeneriren.

Wenn gleich unſer Held überall nicht heimiſch iſt, überall nicht angetroffen wird,

so zeigt dies höchstens: daß er nicht durch solche Leidenschaften in Bewegung gesetzt werden kann, wie der Mensch, der sich immer aus Ehrbegierde oder Geiz von einem Ende der Welt bis zum andern herumtummeln läßt; so zeigt dies: daß er nicht in Gefahr gerathen will, eben so entstellt und degenerirt zu werden, als dieser. Welches Zeugniß legen hiervon nicht der Lappe, Samojede, der Eskimeaux, Pesseräh und alle Menschenarten samt und sonders ab, welche ohnfehlbar, wenn sie, nach der Meinung der Unitaner, alle Abkömmlinge unsers Urvaters Adam sind, genugsam zeugen: daß die menschlichen Kräfte unter gewissen Zonen völlig abgestumpft werden und ganz von den Erdensöhnen abarten, denen die sorgfältige Vorsehung eine Pflanzschule in Mesopotamien anwies.

Ich werde daher vielmehr verleitet zu vermuthen: daß unſer Held mit größerer Sorgfalt ſich einen Aufenthalt wählt, als der Menſch, und vermöge eines größern Bewußtſeins ſeiner Würde und ſeines Adels alles aufbietet, das Eigenthümliche ſeiner Raze nicht entarten zu laſſen. Nie werden wir daher unſern Helden, wenn ihn nicht die Zudringlichkeit der leidigen Menſchen dazu verleitet, ſich aus ſeinem Vaterlande entfernen ſehen, um an einem andern Orte ſein Heil zu verſuchen. Wir ſehen ihn daher nie unbeſchiffte Meere, unbekannte Eilande und entfernte Kolonien aufſuchen. Zufrieden mit dem, was ihm ſeine Muttererde ſehen und hören läßt, ſitzt er hinter ſeinem Heerd und ſtimmt mit dem Dichter ein,

Beatus ille, qui procul negotiis,

Ut prisca gens mortalium.
Paterna rura bobus exerceat suis.

Natürlich muß bei einer ſolchen einfachen Denkart, der Trieb zur Geſelligkeit eine größere Wirkſamkeit bei ihm als beim Menſchen haben. Denn, außerdem daß wir unſere geſelligen Neigungen nach einem Ideale geſtimmt haben, wornach wir vielleicht vergeblich ringen, können wir auch, während wir uns krümmen und drängen, um es zu erreichen, nie zum eigentlichen und wirklichen Genuß ſchreiten. Das iſt bei unſerm Helden nicht der Fall. Was er genießen will, das empfindet er wirklich. „Nichts," ſagte der joviale Erasmus, „kann über die Empfindung gehen, als wenn ſich zwei Eſel gegenſeitig reiben." Sie gewähren den eigentlichen Eindruck vom wahren innigen Wohlwollen und auf-

richtiger Freundschaft, das wahre mittheilende und vertrauliche Gefühl, das einer für alle äußert und alle für einen hegen. Unser Held kann daher füglich seinen Mitbrüdern zurufen:

Fraternis animis, quidquid negat alter
Animus pariter, veluti notique columbi.

Dieser Trieb zur Geselligkeit entwickelt in ihm zugleich eine Liebe zur Kultur und Industrie, die Kinder des gesellschaftlichen Vertrags, wovon wir ohnfehlbar die deutlichste Spuren an ihm wahrnehmen können. Wo finden wir die Raze unsers Helden zahlreicher als in demjenigen Staate, der von einer gewissen Kultur und Industrie beseelt wird? Sollten wir nicht daraus folgern können, daß unser Held sich mit Absicht allda seinen Aufenthalt wählt, um gleichsam alle seine Kräfte aufbieten

zu können, unſere Thätigkeit zu erleichtern und unſern Erwerb zu vergrößern, ſo weit es ihm möglich iſt? Wundern wir uns nun noch, wenn wir die eigentliche Familie unſers Helden nicht unter jenen elenden Menſchenhorden zu Nova Zembla und Lappland antreffen? Wundern wir uns nun noch, wenn ſie ihren Aufenthalt auf gewiſſe kleine Bezirke unſrer Erde einſchränkt?

Hierzu ſcheint mir aber die Familie unſers Helden noch einen weit feinern Bewegungsgrund zu haben, den du, mein lieber Myſonos, vielleicht noch nirgendwo wirſt angemerkt gefunden haben. — Sie kündigt ſich durch dieſe ihre Eingezogenheit als eine Verfechterin desjenigen Dogma in der heiligen Schrift an, welches eins mit von den ſtärkſten Pfeilern iſt, worauf

unſer europäiſche Glaube ſich gründet, nehmlich: daß alle Menſchen von einem Blute entſproſſen ſind.

Keiner hat dieſe große Wahrheit ſo ſehr untergraben, keiner hat ſie ſo ſehr verdunkelt, als der Leichtſinn der Menſchen. Von mannigfaltigen Leidenſchaften gefoltert, ſind ſie in den früheſten Zeiten verleitet worden, den ihnen vom Höchſten angewieſenen Wohnſitz zu verlaſſen. Zerſtreut nach allen Zonen unſers Erdballs haben ſie endlich eine ſolche mannigfaltige Form durch Klima, Nahrung und andere phyſiſche Urſachen angenommen, wodurch völlig das Merkmal ihres einfachen Urſprungs verwiſcht worden. Du weißt, welche gefährliche Waffen den leidigen Ketzern unſerer Zeit dadurch gegen jenes Dogma in die Hände

gespielt worden, die leider! unsern ganzen Glauben zu untergraben drohen.

Wenn das Geschlecht unsers Helden daher jede Ausartung in seiner Raze zu vermeiden scheint, so will es ohnfehlbar zugleich in seinem Wirkungskreise, jenes belobte Dogma, zur Ehre unsers Glaubens und der heiligen Schrift, unerschüttert lassen und erhalten.

4.

Ueberhaupt scheinen mir die Menschen in ihren Urtheilen, die sie über gewisse Dinge, die außer ihrer Sphäre liegen, zu fällen pflegen, jenen Kakrelas auf der Insel Java zu gleichen, die am Tage mit niedergeschlagenen und beinahe verschlossenen Augen herumwandeln und bei Nacht sie erst zu ihrem Gebrauche öffnen.

Dem Beobachter muß wahrlich ihre Meinung, die ſie zum Vortheile ihres lieben Selbſtes oder ihrer Schönheit hegen, von der Art erſcheinen, als wenn ſie mit verſchloſſenen Augen am Tage die Theorie entwickeln, und mit offenen, bei ziemlichem Dunkel dieſer wieder, durch Beiſpiele oder Beobachtungen, Realität verſchaffen wollen. Was könnte hiervon einen größeren Beweis abgeben, als die Urtheile, welche die guten Leute von Geſchmack, die nur glauben, allein einen Sinn für dergleichen Dinge zu haben — die Virtuoſen, Aerzte, Rhapſodiſten — über die Schönheit fällen.

Frage ſie nur: welche Form kommt in der Natur der Schönheit am nächſten? „Ach!“ werden ſie mit einer Art von Extaſe dir ſagen, „die Schönheit iſt Alles in Allem, ſie iſt das Urbild der Gottheit

und der Mensch nach ihrer Form gebildet, ist daher das höchste Ideal aller bildlichen Schönheit. Die Schöpfung hat sich selbst darin übertroffen. Nur eine solche Vollkommenheit konnte sie hervorbringen, nur eine solche Form konnte sie schaffen, um den Geschöpfen der sublunarischen Welt dadurch das Urbild der Gottheit zu versinnlichen."

Nun werden sie dir mit einer mathematischen Evidenz zeigen wollen: wie breit die Stirne, wie lang die Nase, wie groß der Mund, welches Verhältniß überhaupt in allen Extremitäten gegen einander, und welche Haltung im ganzen Umriß sein muß, um das Symbol der wahren, wahren Schönheit darzustellen.

Allein, mein lieber Mysonos, unter uns gesagt, müssen die Herren alle nicht

weiter als in dem jonischen Gebiete gewesen sein, oder aus Vorurtheil und Schwäche nur da das non plus ultra der vernünftigen Urtheile vermuthen. Sie solten aber einmal nach einer andern Zone versetzt werden und dort in die Versuchung gerathen, einigen ihrer theoretischen Flokkeln über Schönheit Beifall zu verschaffen, und sie würden sich bald eines andern belehren.

Kein Geschöpf hat aber gewiß das allgemeine Schönheitsgefühl so beleidigt, ist noch von allen Männern von Geschmack seiner deformen Eigenschaften wegen so angeklagt, hat noch zum Symbol aller Vergehungen und Ausartungen dawider Gelegenheit gegeben, als eben unser Held. — Sein nachlässiger Gang, seine ungezwungenen Manieren, seine unaffektirten Geberden,

seine erhabenen Ohren, seine durchdringende, geschmeidige Stimme, sein nachlässig herabwallender Schweif, alle diese Eigenschaften waren der Kritik immer ein Stein des Anstoßes. Könnte der Esel aber nicht auch, wie jener griechische Weltweise, seinem Tadler zur Antwort geben: Mensch! nimm dir meine Augen und dann beurtheile mich!

Beim Lichte betrachtet, mag auch wohl unser Held in jeder Rücksicht auf sein Aeußeres einen höheren Werth legen können, als der Mensch. Unser Held hat noch seine primitive Gestalt. Er ist noch so gebaut, wie weiland sein Urvater, als er den Händen des Schöpfers entging. Das ist bei uns leidigen Menschen nicht der Fall. Unsere Bildung hat solche verschiedene Richtungen wegen der mannigfaltigen Veränderungen, die mit uns vorgegangen sein müs-

ſen, erlitten, daß wir vielleicht erröthen würden, wenn wir unſern gemeinſchaftlichen Vater, Hand in Hand mit ſeiner lieben Dulzinea, am Tigris ſollten herumwandeln ſehen.

Vergleicht man außerdem die verſchiedenen Abweichungen, die ſich in unſerer Raze eingeſchlichen haben und ſucht ſie auf ein Prinzip zurückzubringen, ſo wird man finden, daß ſie im Weſentlichen übereinſtimmen, und daß ſich aus der uns urſprünglich eigen geweſenen Form, eine mit unſerm Helden zwar nicht gleiche, jedoch ähnliche Bildung ergibt.

Die mannigfaltigen Nuanzen, die wir, nach der Verſchiedenheit der Zonen, bei den Menſchen in der Farbe ihrer Haut finden, bringen mich vielmehr auf die Vermuthung: daß die Farbe des Menſchen im primitiven

Zuſtande, eben ſo feſt und beſtimmt gewe-ſen ſein muß, als die unſers Helden immer war und noch iſt. Ob ſie nun der ſeinigen gleich geweſen, das mag einer andern Unterſuchung vorbehalten ſein. Allein gewiſſe andere Umſtände ſcheinen mir, dieſer bloß hier hingeworfenen Idee, einige Realität zu verſprechen.

Nach den zerſtreuten Nachrichten verſchiedener Reiſenden, ſollen noch langharige, geſchwänzte, unbärtige Menſchenarten ſich vorfinden. Umſtände, die mich verleiten, uns, in unſerm primitiven Zuſtande, eine gewiſſe Analogie mit unſerm Helden zuzugeſtehen, und mich veranlaſſen, diejenigen einen ſtrengen Tadel fühlen zu laſſen, welche die langen Ohren, den herabhangenden Schweif und den Mangel des Bartes an unſerm Helden verlachen.

Wenn wir nun aus dem Vorhergehenden zu ſchließen berechtigt wären, daß auch die Bildung unſers Helden auf eben den Prinzipien, wie die unſrige gegründet ſei, daß die Schöpfung in allen ihren plaſtiſchen Werken nach einer Regel verfährt, von der weder wir noch der Eſel eine Ausnahme machen, ſo können wir auch behaupten, daß unſer Held ſtolzer auf ſeinen Gliederbau ſein dürfte als wir — homunculi!

5.

Wenn man aber troß dem Allem behauptet, daß der Menſch einzig und allein eine eigenthümliche Gabe zur wahren Empfindung der Schönheit beſäße, ſo muß ich mich wundern, daß man ſie völlig an unſerm Helden überſehen will, und ſich daher berechtigt glaubt, dieſe Gabe, unter

welcher man gemeinhin den Geschmack, als ein Vermögen, das äußere Verhältniß sittlicher Gegenstände richtig zu beurtheilen versteht, unserm Helden vorsetzlich abzusprechen.

Freilich werden wir den Geschmack unsers Helden, als verschieden von dem unsrigen, vorfinden, allein nur insofern er sich in einer andern Manier äußern wird.

Ich kann mit Grunde behaupten, daß unser Geschmack sich mehrentheils an dem Bildlichen äußert. Da nun alles Bildliche sich in Allgemeinen bei uns durch das Gesicht entfaltet, so sind wir auch weit fähiger, durch diesen Sinn ein schnelleres und richtigeres Urtheil zu fällen, als durch jeden andern.

Wenn man daher zugibt, was einige Philosophen, die über den Ursprung der

Sprache raisennirt, behaupten, daß das Bildliche mit dem Hörbaren in der Seele gleichsam zusammenfloß und eins ward, so daß gar kein Uebergang von dem einen zum andern nöthig war; so wird man mir doch zugestehen müssen, daß nur eine geschmackvolle Artikulation in der menschlichen Sprache sich entwickeln konnte, nach dem der Mensch sich jenes Aggregat von Hörbarem und Bildlichem nach und nach wieder bildlich analysirte. Dadurch erhielt die Sprache den Keim zu etwas Feinem, Harmonischem und mit den Dingen Adäquatem.

Durch dieses Raisennement kann ich mir eines Theils den Sinn der Fabel vom Tamyris, den die Musen, weil er sich kühnlich mit ihnen in einen Wettstreit einließ, des Vermögens zu sehen beraubten, und zu-

gleich mit Blindheit straften — ohne zu goropsiren — sehr deutlich entziffern. Ohnfehlbar wollten sie den Tamyris durch den Mangel des Gesichts unfähig machen, sich jemals wieder die Harmonien auflösen zu können, um jene harmonischen Gesänge ertönen zu lassen, die ihm die Bewunderung aller Zuhörer erworben.

Die Symbole und endlich die Schriftzüge schafften in der Sprache eine gewisse harmonische Stimmung, durch welche unser Gehör auf die höchste Stufe der Vollkommenheit erhoben, und an einer Melodie der Sprache gewöhnt ward, die den eigentlichen Karakter ihrer Bildung andeutet. Dies giebt ebenfalls Veranlassung zu folgern, daß das Bildliche den eigentlichen Leiter unsers Geschmacks aus macht, wodurch wir allein auf die ersten Prinzipien

zurückkommen können, aus welchen für alle aesthetischen Werke der genaueste Maßstab sich entwickelt,

Bei unserm Helden scheint sich aber dies Alles ganz umgekehrt zu verhalten. Die unangenehmsten und schrecklichsten Empfindungen sind bei dem jüngsten Esel von keinem Nachtönen begleitet. Es scheint daher, daß er sich überhaupt nicht, wie der Mensch, des Hörbaren als Mittel bedient, das Bildliche auszudrücken. Bei ihm muß sich das Bildliche auf das Hörbare gründen. Deshalb sehen wir ihn auch nie auf eine Schriftsprache gerathen. Er scheint sich vielmehr die ganze Stufenleiter der Harmonien, die sich der Mensch durch Anschauungen oder Bilder auflösen muß, in seinen Ohren zu resolviren. Sein Geschmack beruht daher nicht auf das Bildliche, son-

dern läßt sich vielmehr, als auf das Hörbare gegründet, darstellen.

Die erste Vermuthung geben mir die langen Ohren, mit welchen die Natur unsern Helden vorzugsweise ausgestattet, und die ihn wohl weit fähiger machen, sich dadurch alle Harmonien aufzulösen, als wir es mit den unsrigen vermögen.

Die zweite verräth der tiefe Sinn jener Mythe von dem Könige Midas, dem Apollo, um ihn zu überzeugen, welches seichte Urtheil er über den erhabenen Gesang dieses Gottes, der seinen Ohren — wie uns oft manche Werke großer Geister — wässerig oder schwülstig vorgekommen sein mag, zu fällen gewagt, ein Paar Eselsohren verehrte.

Die dritte Vermuthung beruht auf eine, bereits von Büffon an unsrer Gattung

gemachten Bemerkung, daß, ſo wie wir einen Gegenſtand, der vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, durch unſer Aeußeres nachzuahmen ſuchen, unſere Augen, unſere Füße und kurz unſern ganzen Körper dabei oft in Bewegung ſetzen, der Eſel bloß a suo giusto — zu brüllen beginnt.

Non saltus est natura — ein Prinzip, das auch hier ſeine Anwendung findet, inſofern wir auch unter uns Leute von dem Schlage finden, die ſich mit dem Hörbaren bloß begnügen, indem ſie es ſich bildlich aufzulöſen nicht fähig ſind. Dieſe guten Leute können vieles hören, ob ſie es gleich noch weniger als unſer Held beurtheilen, oder ſich auflöſen können. Denn ihre Ohren, und zweitens iſt ihr Geſchmack, wie der aller Menſchen, aufs Bildliche gegründet. Alles, was ſie daher

hören, läßt sie in gleichgültigem Zustande, und ob sie sich gleich so viele Kenntnisse in ihrem Gedächtnisse wie in einer Encyklopädie sammeln, so können sie es doch weder durch etwas Bildliches noch Hörbares auflösen. Sie brüllen daher nicht wie unser Held, wenn ihnen etwas Merkwürdiges aufstößt, und sind eben so wenig geneigt es sich bildlich aufzulösen oder zu — schriftstellern. — Diese füllen nun glücklich die Lücke aus, die der Beobachter in der Stufenleiter der Geschmacksfähigkeiten wahrnehmen könnte.

Außerdem steht noch zu bemerken, daß das Resultat unsers Geschmacks — die bildliche Auflösung, unter uns eine Mannigfaltigkeit von Urtheilen über jedes aesthetische Werk veranlaßt, die sich selten vereinigen lassen. Wir finden daher auch unsere schö-

nen Geiſter in ewiger Disharmonie und himmelweiter Entfernung in ihren Urtheilen. Dies iſt bei den Eſein nie der Fall. Ihr Urtheil kommt immer gleichſam wie aus einem Mund, und der Widerſpruch iſt ſtets aus ihrem Zirkel verbannt.

Daher iſt mir auch jene gelehrte Geſellſchaft zu Rom, die unter dem Namen Asinina Societas bekannt iſt, am ehrwürdigſten, weil bei ihr aller Parthei- und Faktionsgeiſt einem ſtattlichen Esprit de corps, der der Familie unſers Helden eigen iſt, ohnfehlbar Platz machen wird, ſo wie überhaupt dieſer Name eine jede gelehrte Geſellſchaft, im ſtrengſten Sinne genommen, füglicher karakteriſiren dürfte.

6.

Das lebhafte Kolorit, mit welchem Pla-

so die Allgewalt der Liebe dargestellt, hat nun auch den menschlichen Geist lüstern gemacht, sich nur einzig und allein den erhabenen Sinn zu zugestehen, durch welchen er der süßen Empfindungen, mit denen sie Alles in der Natur belebt, in einem verklärteren Gewande theilhaftig werde; hat ihn schon längst verleitet zu behaupten, daß die uns eigene Schönheit das Primum mobile der süßesten und zärtlichsten aller Leidenschaften, der Liebe, ausmache.

Gesetzt aber unsere Form sei auch fähig unsere Begierden und unser Inneres gleichsam tumultuarisch in Bewegung zu setzen, so weiß ich nicht, weshalb unser Held nicht ebenfalls auf diese elekterische Eigenschaft sollte Anspruch machen können; so weiß ich nicht, ob unserm Helden nicht ebenfalls in dieser Rücksicht das Καλον der Griechen, wie

einem jeden Endymion, der ſich im Reiche der Liebe durch große Thaten rühmlich bekannt gemacht, zugeſtanden werden dürfte.

Ich mag nicht erwägen, durch welche magiſchen Künſte ein Ganymed die Augen einer Juno auf ſich gezogen. Aber dies kann ich kühnlich behaupten, daß die Augen unſerer Schönen in voriger und jetziger Zeit gegen unſern Helden gar nicht gleichgültig geweſen waren.

Du weißt, mein lieber Myſonos, wie oft ich dich bei unſerer Lektüre der Alten, auf die dem Priap zu Ehren geſetzte Statuen aufmerkſam gemacht. Gewiß ſuchte man aus keiner andern Urſache dieſen in gewiſſen Theilen eine Aehnlichkeit mit denen unſers Helden zu geben, als um anzudeuten, daß er es einſt in der Liebe unſerm Helden zuvorgethan, daß er auch den Bei-

fall der Phrynen seiner Zeit dadurch zu erhalten wußte, wodurch der, beim Luzian in einen Esel metamorphosirte Luzius, bei einer edlen und feinen Dame sich in Gunst setzen konnte. Hieraus ergibt sich aber auch die Ursache, weshalb die Alten dem Priap, diesem ehemaligen Verehrer des schönen Geschlechts, die Esel weiheten.

Erinnerst du dich, mein Mysonos, wohl der Sitte zu Kuma? — Die betrogenen oder gehörnten Ehemänner zwingen ihre Ehehälften mit unserm Helden gleichsam Hand in Hand, durch alle Straßen zu wandern, um ihr Vergehen ruchbar zu machen. Würden sie sich wohl dieses Mittels bedienen, wenn sie nicht überzeugt wären, daß unser Held über die Herzen ihrer keuschen Penelopen und Lukrezien manchen Sieg zu erringen vermag, und daher

das deutlichſte Symbol, ihr Vergehen kundbar zu machen, abgibt.

Freilich hat ſich bis auf jetzige Zeit der Geſchmack unſerer lieben Schönen um ein Merkliches verfeinert. Und wie jetzt ein Orpheus, Paris, Perſeus vielleicht ein ſchlechtes Glück in der Liebe machen dürften, wenn ſie ſelbige durch Kunſt, Unſchuld oder Heldenmuth zu erhaſchen ſuchten, ſo dürften ſich auch die Eſel unſerer Zeit nicht mehr in puris naturalibus, ſondern mit allen Künſten der Buhlerei, der Galanterie und ehemaliger Pariſer Etikette wohl ausgerüſtet, unſern Schönen darſtellen, um ſie zu feſſeln. Wir wiſſen, welche groſſen Vortheile und Eroberungen im Reiche der Liebe, oder unter unſeren Schönen dadurch zu erringen ſind.

Hieraus aber muß nun erhellen, daß

entweder die Schönheit kein nothwendiges Prädikat der Liebe sei, oder unsere Schönen müssen einen gewissen Sinn für die unsers Helden haben, die für den uns Männern eigenen sapphischen Sinn zu fein sein mag, um sie wahrnehmen zu können.

7.

Die mehrsten alten Weltweisen, die hin und wieder, zwar jeder mit einer andern Wendung, die Grille gehabt, daß mit dem Besitze der Schönheit der höchste Grad der Glückseligkeit verknüpft sei, sind ohnfehlbar durch den gemeinen Volksglauben darauf gebracht worden, der den Göttern die schönste Form zugemessen, die, große Glückseligkeit und Freude unter den Sterblichen zu verspenden, mächtig waren. Unser Eigendünkel aber hat nicht angestanden, mit

einem kleinen Vorrath von Syllogismen, daraus die große und unter uns noch gangbare Lehre festzusetzen, daß dem Menschen, als dem Ideal der sublunarischen Schönheit, die höchste Glückseligkeit zu Theil werde:

Nam facies plurimum valuit.

Allein, ohne die eigentliche Quelle dieses Vorurtheils zu verfolgen, wollen wir vorerst erwägen, worin die Glückseligkeit an und für sich besteht. Daß sie nun vorzüglich in der innern Zufriedenheit mit uns selbst, in der Befreiung von übermäßigen Leidenschaften gegründet sei, das wird keiner in Abrede sein. Sollte dieser Glückseligkeit nun unser Held nicht theilhaftig werden können? Ich glaube diese Frage bejahen zu können.

Mit welcher schnöden Verachtung sieht

er nicht auf die Güter dieſer Welt? Was iſt in ſeinen Augen Herrſchſucht, Hochmuth und Ehrgeiz? Alle dieſe Triebfedern, die uns Thatkraft und Leben zu manchen Ausſchweifungen und Verirrungen darbieten, erdrückt er gern, um den großen Zweck ſeines Daſeins nur durch Mäßigkeit, Beſcheidenheit und Gelaſſenheit zu bekrönen.

Mit welcher Gleichgültigkeit ſtrebt er nicht nach demjenigen Metalle, welches gleichſam unſere Thatkraft wie ein Talisman gefeſſelt hält, deſſen Beſitz uns, wie der große Seneka ſagt, größere Sorge als ſein Erwerb macht, nach dem alle Thoren und Unverſchämte ſchmachten, und das endlich dem Geizigen oder Schwachſinnigen zu Theil wird. Mit welcher Sorgloſigkeit ſehen wir unſern Helden über alle Glücksgüter dieſer Welt daherſchreiten. Er

ſchlägt ſich zur Genügſamkeit, die ſtets von der Arbeitſamkeit, Thätigkeit und Weisheit begleitet wird, und ruft getroſt mit jenem ſyrakuſaniſchen Meßkünſtler: omnia mea mecum porto.

Zwar ſehen wir manche von der Familie unſers Helden heut zu Tage in Purpur eingehüllt, oder in Genuß groſſer Glücksgüter verſetzt. Allein wir können gewiß zu ihrem Ruhme behaupten, daß ſie den geringſten Betrieb darauf verwendet, ſie zuſammen zu bringen. Vielmehr ſind ihnen, wie der Cyniker Menippus beim Luzian behauptet, dieſe Glücksgüter zu einem edlen Zweck vom Schickſale beſchieden. Sie ſcheinen nehmlich von Seelen habſüchtiger Reichen jetzt beliebt zu ſein, die nach der Lehre von der Metempſychoſe, (von der dieſer Menippus ein Anhänger war) ſo lan-

ge in ihnen hauſen: donec quinquies ac vicies annorum milia transegerint. Dies heißt nach meiner Einſicht: bis dieſe Seelen ſich, in dieſer nicht zu ſolchen heftigen Leidenſchaften geneigten Hülle, der Anhänglichkeit an ihren Reichthum entwöhnt, und zu edleren Geſinnungen Neigung erwarben.

Zur Herrſchſucht finden wir unſern Helden gar nicht geneigt. Er ſtrebt nicht nach Rang und Titel. Er findet in ſich nicht diejenige Ehrbegierde, die uns aufmuntert, uns unter einander das Ziel abzulaufen. Und wenn ihm einſt das ohngefähr eine wichtige Verrichtung oder ein Berufsgeſchäft in die Hände ſpielt, ſo ſcheint er es ſo zu behandeln und auszurichten, als wenn er auf die Zukunft keine Rückſicht nähme, um ſich zu einem wichtigern Poſten verdient zu machen.

Manches Kaffgenie unter einem Pygmeenvölkchen läßt ſein Zetergeſchrei bei jedem um ſich greifenden Freiheitsfieber erſchallen, gibt das Loſungszeichen zur Inſurrektion und Anarchie. Wie genügſam und pflegmatiſch ſehen wir hingegen nicht die Eſel unſerer Zeit ſich noch in ihrem Schickſale tröſten. Sehr ſinnreich pflegte daher der Kaiſer Maximilian der Erſte zu ſagen: drei Könige ſind jetzt; einer iſt König über Menſchen, der andere über Eſel, der dritte über Könige. Der erſte iſt der König von Spanien. Er regiert mit Milde und fühlt, daß er Menſchen regiert der andere iſt der König von Franckreich deſſen Unterthanen alle Laſten wie die Eſel tragen. Der dritte bin ich, ein jeder meiner Unterthanen will König ſeyn.

Es folgt aus dem Allen, daß die Glück-

ſeligkeit bei unſerm Helden nicht, wie nach den Epikuräern in einem Wohlbehagen der ſinnlichen Kräfte beſteht, ſondern in der Ueberwindung alles deſſen, was ſowohl einen angenehmen als einen unangenehmen Zuſtand uns zu Wege bringen kann. Deshalb finden wir ihn, mit eben der Miene in der Fabel beim Aeſoph der Laſt unterliegen, mit welcher wir ihn beim Luzian den Philemon die Feigen wegeſſen ſehen. Sein Gefühl iſt gleichſam in einem gewiſſen Aequilibr. Es ſchlägt nie auf eine Seite über. Wir können ihn auch desfalls keines Skeptizismus anklagen, indem er weder, wie die Herren von dieſem Schlage, in ſeinem Statu felicitatis einen mannigfaltigen Standpunkt annimmt, noch, da er ſich in ſeinem Syſtem feſtgeſetzt, durch eine Antitheſe irre gemacht wird. Er kann

daher zum Muſter derjenigen Glückſeligkeit dienen, die Boethius durch Statum omnium bonorum aggregatione perfectum erklärt, und deren ihn auch Buridan, troß allen Philoſophen ſeines Zeitalters, ſchon gewürdigt hat.

Aus dem Allem, was ich von der Glückſeligkeit unſers Helden ſo eben geſagt, erhellt, daß er dieſe Glückſeligkeit ſich keinesweges zu demonſtriren oder ſeiner Einbildungskraft aufzudringen nöthig hat, ſondern ſie gleichſam mit auf die Welt bringt, von Jugend auf genießt, und ſich nicht erſt in ſeinem männlichen Alter dadurch als Sonderling auszeichnet, oder darüber in die unendlichen Zänkereien der philoſophiſchen Sekten verwickelt wird.

Ariſtoteles behauptet ſchon in ſeiner natürlichen Geſchichte, unſer Held habe hierin

den Vorzug vor den mehrſten Geſchöpfen, daß er mit einem geſunden, robuſten und dauerhaften Körper geboren, den wenigſten Krankheiten unterworfen, und von der Natur gleichſam vor jedem Uebel geſchützt ſei. Welch eine Quelle der Glückſeligkeit muß ihm nicht dadurch zu Theil werden! Non est sensus super sensum salutis corporis. Dies angenehme Bewußtſein ſeines geſunden Zuſtandes muß ſeine Seelenkräfte zu ſolcher Thätigkeit beleben, und ihnen endlich eine ſolche Richtung verſchaffen, die nie ſeine innere Ruhe beeinträchtigt. Und dieſe Uebereinſtimmung des innern und äußern Zuſtandes unſers Helden, mens sana in corpore sano, bildet nun jene göttliche Ruhe und Zufriedenheit, jene Genügſamkeit oder αὐτάρκεια, welcher

der Höchſte der Götter nur theilhaftig werden kann:

Jupiter enim nihil desiderat,

in deren Beſitz, wie Kleanthes der Stoiker behauptet, wir nur allein fähig ſind, den Grundſätzen jenes großen Lehrers der Stoa Genüge zu leiſten.

8.

Die Grundſätze der Stoa ſcheinen aber eigentlich diejenigen zu ſein, nach welchen ſich unſer Held gebildet. Man wird daher ſelten einen Anhänger jener Schule auffinden können, der dieſem gleich zu ſetzen wäre, oder der ſo ſich in ihr Syſtem hineingedacht und darin feſtgeſetzt hätte, als unſer Held. Nach dem Muſter ſeines großen Lehrers ergibt er ſich allen Fügungen des rühm-

lichen und unter den Auslegern des Systems so ſtreitigen Begriffes vom Fato.

Wer iſt freier geboren, wem hat die Natur einen größern Spielraum zur freien Uebung ſeiner geiſtigen und körperlichen Kräfte verliehen als — unſerm Helden? — Geh hin nach den Zonen, wo der despotiſche Geiſt der Induſtrie und der Betriebſamkeit des eigenmächtigen Menſchen noch nicht alles mit ſeiner Geißel foltert. Geh nur hin nach den glückſeligen Gegenden, Aethopiens und Arabiens. Sieh ihn da ſich ſeiner Jugend freuen, munter und raſch, wie ein junges Reh herumhüpfen; und nun denke dir ihn unter uns: wie ſchwerfällig, hinkend er gemeinhin daherſchreitet, wie er gleichſam in Ketten geſchmiedet, verachtet, gefoltert und kraftlos ſich fortſchleppt.

Dieſer Zuſtand der Sklaverei hat ſeine ganze Natur verzerrt. Bei uns beſeelt ihn nicht jener frohe Sinn, der ihn zum Symbol der jugendlichen Stärke und des athletiſchen Muths ſchuf, ſo daß unſer Ahnherr ſeinen Sohn Iſachar mit einem rüſtigen Eſel verglich und die Schrift, Simſons Geiſtesgegenwart und Tapferkeit unter der Kinnlade unſers Helden perſonifizirte. Unter uns gleicht er nicht mehr ſeinen Geſchlechtsgenoſſen zu Madura, wo er noch ſo ſchön gebauet iſt, daß einige Zünfte der Indianer glauben, die Familie unſers Helden werde bloß von den Seelen des indianiſchen Adels belebt. Bei uns iſt er nicht mehr mit derjenigen Stärke anzutreffen, daß er einen Löwen überwinden und tödten könnte, um wie Plutarch erzählt, ein Prognoſtikon vom Tode Ale-

xanders, des mazedonischen Weltüberwinders, abzugeben, denn

Persequitur illum dura fati miseria.

Zeno, der Ahnherr der Stoa, könnte daher keinen rühmlichern Beweis von dem Prinzip, daß der Schmerz kein Uebel sei, ablegen als unser Held. Ach! in dem Augenblicke, wenn er unter den Händen der kannibalischen Menschen seine Freiheit verliert, muß er sich dieser Prüfung ergeben. Wir hören ihn unter der sklavenmäßigsten Behandlung weder ächzen noch seufzen. Ruhig und ohne Murren duldet er die Streiche, welche die unbarmherzige Hand seines Despoten ihn fühlen läßt. Keine Miene des Unwillens, keinen Laut der Verzweiflung erlaubt er sich. Standhaft erträgt sein Geist die Folter, der sein Körper erliegen soll.

Ille velut rupes, vastum quae prodit
in aequor
Obvia ventorum furiis, expostaque
ponto,
Vim cunctam atque minas perfret cae-
lique marisque
Ipsa immota manens.

Eben dieſe ſtoiſche Fühlloſigkeit entfernt ihn von jedem rachſüchtigen Unternehmen, wodurch unter uns Sterblichen oft ſo vieles Unheil angeſtiftet wird. Er iſt gelaſſen, er erträgt jede Beleidigung gleichgültig und denkt nie auf Mittel, ſie zu erwiedern, Er iſt darin noch grundfeſter als jener ſtoiſche Weltweiſe Diogenes der Babylonier. Dieſer brave Mann ward einſt von einem ſeiner Zuhörer außerordentlich beleidigt. „Nein!' ſagte er, „ich erzürne mich nicht. Ich ſehe nur an, ob ich mich erzür-

nen ſoll.“ Dieſen ſtoiſchen Paralogismus haben wir nicht von unſerm Helden zu erwarten. Tunde, tunde! ruft er ſeinem Henker zu, sacrum asini tundes, non asinum.

Ich kann mir daher gar nicht vorſtellen, daß jener (ſogenannte goldene) Eſel beim Apuleius auf Mittel zur Rache, für die ſchlechte Behandlung, die er von ſeinem kleinen, grauſamen Begleiter erfahren mußte, geſonnen hätte, wenn er nicht ein bloß metamorphoſirtes Geſchöpf geweſen wäre, das unſerm Helden nur von außen ähnlich war, von innen aber noch vollkommen als Menſch zu handeln geneigt geweſen.

Dies kann dir aber, mein lieber Miſonos, gar nicht ſonderbar vorkommen, denn wir finden, dem Himmel ſei Dank, unter uns Individua genug, die in der äußeren

Form dem Menſchen vollkommen ähnlich ſind, bei denen es aber wiederum von innen, ſo ziemlich wie bei unſerm Helden, beſchaffen iſt.

Dieſe Anlagen zum geraden und ſchlichten Denken, die ſich bei unſerm Helden im reiferen Alter entwickeln, bilden in ſeinem Karakter jene Duldſamkeit und ſokratiſche Gelaſſenheit, die nicht eine Wirkung des Temperaments, ſondern vielmehr eine Frucht des Nachdenkens, des reifen Alters und der Erfahrung, der zweiten Mutter ſokratiſcher Weisheit, zuſammengenommen iſt. Dieſe unermüdete und fruchtbare Beſchäftigung ſeiner Geiſteskräfte, hat ſich in ſein Aeußeres ſo übertragen, daß ich, wenn ich ihn erblicke, immer an den erfahrnen Ulyſſes denke, wie ihn Phyloſtrat in ſeinem Göttergeſpräche, mit gefaltener Stirn, be-

deutendem Auge, unterſetzt, in ſich ſelbſt gekehrt, abgebildet und immer glaube, das Profil dieſes Helden vor mir zu ſehen.

Geübte Philoſophie und tiefe Naturkundige können ſich in ſeiner Phyſionomie nie irren. Seine großen viereckigten und einfachen Geſichtszüge, ſein hervorſtehendes Auge, die bedeutenden Ohren, der immer zur Erde gebückte Kopf; alles dies gibt ihm das ernſte Bild eines Weiſen, der ſich in tiefe verborgene Gedanken verwickelt hat. Er ſchreitet immer mit einer gleichſam philoſophiſchen Miene daher, die mich beinahe verleitet, ihm anzurathen, oft den Vers:

Nescio quid meditáns nugarum et totus in illis,

auf ſich anzuwenden, den man auf manche philoſophiſche Miene unter uns oft anwenden dürfte.

Deshalb haben ihn auch die Griechen, eines von den aufgeklärteſten Völkern, den rühmlichen Namen Ονος beigelegt, um zugleich per elipsin ſeinem großen Geiſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. *) Eben die Griechen pflegten deshalb auch von jemanden, der den Verſtand verlohren, figürlich zu ſagen: er iſt vom Eſel herabgefallen (απ' ονου καταπεσων.) Ein Sprichwort, daß unſerm Eſel gewiß zur Ehre gereicht und hinlänglich den populären Werth

*) Philoſtratus erzählt in vita Sophist. V. 4. C. 26 von dem Sophiſten Heraklides, daß er eine Lobrede der Arbeitſamkeit unter dem Titel Πονος εγκωμιον geſchrieben habe. Mit dieſem trift ihn der Sophiſt Ptolomais, der ſie ihm aus der Hand nimmt, den erſten Buchſtaben des Titels auslöſcht und ſie ihm mit den Worten zurückgab: „Nun lies den Titel deiner Lobrede.“

bekräftigt, den er bei ihnen als ein Geschöpf von großer Geistesfähigkeit hatte.

9.

Diese in unserm Helden eben aufgesuchte Neigung zu einer konsequenten Denkart, hat aber keinesweges solchen Einfluß auf ihn, daß dadurch alle Thatkraft zum Großen, Kühnen und Unternehmenden herabgespannt werden sollte. Vielmehr ist er in dem Besitze einer solchen Geistesgröße, wovon das Alterthum und die neuere Zeit hinlängliche Traditionen aufbewahrt.

Unsere jetzige verfeinerte Denkart muß einem jeden Grad von Geistesgröße entgegen arbeiten. Die Ehre die ehemals der große Hebel war, wodurch alle erhabenen und kühnen Unternehmungen ausgeführt wurden, und mit einer gewissen Großmuth

verbunden, alle Thätigkeit in uns rege machte, haben wir nun gegen ſklavenmäßiges Heuchein und kriechende Schmeichelei vertauſcht. In dem Buſen unſers Helden aber lodert noch immer die helle Flamme der Geiſtesgröße, welche ſchon die größten Männer des Alterthums in ihm verehrten.

Homer weiß ſeinen größten Helden, den Ajax Telamonius, wegen ſeiner Würde und Stärke mit keinem andern in Vergleich zu ſetzen, als mit unſerm Helden. Und nur ſeine Tapferkeit und Herzhaftigkeit können die Griechen veranlaßt haben, in ihm den Mars ein vorzügliches Opfer zu bringen.

So erzählt uns auch Herodot, daß die Indier ſich im Kriege einer Gattung Fuhrwerk bedienten, welches nur mit Eſeln fortzubringen war. Ihr düſterer und ſchreck-

licher Anblick vermochte oft, den ganzen Troß der Szythen, welche mehrentheils die siegende Partei gegen die Perser war, in Unordnung und zum Weichen zu bringen.

Eben dieser Schriftsteller erwähnt eines Vorfalls, welcher ein beinahe unglaubliches Beispiel von der, der Famile unsers Helden eigenen, Standhaftiekeit abgibt. Als einst die Szythen, von einem Schwindel befallen, in der Flucht ihr Heil suchten, ließen sie die Esel, ihre tapferen Spiesgesellen in Stich. — Diese, ohne sich für die schändliche Treulosigkeit, die sie beinahe in die Hände der Feinde lieferte, zu rächen, suchten vielmehr die Verwirrung, die unter den Szythen ausgebrochen, durch ein dem Kriegesgeräusch ähnliches Geschrei, das sie im Lager machten, den Persern zu verber-

gen. Der Geſchichtſchreiber mußte ihnen hier vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er geſtand, daß ſie bei keiner Gelegenheit ſo gebrüllt hätten, als bei dieſer Und ob er gleich mit einem neidiſchen Seitenblicke bemerkt, daß es aus ängſtlicher Beſorglichkeit, und wegen der Gefahr, worin ſie ſich ſahen, geſchehen ſei, ſo findet man im erſten Augenblicke, daß bloß eine geheime Antipathie gegen die Familie unſers Helden ihn dieſe Worte niederſchreiben ließ. Denn nach ſeiner eigenen Erzählung waren die Eſel ſelbſt auf den Rückzug bedacht, und wie konnten ſie alſo den Feind erblicken?

Luzian bemerkt auch, daß der Eſel des Silens, in jener berühmten Schlacht des Bachus gegen die Indier, durch ſein Brüllen das mehrſte beigetragen habe, das

Schrecken unter dem Feinden zu vermehren. Fürwahr! ſollte man hier nicht mit Juvenal ausrufen

Prodigiosa fides et tuscis digna libellis!

Doch nicht bloß das Alterthum, ſondern auch die neuere Zeit hat nicht ermangelt, dem Verdienſt unſers Helden Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen. Bekanntlich ſind die Ritter aus den vier Landen in Geſellſchaften vertheilt geweſen, die von Thieren den Namen hatten, unter welchen diejenige Geſellſchaft, die ſich unter dem Namen unſers Helden, oder unter der Geſellſchaft der Eſel formirte, den erſten Platz eingenommen.

Alvarez erzählt in ſeiner Reiſe, daß er geſehen, wie man ſich auf den hohen und ſteilen Gebirgen in Aethiophien, die dem Wanderer oft unüberſteiglich ſchienen, ihm

den größten Schwindel verurſachen, und wo man mit den gewandteſten Thieren kein Fortkommen findet, als des ſicherſten Begleiters und Führers, des vorſichtigen und ohne Tollkühnheit herzhaften Eſels bedarf. Dieſer Vorzug, den man ihm gerne einräumt, ſcheint ihn aufzumuntern, mit der größten Lebensgefahr und obgleich eine unzählbare Anzahl ſeiner Mitbrüder dadurch ſchon ihr Leben aufgeopfert, und in den tiefen Schlünden ihren Tod gefunden, dieſes Talent von erfahrner Behändigkeit in ſeiner Raze immer mehr auszubilden.

Zu unſerm Erſtaunen finden wir den Eſel daher ſelbſt in den Zonen, wo alles in eine ſybaritiſche Weichlichkeit übergegangen, noch im Beſitze der rühmlichſten Herzhaftigkeit. Sehen wir nicht, daß unſer Held auf den jetzt ſo oft beſuchten Alpen, wo

mancher ſchnellfüßige Wanderer ſchon den Tod gefunden, die gefährlichſte Abgründe nicht ſcheuet und gleichſam mit einer erfahrnen Geiſtesgegenwart dem luſtbeliebigen Alpenbereiſer forthilft?

Einen kräftigern Beweis von ſeiner Geiſtesgröße können wir vielleicht in der kurzen Lebenszeit aufſuchen, die unſerm Helden, in Verhältniß mit jedem andern Geſchöpfe, das ihm an Kräften gleich iſt, nur zu Theil wird.

Zwar will Ariſtoteles behaupten, daß um einen ſehr hohen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, ein langes Leben höchſt nothwendig ſei, allein wir finden, daß die vollkommenſten Menſchen, welche ihr Heil für Vaterland, Tugend und Glückſeligkeit anderer auferferten, nicht lange auf dieſem Erdball friſteten. So ichten die vergötter-

ten Helden bei den Alten nur einen kurzen Zeitraum und so finden wir auch, daß die eigentlich erhabenen und großen Seelen dieses irrdische Leben läßig finden. Denn,

Ostendunt terris hunc tantum fata.

Ueberhaupt zeigt dies immer den Zug eines großen Geistes an, viel in einem kurzen Zeitraum zu leisten, um gleichsam, wie man zu sagen pflegt, viel aber nicht lang zu leben, non multa sed multum. Können wir nun dies nicht auch auf unsern Helden anwenden? Können wir nicht von ihm behaupten: daß er Alles das in einer kurzen Lebens-Frist leisten kann, was ein jedes andere Geschöpf nach und nach bis in sein hohes Alter zu Stande bringt, daß er in seiner Kindheit schon Mann ist, und in seiner Mannheit an Nichts zunehmen kann,

und so zu sagen, während seiner Geburt schon — zur Reife gediehen ist?

01.

Wenn man daher von allen Seiten suchte, die wahren Verdienste unsers Helden zu verkleinern und in ein gehässiges Licht zu setzen, so war es immer nur Vorurtheil und Neid, welche jedes Talent und jede hohe Tugend nieder zu drücken, sich angelegen sein lassen. Die Annalen der Geschichte lösen uns aber zum Glück sehr deutlich das Räthsel auf, wie und wodurch unser Held in so bösen Ruf gekommen.

Die Aegypter, welche sich als das älteste Volk und daher als die ersten Menschen betrachten, die diesen Erdball als eine Gesellschaft bewohnten, hatten mit nicht geringem Mißvergnügen wahrgenommen, daß

unſer Held in Gang und Gebehrde dem Gotte Typhon, der ein ſtrenger Antipode ihres verehrten Gottes Oſiris war, ähnlich ſei. *). Sie faßten daher eine ſolche Antipathie gegen unſern Helden, die ſich, wie Plutarch meldet, ſo weit erſtreckte, daß ſie keinen Laut von einem Eſel hören konnten, ohne in ein paniſches Schrecken oder in einen ſonſt üblen Paroxismus zu verfallen, und ihren feindſeligen Gott im Hinterhalte witterten. Daher nannten ſie auch einen jeden, ihnen verhaßten Menſchen einen Eſel.

*) Der Eſel, ſagt Plutarch, bedeutet Typhon, weil er roth von Farbe iſt, wie dieſer. Allein Typhon heißt alles ſchlangen- und leimartige. Ich bemerke hier noch, daß im Hebräiſchen, Leim, rothe Farbe und Eſel, Worte aus demſelben Stammworte Hamer (חמר) ſind. S. 45. der Anmerk. zu Volneys Ruinen.

Allein der persische König Darius Ochus, dem sie auch aus einem gewissen Groll jenen Ehrennamen beilegten, suchte sich dessen dadurch würdig zu machen, daß er ihnen und ihrem hochgehaltenen Gotte Apis, durch sein gutbewaffnetes Kriegsheer eine völlige Niederlage versetzte.

Diesen Groll, den die Aegypter nun gegen unsern Helden hegten, theilten sie mit den Wissenschaften, die bekanntlich bei ihnen die ersten Fortschritte machten, den Phöniziern mit. Von diesen kam er mit den Wissenschaften wieder zu den Griechen und von diesen zu den Römern. Diese trugen nun das Mehrste bei, seinen üblen Ruf überall zu verbreiten. Fürwahr! Ein neuer Beweis, wie geneigt die Menschen sind, von denen, die ihnen Wahrheiten mittheilen, auch Vorurtheile zu ererben.

Allein, dem Himmel sei Dank, daß es bisher noch immer solche vortreffliche Menschen gegeben, welche sich, ob ich aus göttlicher Eingebung sagen soll? der guten Sache angenommen für sie gestritten, und daher den erhabenen Eigenschaften unsers Helden, und seiner edlen Abkunft angemessene Gerechtigkeit widerfahren ließen.

Ueberall, wo Aufklärung und Geistesbildung herrschend waren, hat immer die Ehrbegierde des Menschen gesucht, sich durch einen seiner Züge zu veredeln. Wir finden daher, daß selbst sehr edle Familien in Griechenland und Rom den Namen unsers Helden angenommen, und daß noch jetzt die mehrsten, durch alten Adel und großen Reichthum ausgezeichnete Familien bloß nach seinem Karakter sich zu bilden suchen.

Der König Philipp, ich erinnere

mich nicht gleich, welcher, pflegte daher, um die Geistesfähigkeit der Staatsmänner in Auffindung politischer und gewandter Entwürfe recht fein zu karakterisiren, oft zu sagen: daß keine Festung sich halten könne, wo ein mit Gold belasteter Esel sich hineinzuwerfen vermag. Ein französischer Schriftsteller will an ihm auch eine gewisse angebohrne Kourtoisie und hofmännische Denkart bemerkt haben, die seinem Adelsbrief das Siegel der Vollkommenheit aufdrücken dürfte. Den größten Beweis, setzt er hinzu, gibt uns der Esel (in der Fabel) der, auf Befehl des Löwen, seines Königs, ohne Anstand und Zaudern sein Leben aufs Spiel setzte. Ob es gleich, wie er mit Scharfsinn und kritischer Einsicht bemerkt, den Humoristen Aesop gefallen, dem Dinge eine andere Wendung zu geben.

Eben dieser Schriftsteller sucht auch sehr fein eine Lücke in der Fabel vom Prometheus auszufüllen. Er behauptet nehmlich: daß, als derselbe das Feuer, d. h. die göttliche Vernunft, die uns seit der Zeit in einem höheren Grade belebt, vom Himmel herabgeleitet, er solches durch den abgezogenen und bald entzündbaren Schweif des Esels bewerkstelligt haben soll, und zieht daraus zugleich die für unsern Helden äußerst rühmliche Folgerung: daß Prometheus durch ihn fähiger ward, die himmlische Vernunft in einem höheren Grade uns theilhaftig werden zu lassen:

Igneus est illi vigor et caelestis origo
spiritibus.

Die Römer ließen ebenfals während der Circensischen Spiele, die sie dem Neptun, unter dem Namen Konsus, als

ein Gott, unter dessen Schutz die guten Nachrichten und Rathschläge stehen, zu Ehren hielten, gemeinhin die Esel von allen Anstrengungen und Arbeiten frei, um diesen Gott in ihnen nicht zu beleidigen.

In neuern Zeiten ließ der König Alphons, bei einem gewissen Orden, den er stiftete, jeden Ritter einen Schwur ablegen: nie auf einem Esel zu reiten. Was kann hiervon wohl anders der Bewegungsgrund sein, als die Erfurcht und Achtung, die man, wie dieser weise König einsah, diesem Geschöpfe schuldig ist.

Nur gekrönte Häupter wagten es, ihrer Würde ein größeres Ansehen zu verschaffen, und bei dem großen Haufen einen starken Eindruck zu machen, sich diese Freiheit herauszunehmen. Wir finden daher, daß der König Oedip, als er den Sphynx

erlegt, zu Theben seinen Einzug auf einem Esel hielt, und so erzählt man von mehreren gekrönten Häuptern, daß sie den über ihre Feinde erfochtenen Sieg durch einen, auf einem Esel gehaltenen, triumphirenden Heimzug verkündet und bekrönt haben.

Auf diese Art wäre also unser, mit so vielen Tugenden begabte, Held von den würdigsten, größten, und so wie er biederdenkenden Männern, immer eines Vorzugs gewürdigt werden, welche die Blasphemie schon längst gegen ihn hätte verstummt machen sollen.

II.

Aus der Achtung und Ehrfurcht, die unserm Helden so vielfältig erzelgt wird, und auf die er mit so vielem Rechte Anspruch zu machen hat, muß sich einestheils erge-

ben, daß er auch eine gewiſſe würdige Stelle in der Natur oder in der Reihe der Weſen einnehmen muß, die einem jeden Weſen, nach allen Weltweiſen und vorzüglich dem Plato, dadurch beſtimmt wird, inſofern es mit ſeinen großen Tugenden, eine innige Verehrung der Gottheit und ächte Gefühle für Religion vereinigt.

Im Orient iſt der Glaube allgemein gangbar, daß viele Thiere durch verſchiedene Handlungen eine gewiſſe Verehrung, und eine damit verbundene Lithurgie nach ihrer Art äußern. So ſoll der Elephant täglich ſeine Ehrfurcht der aufgehenden Sonne durch eine gewiſſe ſubmiſe Neigung ſeines Proboßes bezeigen; weshalb auch die Mahler mehrentheils ſein Bild als ein Symbol der Gottesfurcht gebrauchen. Ebenfalls ſagt auch der Prophet — gewiß aus göttlicher

Eingebung — daß alle ſich auf Erden in Luft und Waſſer aufhaltende Geſchöpfe die Herrlichkeit Gottes loben, beſingen und preiſen.

Sollte unſer Held nun hier eine Ausnahme machen? liegt es nicht vielmehr plan und offen vor Augen, daß die Gottheit ihm hier einen vorzüglichen Grad von Geiſteskraft verliehen? Außerdem, daß ſelbſt die Rabbinen mit vielem Scharfſinn ſeine religiöſe Geſinnungen per rationem inversam zu demonſtriren ſuchen *), finden wir in der heiligen Schrift überall Anekdoten, die ihn als ein der Gottheit ergebenes Geſchöpf karakteriſiren.

Wer erinnert ſich des Vorzugs nicht, den er im moſaiſchen Geſetz, in Rückſicht der, der Gottheit zum Opfer beſtimmt

*) רחם, ותבר.

gewesenen Erstlinge mit dem Menschen gleich genossen. Indem es dort heißt: die Erstlinge vom Esel sollt du lösen mit einem Schaafe. — Welchem Thiere ist wohl jemals vergönnt gewesen, einen Engel von Angesicht zu Angesicht anzuschauen? ist noch durch göttliche Eingebung die Sprache so zu hell worden, als Bileams weltberühmtem Esel?

Daß aber auch die Familie unsers Helden ihrer Religion durch jene reine Sitten und hohe Tugenden, mit welchen der gute Fleury die ersten Kristen ausgerüstet darstellen will, immer Achtung erwerben wollte, zeugt die Benennung Asinarii, die man den ersten Anhängern des Nazaräismus gegeben, worüber, aus mir unbegreiflichen Ursachen, Tertullian seinen Unwillen so laut geäußert. Noch mehr

Beweis hiervon giebt die Ehrfurcht, welche die Familie unſers Helden für jede Religion überhaupt gehegt. Man erzählt, das der heilige Antonius einſt eine Anzahl Eſel im Namen des Herrn ermahnte: ihm ſein mit eigenen Händen ſich angebautes Gärtchen nicht zu zerſtören, und ſieh! die Eſel gehorchten dem Manne Gottes.

Dabei, bemerke ich noch, haben ſie ſich in ihrem Glauben ſo feſtgeſetzt, daß man unter ihnen weder eine Sekte hat entſtehen ſehen, noch ein Schisma, das ihren Glauben beunruhigt hätte. Wir finden daher, daß der Biſchof Klaudian eine Verſammlung des Klerus zur Unterſuchung der Lehre gegen die Verehrung der Bilder deshalb mit dem Namen congregationem asinorum belegt hat.

Die Religiöſität, die wir an unſerm

Helden aufgefunden, giebt uns die Verlaſſung, ihm diejenigen Ausſichten in der Ewigkeit zuzuſichern, die ihm Unſterblichkeit oder einſtmalige Auferſtehung, welche ich lieber annehmen mag, verheißt.

Ich ſage Auferſtehung und nicht Unſterblichkeit, weil es erſtlich wegen der Bemerkungen, die der Pater Daniel auf ſeiner Reiſe nach der karteſianiſchen Welt über die Seelen der Thiere macht, noch ſchwierig iſt, ihnen eine zuzugeſtehen, und weil es zweitens nach Priſtley und einigen neuern Exegeten ausgemacht bleibt, daß die Unſterblichkeit kein Dogma der heiligen Schrift ſei, hingegen die Auferſtehung als ein ſolches zur Erhaltung unſerer zeitlichen Ruhe in derſelben vorgefunden wird.

In der Verkündigung, die uns der Pro-

phet Zacharia vom Messias giebt, sagt er: „du Tochter Zion freue dich sehr! Und du Tochter Jerusalem jauchze! Sieh! dein König kommt zu dir; dein Gerechter und Helfer, arm, und reitet auf einem Esel und auf einem Füllen der Eselin.„ Hier findet sich ein Pleonasmus, dessen eigenen Sinn alle Ausleger verfehlt oder übersehen zu haben scheinen. Wozu der Zusatz: „ und reitet auf einem Füllen der Eselin?“

Hier liegt aber nach meiner exegetischen Einsicht ein geheimer Sinn verborgen, der ohnfehlbar die Auferstehung der edlen Race unsers Heilgen andeuten soll. Der Wortverstand giebt nehmlich folgenden Sinn an die Hand: der Messias wird auf keinem, bloß für ihn bestimmten Esel zu reiten kommen, den die Vorsicht schon, wie diesen großen Mittler, seit Erschaffung der Welt

zu dieſem Zweck beſtimmt hätte, ſondern er wird bei ſeiner Ankunft ſich erſt einen aus der ganzen Raze, und zwar einen, der noch ein Füllen iſt, erwählen. Muß aber alsdann nicht ohnfehlbar, wenn er dieſe Wahl nach dem eigentlichen Sinne der Schrift anſtellen ſoll, der ganzen Raze die einſtmalige Auferſtehung bevorſtehen?

Und wenn überhaupt, wie die Rabbinen ſagen: in den Menſchenkindern das Ebenbild Gottes zu ſuchen iſt; ſo kann ich nicht abſehen, warum der Schöpfer des Weltalls, da doch Alexander der Sterbliche, den berühmten Buzephal, wegen ſeiner ihm erſprieslich geleiſteten Dienſte durch Anbauung der Stadt Buzephalia in ewigem Andenken zu erhalten ſuchte, einem Geſchöpfe, das zu ſolcher feierlichen Handlung beſtimmt iſt, ihr eine gewiſſe Würde geben

ſoll, und außerdem das Heil ſeiner Lieblinge beweckt, nicht zur Auferſtehung beſtimmt haben ſollte, da ſeine Belohnungen ohnedies dauernder, als die der Sterblichen, ſein ſollen.

12.

Nun, mein lieber Miſonos, habe ich meinen Helden nicht bloß, wie man zu ſagen pflegt, bis zum Grabe, ſondern bis aus dem Grabe begleitet. Ich laſſe ihn in dieſer Rückſicht freilich etwas rühmlicher ſterben, als manche eigennützige Männer, die allen Vortheil dabei finden, alles Heil jener Welt für uns allein beſtimmt zu glauben, und die uns nur deshalb mit vielen Ehren nach jener ſchicken, um die zeitige ganz an ſich zu reißen.

Allein, was thut das zur Sache? Er-

wäge alles genau, was ich von meinem Helden geſagt. Gehe ſein Leben vom Anfange bis zu Ende mit der Strenge eines Aeakus, Minos, oder Rhadamantes durch, und wirſt du finden, daß ein ſolches, ich will nicht ſagen großes, ſondern tugendhaftes und frommes Geſchöpf nicht einen ſolchen Tod verdient, dann will ich gern meinen Helden dem weltlichen Gericht übergeben und ſeinetwegen keine Anſprüche machen. Doch bitte ich dich nur unpartheiſch zu urtheilen. Denn leider! die Verdienſte und Geiſtesgaben unſers Helden:

Invidia quoniam, ceu fulmine summa vaporant,

An unſerm Helden wirſt du den Ungrund von demjenigen Spruche gewahren, den man aus jedem Munde vernimmt: daß die Stimme der Menſchheit, die Stimme Gottes ſei.

Ich finde es freilich so unbillig nicht, immer etwas schmeichelhaft von sich und seines Gleichen zu urtheilen. Allein, da wir immer geneigt sind, von uns besser als von Freunden, von diesen vortheilhafter als von Fremden zu urtheilen; so begreife ich nicht, warum nicht allgemein die Neigung statt finden soll, von unserer Gattung besser als von jeder andern zu urtheilen. Indeß da Neigung doch immer nicht mehr als Neigung ist, die sich nie so recht bequem auf gesunde Vernunfturtheile zurückbringen läßt, so mußt du mir es nicht verdenken, wenn ich dieser gewisse Gränzen zu seßen suche.

Wie billig ich hierbei verfahren bin, wirst du nun selbst entscheiden können. Indem ich die wesentlichste Tugenden meines

Helden auf die reinſte und ungeſchmückteſte Manier dir entwickelt, habe ich doch nicht geſucht, wie ſich manche Lobredner unſerer Zeit hierin vergangen, auch ſeine Fehler dazu umzuſchaffen, ſondern habe bloß auf ſie als gelegentliche Urſachen ſeiner Vollkommenheit Rückſicht genommen.

Ich hätte leichtlich von meinem Helden ſolch eine Figur entwerfen können, die vielleicht für unſere, zum Wunderbaren geneigte, Zeit ein artiges und anziehendes Bild abgegeben. Ich hätte ihm die Braunen Jupiters, Mars athletiſche Stärke, Neptuns kriegeriſchen Muth, Thetis ſanfte Beredſamkeit und Apollos dichteriſches Gefühl zueignen können. Allein, wollte ich denn einen Sophiſten abgeben? Wollte ich denn einem unverdienten Gegenſtande eine vortheilhafte Seite andichten?

Die Tugend wollte ich in ihre Rechte einsetzen. Dem Vorurtheile wollte ich den Schleier von den Augen reißen. Der Wahrheit wollte ich Gerechtigkeit widerfahren lassen; der Dummheit ihren gerechten Lohn ertheilen; der Thorheit ihre Schwäche fühlen lassen, und an meinem Helden unserm Eigendünkel solchen Stoß versetzen, daß er gezwungen werde, der Menschheit zuzurufen:

Mutato nomine de te fabula narratur.

Ueber den

Campeschen Purismus.

Man kann es keinesweges für Symptome eines auf einen hohen Grad von Geistesbildung fortgeschrittenen Zeitalters betrachten, wenn man viele Plane solcher Art gedeihen sieht, wodurch überhaupt beabsichtiget wird, die Ideen, welche die Menschen von ihrer Gattung haben, in Reih' und Glied zu bringen, oder in gewisse Kasten zu theilen. Die Weisen — worunter ich diejenigen verstehe, die nur für ihre Mitmenschen denken sollen, und sie auf ihre Natur aufmerksam zu machen oder sie dieselbe

kennen zu lehren berufen ſind — müßten es, der Stimmung des Zeitalters gemäß, ſich zum höchſten Ziel ihres Beſtrebens machen, den Menſchen nicht allein für ihre Denkart, ſondern auch für die Dinge die auf ſie einen unnedlichen Einfluß haben, ein Aehnlichkeitsgefühl aufzuregen, wodurch ſie nicht allein zu einer inneren Uebereinſtimmung vorbereitet, ſondern auch in ihren äußeren Beſtrebungen die Hand dazu zu bieten geneigt werden mögten.

Die Verhältniſſe des Menſchen ſind aber von verſchiedener Art. Er hat ein phyſiſches, geſelliges und intellektuelles Verhältniß. Das phyſiſche iſt, in Rückſicht ſeiner Wirkſamkeit, ein über alle menſchliche Kräfte wirkſames Band; ſo wie das intellektuelle nur eine, von der menſchlichen Denkkraft, beſtimmte Grenze hat.

Ueber jenes vermögen die Weisen Nichts, über dieses vermögen sie Alles. Doch was sie hier vermögen, wird wiederum von dem Verhältniß gestört, welches wir das gesellschaftliche nennen.

Das gesellschaftliche Verhältniß des Menschen macht ihn empfänglich für eine Gattung von Begriffen, die man füglich patriotische nennen könnte. Die vaterländische Denkart des Menschen hat bisher auf ihn einen mächtigen Einfluß gehabt, und zwar aus doppelter Rücksicht.

Es muß einem jeden in die Augen springen, daß die vaterländische Denkart des Menschen sich auf sein physisches Verhältniß gründet. Sie entwickelt sich mit demselben, sie zieht ihn ganz von seiner intellektuellen Natur ab. Vaterländischer Boden, vaterländische Sitte, vaterländische

Sprache ſetzen ſich in ihm ſo feſt, als jes des Verlangen ſeinem Triebe zu genügen. Mit dem Patriotismus iſt die größte Geiſtesbeſchränktheit verwandt, und der ſtrenge Beobachter hat Gelegenheit täglich dieſe Bemerkung zu machen.

Eben dieſen ſeinen Urſprung verleugnet nun der Patiotismus nicht, wenn er ſich mit der größten Geiſtesentwickelung vereint. Patriotismus iſt das partielle Kapitel der Sittlichkeitslehre, und es ergiebt ſich daraus die Erſcheinung, wie ſehr der Patriotismus den höchſten Grad von Sittlichkeitsſchein annehmen kann.

Die Menſchen täuſchen ſich desfals ſehr wenn ſie glauben: daß inſofern ſie ſich gute Patrioten nennen, ſie zu gleich gute Menſchen abgeben.

Es wird kein Beobachter der menſchli-

chen Natur, und kein Kenner der Geschichte in Abrede sein, daß vielleicht Patriotismus die größte Geissel der Menschheit ist. Allein von der andern Seite wird man wieder zugestehen müssen, daß so lange das politische Verhältniß des Menschen auf Patriotismus konstituirt ist; so lange die Menschen noch Vorurtheil für ihr Volk, für ihr Land, für ihre Sprache haben, es von einem jeden Staate, von einer jeden Regierung löblich ist, zu ihrer Erhaltung den Patriotismus, als den vorzüglichsten Hebel zu kultiviren.

Eine andere Frage ist es: ob die Regierungen solche Mittel eingeschlagen, um den Menschen oder ihren Untergebenen solche Anordnungen zukommen zu lassen, wodurch die Gesellschaften der Idee des Patriotismus entübrigen könnten? Hierauf wird man

gewiß überall mit einem Nein! beſchieden werden. Das einzige Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, wäre, wenn die Regierungen in der Abſicht zuſammentreten und einen ſolchen Verein ſtifteten, wodurch einer jeden Nation ihr Standpunkt geſichert würde. Dann könnten die Menſchen überhaupt wirkſamer für die Menſchheit ſein.

Dieſes iſt aber bis jetzt noch eine Idee. Und hier beginnt die Funktion der denkenden Köpfe, die Menſchen überhaupt für ſolche Ideen empfänglich zu machen, wodurch die patriotiſchen Begriffe zum wenigſten eine allgemeinere Tendenz erhalten könnten. Vielleicht wäre es möglich durch einen unter ſie auf ſolche Art allmählig verbreiteten Kosmopolitismus, die Regierungen ſelbſt zu kosmopolitiſchen Geſinnungen zu bewegen.

Die Handlungsart der Weisen eines Volkes muß daher den Zweck haben, die Menschen alle, von welcher Nation, von welcher Farbe, von welcher Bildung sie sein mögen, zu Gliedern einer Gesellschaft zu bilden. Ihr Bestreben sollte daher bezwecken, allen denjenigen Mitteln, welche die Hand dazu bieten, nicht allein eine gute Aufnahme, sondern auch eine hohe Kultur zu verschaffen.

Es giebt aber nur wenige Keime, welche die Natur in die große Gesellschaft der Menschen hingeworfen, um den Weisen als Leitungsmittel zu dienen, ihren erhabenen Zweck im Kreise der Menschheit zu erreichen. Die vorzüglichste Stelle unter denselben nimmt aber unfehlbar die Sprache ein, welche man füglich als das

Produkt der vernunftmäßigſten Aeußerung der Menſchen betrachten kann.

Die Entwickelung der Sprache kann uns ohnfehlbar zum Probierſtein des Fortſchrittes der Denkkraft der Menſchheit dienen. Je größer der Umfang der Sprache eines Volkes iſt, deſto gewandter, vielſeitiger iſt ſeine Denkart.

Die verſchiedenen Gattungen von Sprachen, die wir in der Welt vorfinden, ſind aber eben ſo viele Klippen, die den menſchlichen Geiſt, auf ſeiner Fahrt nach dem Ozean der Menſchheit, nicht allein in ſeinem Fortſchritt aufhalten, ſondern ſogar ſcheitern laſſen.

Bedenken wir, daß jede Nation einen gewiſſen Grad von Kultur, von Bildung in ſich erreicht; daß Sprache das einzige Mittel iſt wodurch ſie ſelbige nicht allein

verbreitet, sondern auch für ewige Generationen erhält; daß einer jeden anderen Nation außer ihr dieser Schatz, bei Unwissenheit ihrer Sprache, vorenthalten bleibt; so läßt sich wohl folgern: daß, wenn auch nicht eine Sprache, doch eine gewisse Verähnlichkeitemanier der verschiedenen vorhandenen Sprachen, die Nationen gegenseitig rascher und mit mehrerem Erfolge mit den Fortschritten ihrer vielartigen Kultur bekannt machen, oder sie gemeinschaftlicher unter sie verbreiten dürfte.

Der kulivirteste Theil der Menschheit hat auch bisher immer diesen Weg eingeschlagen, um gewisse Kenntnisse und Begriffe, welche die verschiedenen Nationen seines Umkreises sich erworben, zu verallgemeinen.

Aus einem diesem ähnlichen Verfahren

läßt sich eine allgemeine Ursache der früheren Kultur des südlichen Europa folgern. Indem die daselbst sich kolonisirten Völker stets ihre Sprache, durch eine Assimillation mit dem Sprachschatz der vor ihnen vorhanden gewesenen kultivirten Völker, bereicherten, mußte gleichsam die ihm entsprechende Geistesbildung in einen größern Kreis von Menschen verpflanzt, und darin erhalten und befördert werden.

Ich gehe noch weiter und behaupte: daß die Bildung Germaniens nur deshalb später erfolgte, weil kein so vollständiges Sprachverkehr jemals in dem Grade daselbst Statt gefunden, als irgendwo in den südlichen Ländern Europa's. Und wenn der Deutsche auf seinen Vorzug trotzt, daß er eine Stammsprache hat, so sollte er auch bedenken, daß dieser Vorzug, manches an-

dere Talent unterdrückte, und ihm daher auch das Verdienſt entzog; der Schöpfer einer Geiſteskultur zu ſein, welche für die ganze Menſchheit fruchtbare Folgen hatte.

Wir können unſer Raiſonnement durch ein auffallendes Beiſpiel erläutern. Wenn man ſich nach den macherlei Urſachen umſieht, welche England ſchon ſo früh einen ſolchen hohen Grad von Kultur bereiteten; ſo wird man gewiß nicht anſtehen auch die Biegſamkeit ſeiner Sprache als eine Triebfeder aufzuführen, welche von mächtiger Mitwirkung war. Sie veranlaßte, daß es alle willkührlich ausgedrückte Begriffe, welche an den Aeſten der menſchlichen Geiſteskraft, die ſich in den verſchiedenen Theilen des Erdbodens verbreiteten, auf mannifaltige Art entwickelten, in den Schoos ſeines Wörterbuches aufnahm.

Bei dem dieſer Nation eigenen Stolz auf ihre Geiſteskultur, war dies aber doch immer der Grundpfeiler derſelben, daß ſie nicht diejenigen im Ausland vorhandenen Mittel zurückwies, die ſie zu bereichern vermochten. Sie hatte Selbſtverleugnung genug einzuſehen, daß, um eine ſchnelle Volkskultur zu verbreiten, ſie in ihrer Mitte alle diejenigen Wörter welche gewiſſe ihr fremde Ideen bezeichnen, aufzunehmen habe; ſie hatte Scharfblick genug zu antizipiren, daß ihre Denkbarkeit nicht ihre Exiſtenz im Volke ſichere, und um dieſelbe zu erhalten, die Ableitung der ihnen entſprechenden Wörter aus ihrer Sprache einen Zeitraum erfordern, der für ihre Geiſteskultur verloren gehen dürfte.

Und im Grunde, was hat es denn auch für einen innern, intenſiven Werth für ei-

ne Nation, wenn sie einer Sprache sich rühmen kann, die von keiner andern etwas entlehnt? Erhält die Nation etwa dadurch das Recht, sich gegen ihre Nachbaren einer größern Geisteskultur zu rühmen?

Im Gegentheil finde ich darin etwas Löbliches, wenn eine Nation von der andern willkührlich ausgedrückte Begriffe (Wörter) entlehnt. Es wird dadurch in dem, was man höhere Geisteskultur nennt, ein allgemeines Band geschaffen, das den Grund zu einem Ideenwechsel legt, der von unendlich großen Folgen ist.

Für den höheren Kreis der Geistesbildung, sag' ich. Denn das Vaterländische der Sprache kann und darf sich nicht verlieren. Es muß eben so, wie die manigfaltigen Produkte der verschiedenen Erdstri-

che, erhalten werden, um dem menſchlichen Geiſt auch in Rückſicht der Sprache eine verſchiedene Anſicht zu erhalten.

Durch das gegenſeitige Entlehnen der willkührlich ausgedrückten Begriffe aus dem Kreiſe der hohen Geiſtesbildung, kann nur ein Gedankenverein unter den gebildeten Menſchen aller Nationen veranſtaltet werden; und welchen heilſamen Einfluß dürfte der nicht auf den ganzen Zuſtand der Menſchheit veranlaſſen!

Nach dieſen hier hingeworfenen weltbürgerlichen Ideen, wollen wir den Plan derjenigen deutſchen Sprachgelehrten ermeſſen, welcher nicht weniger beabſichtigt, als Deutſchlands Sprache einen ſolchen Umfang zu ſchaffen daß ſie nicht allein alle jemals erfundenen Begriffe, ſondern

dereinſt noch zu erfindenden, auf germaniſchen Boden aufzupflanzen vermag.

Daß die deutſche Sprache eine Urſprache ſei, muß man unbedingt zugeben. Daher wird man aber auch einräumen: daß der größte Theil von Geiſtesbildung nicht durch dieſe Sprache unter Germaniens Volk verbreitet worden; ſondern daß dieſe vielmehr aus dem ſüdlichen Europa ſich zu den Deutſchen herübergemälzt. Die Klage alſo: daß die Deutſchen ein mit vielen fremden Federn prangendes Gewand darbieten, kann nur ihren Grund in dem Trieb des Deutſchen haben, ſich vom Auslande eine Kultur des Geiſtes herzuholen, die er durch ſeine Sprache nicht zu entwickeln vermochte.

So iſt es, und ſo wird es ſein. Nie wird die Menſchheit die Spuren verwiſchen

können, die auf ihre Kultur Griechenland und Rom hatte, und nie wird Deutſchland daher iſolirt ſtehen und zu behaupten vermögen: auf der Stufe, auf welcher es ſteht, habe es ſich durch eigene Geiſteskraft emporgeſchwungen. Es wäre gewiß ein zu weit getriebener Ahnenſtolz, wenn es je dieſe Aeußerung laut wollte werden laſſen. Indeß iſt es ſchon eine Art von Eitelkeit, die Spuren davon im Aeußern ablegen zu wollen.

Wenn man die Behauptung hört, daß keine Nation ſo viel Fremdartiges in ihre Sprache aufgenommen, als die deutſche; ſo laſſen ſich Gründe angeben, die es nicht allein entſchuldigen, ſondern rechtfertigen. Eben weil die Deutſchen eins mit von den ſpäter kultivirten Völkern Europa's waren, mußten ſie beim erſten Schritt, den

ſie in der Kultur machten, von einem Strome Begriff: von außen her überſchwemmt werden, der ihnen nicht Zeit ließ, zu ſich ſelbſt zu kommen. Und warum waren und blieben ſie eins mit von den ſpäter kultivirten Völkern? Weil ſie eine Urſache gebildet. Dieſe hielt ſie ab, ihre Denkart mit der der gebildeteren Nationen zu verallgemeinern. Sie ſtanden viele Jahrhunderte allein, und mußten, als das Bedürfniß zu denken in ihnen rege ward, an dem Geiſtesreichthume des Auslandes ein leichtes Mittel vorfinden, ihrer Neigung in der Rückſicht auf dem kürzeſten Wege Nahrung zu ſchaffen.

In jener Periode, wo die Deutſchen auf ſich ſelbſt, auf ihre Denk- und Empfindungsart eingeſchränkt, ihre Sprache entwickelten, bildete ſich in derſelben zwar ein

großer Reichthum, der aber, als ſie mit der fremder Nationen bekannt wurden, gleichſam von ihnen vergeudet ward. Sie betrachteten ihren Sprachreichthum als eine Scheidemünze, die ihnen bei weitem nicht den innern Gehalt und die Vollgültigkeit der ausländiſchen verrieth. Daher die große, mächtige Zahl von Idiotiken, die den deutſchen Sprachforſchern zu Gebote ſtehen, und worin der Deutſche einen größern Reichthum als irgend eine Nation beſitzt.

Bei dem Lichte der Kultur, das den Deutſchen vom Auslande her blendete, begann er ſich emſiger mit Erlernung fremder Sprachen zu beſchäftigen. Die lateiniſche Sprache und ihre Töchter bildeten die Schule für Deutſchlands Biegſamkeit im Denken. Und was war es für Wunder,

daß der Deutſche, da wo es ihm vorkommen mußte, daß ſeine Wörter nicht die Fülle der Ideen auszudrücken vermochten, die ausländiſchen Wörter in ſeine Sprache einbürgerte.

Auf dieſe Art mußte die deutſche Sprache an ausländiſchem Reichthum gewinnen. Sie entlehnte aber nicht mehr, als jede andere Sprache von ihren Schweſtern, und man wird vielleicht nur darum veranlaßt, ihr in der Rückſicht mehr zur Laſt zu legen, weil bei ihr, das von ihren Schweſtern Entlehnte bemerkbarer iſt und bleiben muß, indem ſie Urſprache iſt.

Die Beſchäftigung mit ausländiſchen Sprachen veranlaßte aber gewiß die Folge, daß zum wenigſten der kultivirteſte Theil Deutſchlands an Gewandheit des Geiſtes zunahm; ſo daß man füglich behaupten kön-

te: alle ausländiſchen Wörter, welche in die deutſche Sprache eingebürgert wurden, waren Reſultate der Bildung der Deutſchen.

Und ſind es noch; das iſt wahr!

Hieraus nehmen nun die Puriſten Gelegenheit zu behaupten: nur wir Deutſchen entlehnen Wörter aus fremden Sprachen. Welche kultivirte Sprache entlehnt deren von uns? Fragen ſie ferner. Wir ſollten daher, ſetzen ſie hinzu, ſo verfahren wie unſere Nachbaren.

Mit nichten!

Eben dieſes, daß wir Deutſchen immer noch aus der Fremde Wörter herüberholen, iſt ein Beweis, daß uns das Ausland an Kultur des Geiſtes überſteigt. Es geht uns vor in Erfindungen, in Pflege an Künſten und Wiſſenſchaften. Und ſo war es immer.

Unſer Kopf und unſer Herz iſt noch genährt und gepflegt von den Produktionen des Auslandes. Selbſt unſer Hang, den Schöpfungen des Geiſtes eine eigene Form zu verleihen, hat durch die verſchiedenen Formen, welche uns das Ausland vorgehalten, eine fremdartige Richtung erhalten und erhält ſie noch. *) Und wir ſollten nicht, aus echt deutſchem Dankgefühl gegen unſere Bildner, ſo manchen Keim, ſo manche Blume zu uns hinübertragen, die in uns noch auf vaterländiſchem Boden das ſanfte Gefühl rege zu erhalten vermag, beſ-

*) Wie lobenswürdig finden und mit welchem Dank nehmen nicht ſelbſt die eigenſten Kunſtrichter z. B. die Verſuche einiger Neuern auf, die Sonettenform der Italiäner für deutſche Ohren, trotz daß Bodmer ſie mit dem Bette des Prokruſte ſcherzend vergleicht, genießbar zu machen.

sen wir einſt auf fernen Gefilden theilhaf-
tig wurden?

Wer könnte es wagen, der theilnehmen-
den Anlage des Menſchen eine ſolche Feſſel
anzulegen? Wer könnte unweltbürgerlich
genug denken, ſich des erlangten Beſitzes
desjenigen zu ſchämen, was auf ſeinem Bo-
den nicht emporgeſtrebt iſt?

Zugegeben aber, daß der Deutſche wirk-
lich das Recht habe, auf einen gewiſſen
Grad eigener Geiſtesbildung Anſpruch ma-
chen zu könne, ſo dürften wir freilich man-
che andere Nation einer Gefühlloſigkeit,
gegen jed ihrem Geiſte dargebotene, echt
germaniſche Nüanze von Geiſtesbildung, be-
ſchuldigen. Den Vorwurf eines ſolchen
Stumpfſinns haben ſich ſchon manche Völ-
ker zugezogen. Der Deutſche dürfte ihn
am wenigſten zu befürchten haben, da er

bis jetzt die geringste Veranlassung dazu vermieden.

Deutschlands Sprache hat, seit Luthers Zeiten, an gebildeter Originalität zugenommen. Vielleicht ist das ein Hauptzug ihrer Originalität, daß sie, auf eine ihrer Bildung homogene Form, ihren Reichthum vom Auslande her vergrößern konnte, worin sie gewiß jede andere Sprache, außer die englische, übertrift. Und diesen Vorzug wollen ihr gewiß die Puristen der neuesten Zeit entreißen.

Indem wir nun gezeigt haben, von welchem schätzbaren Einfluß überhaupt, der Tausch, und die Entlehnung willkührlich ausgedrückter Begriffe (Wörter) der Nationen untereinander, auf die Verbreitung der Sittlichkeit, oder auf die Entwickelung

der Idee einer Menschheit ist, wollen doch selbst die neuesten Puristen behaupten, daß dadurch der Volksbildung ein mächtiger Vorschub geschehe. Vorzüglich glaubt Hr. Campe seinen Vorschlägen zur Reinigung der deutschen Sprache durch dieses Argument eines Gewicht zu verschaffen.*)

Nachdem er selbst eingeräumt, daß der Purismus in keiner kultivirten Sprache völlig geltend gemacht werden könne; nachdem er selbst zugegeben, daß die deutsche Sprache, einer großen Menge Wörter des Auslandes, ein ihnen nicht zu entreißendes Bürgerrecht, eingeräumt, so besteht er doch auf Ausmerzung derjenigen, welche un:

*) S. Campe Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. In den vorangesetzen, Regeln und Grenzen der Verdeutschung. S. 16

sinnliche oder übersinnliche sind, oder Verstandes- und Vernunftbegriffe enthalten.*)

Für etwas sehr Leichtes hält es Hr. Campe, für dieselben auf Germaniens Boden neue Wörter, welche der Analogie der deutschen Sprache angemessen wären, bilden zu können. Dadurch, fügt er ferner hinzu, dürften die höheren Begriffe zum Kreise der Sprache, welche das Volk inne hat, herabgebracht, und endlich dem Volke Veranlassung gegeben werden, mit den höheren Regionen des Denkens sich zu beschäftigen. Ein Verfahren wodurch ohnfehlbar Weisheit, hohe Weisheit selbst unter die ganze Nation verbreitet werden müßte.**)

Wenn aber Hr. Campe behauptet: daß

*) S: 9. **) S: 18.

das Volk nicht um der Sprache Willen da ist, so füge ich hinzu: daß die Ideen nicht um der Wörter wegen da sind.*)

Wähnt denn Hr. Campe, daß der Reichthum einer Sprache für jeden möglichen Begriff es voraussetzt: daß das Volk (wohlverstanden das ganze) auch für jeden Grad von Denkkraft empfänglich sei?

Die Erkenntnisse, oder gleichviel die Aeußerungen der intellektuellen Kräfte werden sich immer in zwei große Aestejins Exoterische und Esoterisch everlieren. Wer selbst in seiner vaterländische Sprache vorgetragene höhere Wahrheiten fassen will, dem wird nicht viel mehr Deutlichkeit hervorgehen wenn er nicht Schwungkraft genug besitzt, sich zu denselben erheben.

Die Deutsche Sprache hat außerdem,

*) S. 15

wie jede andere, gewisse Konstruktionen, einen Kreis von Wörtern und Ausdrücken, die keinem als nur dem Gebildeten verständlich sein werden. Untere Volksklassen, oder solche bei denen Wörter die Stelle des Sinnes vertreten, wird es immer geben, gab es zu jeder Zeit, und für diese werden die Wissenschaften immer Wörter, selbst wenn sie deutschen Stammes sind, enthalten, die ihnen unverständlich oder unbegreiflich sind.

Geht es denn den höheren Klassen nicht so mit der Denkart und Sprache des gemeinen Mannes? Sind in jenen Kreisen nicht Ideen, Wörter und Redensarten ganz etwas Unbegreifliches und Neues, die diesen geläufig und alltäglich worden? Und wir wollen erwarten, daß dieß Verhältniß des gemeinen Mannes gegen den kultivirten je aufhören soll?

Ueberhaupt hat jedes Gewerbe, jede Lebensart, jede Kunſt und Wiſſenſchaft einen Eigenthum von Ausdrücken, an dem der Eingeweihete keinen Anſtoß findet. Für den Laien werden dergleichen Ausdrücke nicht allein fremdartig bleiben, ſondern es wird auch immer Laien der Art geben. Die mehrſten Wörter welche die deutſche Sprache vom Auslande aufgenommen, verrathen etwas Zunftmäßiges. Sie ſollen nun ausgemerzt werden. Es werden dem großen Haufen dafür Wörter gegeben, die ihm gegenſeitig ebenfalls ſo ungeläufig und unbekannt bleiben, als die ausländiſchen. Was wäre da viel gewonnen?

Eben aber weil der größte Theil der, von den Deutſchen, entlehnten Wörter zur wiſſenſchaftlichen Behörde gehört, wünſchte ich aus dem höheren Grunde die Tole-

ranz für sie auszuwirken: weil der Gewinn für die Wissenschaften immer erklecklicher ausfallen dürfte, wenn das, was die Fortschritte, zur Bildung der Menschheit überhaupt anzeigt, in Ausdrücken dargestellt wird, die Eine Bedeutung für jede kultivirte Nation haben. Der Wechseltausch der Empfindungen und der Ideen würde immer weit schneller von Statten gehen, und der Menschheit dadurch das hohe Ziel der Kultur näher gebracht werden.

Hr. Campe greift nun nach einem andern Grund, der seinen Purismus retten soll. Er behauptet nehmlich: *) daß die Aussprache der fremden Wörter überhaupt, den Sprachorganen einer Nation, die ihre Sprache hat, Gewalt anthue, weil sie nicht

*) S. 10

für ihre Biegungen und Sylben die Gewandheit habe, welche dazu erfordert wird.

Ich will nicht hoffen, daß Hr. Campe das als einen Fehler betrachtet, was eigentlich Vorzug eines gebildeten Volkes iſt, ſich nach jeder Form zu ſchmiegen. Es erhält gewiß der Deutſche einen größern Werth, daß er dem Franzoſen nachſprechen kann, als wenn er es nicht vermögte. Daß der Franzoſe keinem Deutſchen gut nachzuſprechen vermag, das kommt daher, weil deutſche Literatur, deutſche Bildung nie in Frankreich getrieben worden. Die Otaheiter ſtehen hierin bei weitem noch den Franzoſen nach. Sie können keiner Nation als ſich nachſprechen, anſtatt die Franzoſen bloß dem Norden nicht nachzuſprechen vermögen.

Will denn Hr. Campe die Tendenz

unſerer Bildung dahin leiten: daß wir uns nur der Fähigkeit bemächtigen ſollen, keine andere Sprache als die unſrige zu ſprechen? Sollen wir als Deutſche auf das Mittel Verzicht thun, den Organen unſers Volkes eine größere Biegſamkeit zu verſchaffen, indem wir eine große Anzahl bedeutungsvoller Wörter vom Auslande aufnehmen, und ſie in Umlauf bringen?

Und iſt es denn überhaupt wahr: daß unſerm gemeinen Mann die Ausſprache fremder Wörter ſo ſchwer ankömmt? Mildern wir denn das Heterogene ihres Baues nicht, durch unſere Vor- und Endungeſylben? Und wird es denn dem großen Haufen nicht oft ſchwer, ſelbſt urſprünglich deutſche Wörter richtig oder rein auszuſprechen? Wenn auch Hrn. Campe daher zugeſtanden wird, daß der der gemeine Mann z. B. Condition immer

Condiſchoon aussprechen sollte; so wird er doch zugestehen müssen, daß es in der deutschen Sprache viele Wörter giebt, die eben auf solche Art von dem gemeinen Mann entstellt werden. So kenne ich viele Menschen, welche das G wie ein J aussprechen und z. B. Gelegenheit wie Jelegenheit hören lassen.

Nur dergleichen Abweichungen können Veranlassung gegeben haben, unter den deutschen Sprachforschern, vor einem Decennium ohngefähr, die Frage erörtert zu lesen: ob man schreiben soll wie man spricht; oder sprechen soll wie man schreibt? Es ist kein Wunder, daß die Frage zu Gunsten der letzten Meinung entschieden worden, denn man höre einen Ober- und Niederdeutschen ein und dieselbe Seite eines Buches deklamiren, und man wird glau-

ben, daß ein jeder in den Wörtern andere Buchſtaben oft abgedruckt ſieht. Es dürfte wahrlich nicht ſchwer fallen Beweiſe beizubringen, daß das Reden der deutſchen Sprache, ſelbſt bei den entſchiedenſten Regeln, ſehr vage iſt, und ſehr viele Modifikationen erfahren kann. *)

---

*) Folgende Anekdote dürfte hier an ihrer Stelle ſein. Der Doktor Bieſter ſoll auf einer Reiſe einen Dorfgeiſtlichen, der ihn mit manchen Beiträgen zu ſeiner Berliniſchen Monatsſchrift verſah, haben beſuchen wollen. Er trat zu ihm ins Zimmer, und ſagte ihm, er ſey der Doktor Bieſter. Der Geiſtliche ſtutzt, weiß ſich des Namens Bieſter nicht zu erinnern. „Kennen Sie nicht den Herausgeber der Berliniſchen Monatsſchrift?“ Fällt der Doktor ein. Ah! nun kenne ich Sie, trefflicher Mann, erwiederte der Geiſtliche. Sie ſind der Hr.

Das nun, was Hr. Campe als etwas Vorzügliches, an einer aus sich selbst gebildeten und bereicherten Sprache findet, kann nach den Grundsätzen der Vernunft, nie einige Billigung treffen. Eben weil eine Volkssprache, das Volk, von der übrigen Menschheit, so zu sagen, isolirt, ist sie zugleich ein Mittel, wodurch die Nation in dieser Trennung erhalten wird; und bleibende Veranlassung, daß sie gleichsam Vorurtheil für ihre Meinungen und ihre Denkart unterhält. Für den Menschenfreund kann es nie ein tröstlicher Anblick sein, die Menschheit durch Zwischenräume der Art gleichsam isolirt zu sehen.

Und was hat es denn überhaupt für

Doktor Biester. Lakonisch fragte ihn Biester: „Mein Gott! Sind Sie denn ein Priester!

einen Zweck, wenn ich den verschiedenen sprechenden Menschen, einen entgegengesetzten Egoismus beizubringen suche, der auf jeden Fall das sittliche Gefühl beeinträchtigen muß? „Der Deutsche," sagt Hr. Campe *), „hört in eben dem Maaße auf in die Eigenthümlichkeiten der Denk- und Sinnesart eines Deutschen, in die natürliche, sittliche, bürgerliche Verfassung seines Landes genau zu passen, in welchem er aus der Landessprache ein buntschäckiges Gemisch von ausländischen und einheimischen Lauten und Wörtern werden läßt."

Ich muß gestehen, daß ich für eine solche Philosophie keinen Sinn habe. Mag der Deutsche aufhören ein Deutscher zu sein, wenn er damit gebildeter, gewandter und menschlicher wird. Woraus will uns Hr.

*) Daselbst S: 12.

Campe beweiſen: daß der Deutſche an Energie und Kultur durch Nachahmung des Auslandes zurückgekommen? Ich könnte ihm, im Gegentheil erhärten: daß diejenigen Völker, welche ihrer Sprache Alles zu verdanken haben wollen, am wenigſten das pflegen was man ſittliches Gefühl nennt, oder am längſten in ihrer Kultur zurückbleiben.

Ich will gar nicht erwähnen, wie ſehr man jetzt von der Meinung zurückgekommen, daß jede Nation zur Sicherung ihrer Exiſtenz eine eigene Sprache, eine eigene Verfaſſung haben müßte; will nicht erwähnen, daß man jetzt keinesweges mehr zu ſchlieſſen geneigt ſei: weil es ſo war, daß es zur Glückſeligkeit jeder Nation hinfort ſo ſein müſſe, oder von der Natur ſo weislich angeordnet wäre, wie Hr. Campe

anzunehmen scheint. — Scheint! sage ich; denn sollte es ihm Ernst mit seiner Meinung sein, so dürfte ich gegen ihn behaupten: daß eben, weil die Deutschen vom Auslande her ihre Sprache bereichert, dieß von der Natur absichtlich so geordnet ist. Zum wenigsten hätte ich einen edlern Zweck dafür anzunehmen, nehmlich: durch diesen Sprachverkehr den Gemeingeist zu verbreiten.

Es will zwar Hr. Campe, um eine Autorität für den Purismus aufzustellen, geradezu behaupten: daß die Griechen ihre Bildung nur der Reinheit ihrer Sprache zu verdanken hatten *).

Zu dieser Behauptung kann ihn aber bloß eine Prädilektion für seine Ideen verleitet haben; denn als entschiedenen Beweis

*) Daselbst S 14.

für dieſelbe, ſcheint er ſie nicht gedacht zu haben. Sie iſt daher auch, wie die mehreſten Poſtulate es oft ſind, nur oberflächlich hingeworfen. — Wenn die Griechen eine große Nation bildeten, ſo waren ſie noch nicht die glücklichſten Menſchen, und wenn ihre Verfaſſung gewiſſe einladende Seiten hatte, ſo ſtanden ſie doch von vielen Seiten, manchen kultivirten Nationen neuerer Zeiten nach.

Es iſt hier nicht der Ort dieß in ſeinem ganzen Umfange zu entwickeln. Ich will nur bei ihrer Sprache ſtehen bleiben, inſofern ſie der Hebel ihrer Aufklärung geweſen ſein ſoll. Hier geht nun von der einen Seite hervor, daß die Griechen das gebildeteſte Volk zu ihrer Zeit ausmachten. Von wem und wozu ſollten ſie entlehnen? Von der andern Seite geſteht Hr. Campe ſelbſt zu: daß

die Griechen in ihrer Sprache Wörter aufgenommen, deren Stamm und Ursprung verloren ist. Den Phöniziern und Egyptern haben sie gewiß manches zu verdanken, was wir auf ihrem Boden entstanden glauben, und es ist bei weitem noch nicht bestimmt und entschieden, ob sie diesem das Eigenthümliche ihrer Sprache aufgeprägt*).

Indeß sie bildeten das größte Volk zu ihrer Zeit. Ihr gewesenes Dasein imponirt und ruft uns Achtung zu — Wie ist es aber jetzt? Ist Franzose, Italiäner, Engländer, Deutscher nicht wechselweise beschäftigt, sich den Lorbeer zu entreissen, der bei der Pflege der Kultur aufschießt.

*) Nähere Erörterung in dieser Rücksicht, dürfte der Leser beim Monbodde, in seinem treflichen Werke über den Ursprung der Sprache, vorfinden.

Ist nicht oft einer des andern Vorbild? Und ist es nicht der Deutsche, der vorzüglich seinen Nachbar in der Rücksicht zu schätzen weiß?

Ueberhaupt ist man aber über den eigentlichen sittlichen Werth, und den Grad der Aufklärung der Griechen, noch nicht so aufs Reine, daß man entscheiden könnte, sie verdienten in jeder Rücksicht — Nachahmung.

Herr Campe scheint aber vorzüglich, gegen die gewöhnlich in ausländischer Sprache, sowohl in Kompendien, als Vorträgen ausgedrückten unsinnlichen Begriffe oder sogenanten Ideen, zu eifern *). Ich muß aber gestehen, daß ich für seine Einwendungen keine Empfänglichkeit habe.

Erstens, bemerke ich, daß, da der größte

*) Daselbst S: 56.

Theil dieſer Worte durch die Reflexion oder durch's Nachdenken geläufig wird; ſo iſt ihre Exiſtenz ganz unabhängig von jeder Anwendung im menſchlichen Leben.

Zweitens, drücken ſie zu ſehr etwas Allgemeines aus, als daß ihre Deutlichkeit, durch die individuelle Stimmung eines Menſchen, oder einer Nation, gehörig begrenzt werden dürfte; die Streitigkeit welcher dieſe Begriffe noch unterworfen ſind, macht ſie unfähig, in jeder Sprache ein vollkommenes Bürgerrecht zu erlangen. Es wäre daher auch für die deutſche Sprache eine wahre Laſt, wenn man ihrer ausländiſchen Form ſinnverwandte germaniſche Wörter unterſchöbe. Die deutſche Sprache dürfte ſich in jene grillenfangende, ſcholaſtiſche Form verlieren, worin wir ſie geſtürzt zu ſehen befürchten mußten, als die

Reinholdianer sich des Kunststückes bedienten, die kritischen Begriffe deutsch auszudrücken.

In neueren Zeiten, wo das Wissenschaftliche des Wissens ein Gegenstand von Streitigkeiten bildet, ist es überhaupt sehr zuträglich, daß die Sprache von dem wogenden Strom der Distinktionen und Begriffe verschont bleibe. Es ist gar nicht zu wünschen, daß man jetzt, wo eine Schule der andern, das Wankende in Rücksicht ihrer Ideen, zum Vorwurf macht, sich anmaße einen Sprachgebrauch hierin festzusetzen.

Noch mehr. Ich behaupte, daß nachdem Leibnitz und Wolfs Philosophie sich die deutsche Sprache angeeignet, es doch von ihren Nachfolgern, denen ihre Prinzipien nicht genügten, äußerst löblich war, daß sie in Aufstellung der ihrigen, der Spra-

che ihres Vaterlands untreu wurden. Denn es ist entschieden, daß für die wahren, intellektuellen Begriffe keine Sprache absolute, sondern bloß relative Ausdrücke hat, und diese sind endlich so vielen wankenden Erklärungen ausgesetzt, daß sie in das Gedankensystem des großen Haufens mehr Verwirrung als Reichthum gebracht.

Auf die Art wie der Erfinder der kritischen Philosophie verfahren, finde ich die einzige Möglichkeit, daß die Philosophen sich dereinst verständigen dürften; ob sie gleichmäßige Begriffe mit den Worten verbinden. Ich bin daher bei weitem entfernt mit Hrn. Campe zu behaupten: daß dieser große Mann die Dunkelheit in der deutschen Sprache befördert; vielmehr findet genau erwogen das Gegentheil Statt.

Seine philosophen Werke gleichen einer

intellektuellen Welt, worin dem Denker Gegenstände vorgehalten werden, die er allmählig auffassen und in sich verarbeiten wird. Fühlt nun ein solcher Denker, von ihrem Geist genährt, sich berufen ihn weiter zu verbreiten, so sollte er ihn in solchen Schattirungen und Umrissen darstellen, daß es der Fassungskraft des großen Kreises anmessen sei.

Es ist freilich eine Sucht seiner sogenannten Anhänger gewesen, mit der Manier seines Vortrages und seinen Worten vor jedem Zirkel zu prangen. Welcher Mißbrauch damit getrieben worden und noch getrieben wird, ist jedem, der sich nur von ferne in der deutschen Litteratur umsieht, bekannt. Indeß ist das nicht jenem Weisen, sondern den Menschen zur Last zu legen, die an seiner Seite glänzen wollten.

Ueberhaupt ist das eigentliche Philosophiren eine Sache die nicht dargestellt werden kann. Es muß so zu sagen in dem Menschen sich gleichsam entwickeln. Und ich behaupte daher, daß Philosophie als Wissenschaft betrachtet, gar nicht Gegenstand der Sprache ist. Sie muß aufgefaßt, geübt werden. Der Geist muß an intellektuelle Beschäftigung gewöhnt sein, und dann bildet sich in unserm Innern ein Ganzes, ein System.

Daher sehen wir auch, daß da, wo die Philosophie popularisirt wurde, sie gewöhnlich in Verfall gerieth. Die Philosophen bemüheten sich gemeinverständlich zu sein, und sie verwandelten daher ihre Begriffe und Ideen in Worte, mit denen das Volk einen weit schwächern Sinn verband. Die Philosophie kam daher in den Ruf, daß sie

ein Wortgeklingel enthalte, oder auf eine spitzfündige Wortklauberei hinauskomme. Hier war der Sinn des Sprichwortes an seiner Stelle: der Buchstabe tödtet den Geist.

Es ist überhaupt vorauszusetzen, daß Philosophie, als Wissenschaft, nie Erbtheil des Volkes sein wird und sein kann. Es gehört, um für diese Wissenschaft empfänglich zu werden eine solche Lehrzeit dazu wie zu mancher Kunst.

Komme doch ein Künstler, oder nur ein Handwerker und nenne seine Kunstworte einem Laien. Mögen sie auch aus ihrer gemeinschaftlichen Sprache selbst hergenommen sein, er wird von letzterem nicht verstanden werden, oder er müßte sie denn umschreiben. Die Resultate einer jeden Kunst — ihre Werke, ihr Nutzen — sind allgemein bekannt. So ist es auch mit der

Philoſophie. Die Tafel ihrer Begriffe zu analyſiren iſt nicht Sache Jedermanns. Ihre Reſultate aber können und werden immer populär vorgetragen werden.

Selbſt aber für die Empfänglichkeit gegen ihre Reſultate wird ein Grad von Bildung erfordert, der den Menſchen zu einer gewiſſen höheren Ideenreihe fähig macht, und es iſt daher nicht zu erwarten, daß diejenigen, welche ein Intreſſe an einer ſolchen haben, keine hiſtoriſche oder umſchreibende Kenntniß der philoſophiſchen Terminologie beſitzen ſollten.

Ueberhaupt muß man aber bedenken, daß eine jede Sprache eine umſchreibende werden dürfte, wenn ſie nicht viele jener fremden Wörter in ſich aufnähme, welche Kenntniſſe und Ideen ausdrücken, die ein fremdes Volk vorzugsweiſe beſitzt.

Dieß geſchieht aber von einer Klaſſe von Menſchen, die ſich gebildete nennen und ſich unmittelbar den Gelehrten anſchlieſſen. Dieſe wollen nicht bloß belehrt, ſondern ſelbſt gelehrt erſcheinen, und durch dieſe bekommt mehrentheils das von der größten Entfernung hergewanderte Wort ſein Bürgerrecht.

Von dieſen geht es dann ins gemeine Leben über. Es iſt wahr, von allen Wörtern der Art iſt der Sinn noch nicht völlig erſchöpft. Allein, alle Wörter ſind auch nicht für das gemeine Leben. Selbſt jede Nationalſprache hat einen anſehnlichen Theil von Ausdrücken und Wörtern, die dem mit ihr gebornen gemeinen Mann nicht faßlich ſind.

Ich kann daher gar nicht mit Hrn. Campe einig denken, wenn er einigemal

den großen Satz wiederholt: daß keine Kenntniß einem Volke eher angehöre, bis sie das ganze Volk weiß. Diese Aeußerung ist im Grunde nur eine Idee, der nie völlig genügt werden wird. Die Gelehrten werden immer Gelehrten bleiben, sie werden immer höher über gewisse Gegenstände denken, werden immer eine gewisse Ideenreihe sich eigen machen, deren kein Ungelehrter sich wird bemeistern können. Es werden ihrem Wissen immer Begriffe zum Grunde liegen, denen der Laie nie gleichkommen wird. Und Hr. Campe mache mit den ersten intellektuellen deutschen Wörtern den Versuch, so wird er die Wahrheit meiner Behauptung anerkennen.

Ich wiederhole daher: haben die Kunstwörter der Philosophie den Werth, daß sie ein Mittel abgeben konnen, eine Allgemein-

verſtändlichkeit unter den Gelehrten einzuführen; ſo ſchaffen ſie auch noch den Vortheil, daß indem ſie ausländiſch ſind, oder von früher gebildeten Völkern hergeholt werden, durch ſie, unter den größten Köpfen der verſchiedenen Nationen, ein gewiſſes Band erhalten wird, wodurch ſie zugleich für das weltbürgerliche Syſtem wirkſam werden können.

Volksaufklärung mag mit dieſem Umkreis des Wiſſens wetteifern, ſie wird ihm immer untergeordnet bleiben. Das Wiſſen geht nie vom Volke aus, und ſoglich kann es auch nicht Anſpruch machen, Alles wiſſen zu wollen. Im Gegentheile ſtrebt es dahin, ſo lerne es mit ſeinem Triebe zum Wiſſen einſehn: daß es in dem viel und mancherlei Sprachen redenden Menſchengeſchlecht, nur einige von der Natur

gleichsam auserkohrne Wesen gab, die mehreren Nationen das Wissen schufen das es erlangt. Und es wird Weisheit und Weisen höher schätzen und huldigen und an der Menschheit mehr Anhänglichkeit zu haben lernen.

Nachdem Hr. Campe allgemein den Purismus in der deutschen Sprache zu begründen versucht, fühlt er sich zugleich berufen, demselben doch gewisse Grenzen anzuweisen. Schon dies dürfte den Schein geben, als wenn er uns das Recht einräumte gegen seine Meinung verstehende Anmerkungen hinzuwerfen. Wir müssen es indeß dem Leser überlassen zu urtheilen, ob sie gegen dasselbe einiges Gewicht haben dürften, und wollen ihn noch in seinem Raisonnement über die Grenzen des Purismus

folgen, wobei mir zu mancher Berichtigung Veranlaſſung finden dürften.

Herrn Campe beginnt ſelbſt mit dem Geſtändniß: daß es wohl vorerſt nicht thunlich ſein dürfte, die Sprachreinigung in ſolchem Umfange geübt oder realiſirt zu ſehen, als man wünſchen mag. Indeß glaubt er doch beſtimmt angeben zu müſſen, wo ſie anfangen ſollte. Er ſagt daher: „Da der höhere Zweck der Sprache auf die geiſtige und ſittliche Ausbildung und Vervollkommnung der ſie redenden Menſchen geht, ſo würde man es ihr zur Vollkommenheit anrechnen, wenn ſie nur das wirklich Denkbare und Denkwürdige, d. i. was ein vernünftiges Weſen denken kann und ſoll, nicht aber das Undenkbare, Widerſinnige, das Nichtswürdige, Unſittliche und Sittenverderbende zugleich ausdrücken könnte.“

Dürfte man aber nicht fragen: Giebt oder kann es wohl eine Sprache geben die einer ſolchen Vollkommenheit theilhaftig werden könnte? — Die Geſchichte der Kultur lehrt uns, daß auch ſie ihre ſchädliche und verpeſtende Elemente mit ſich führt, die wie das Gift einer Toffana ſchleichend und unbemerkt wirken. Und nach dieſer Erfahrung lernen wir nun auch, daß mit der Kultur der Sprachen immer das Frivole, Flatterhafte und Wolluſtathmende in den Ausdrücken ſich entwickelt. Ich weiß nicht was uns Veranlaſſung geben ſollte zu vermuthen: dem Deutſchen dürften bei ſeiner Zivilisirung in Rückſicht ſeiner Sprache nicht jene Eigenheiten ankleben. Es iſt ſehr löblich wenn Hr. Campe wünſcht, die Sprache ſeiner Nationen davon verſchont zu wiſſen, indeß wodurch wird er der Aen-

ſerung dieſer Neigung des in Kultur fort-
ſchreitenden Deutſchen zur Obſzenität genü-
gen? Glaubt etwa Hr. Campe, daß der
von ihm gedachte ſtrenge Grundſatz: der-
gleichen unreinlichen Saamen ſchnurſtrake
in der deutſchen Sprache nicht aufkeimne
zu laſſen, den Deutſchen zügeln dürfte?

Herr Campe ſtützt ſich zwar auf das
Urtheil Leibnitzens, welcher ſchon ſagte:
daß die deutſche Sprache ihre Keuſchheit
bewahre. Leibnitz kann aber hier nicht
als kompetent aufgeführt werden, wenn man
bedenkt was Deutſchlands Kultur überhaupt
zu ſeiner Zeit war. Noch weniger läßt
ſich daraus die Keuſchheit der deutſchen
Sprache erweiſen, weil ſich bisher nicht ſo
häufig Unrath jener Art in ihr eingeniſtet.
Allzugroß war der Einfluß der Kultur des
Auslandes auf die Deutſchen, und es muß-

te daher natürlich erfolgen, daß die mit-
führlich ausgedrückten Begriffe (Wörter)
derjenigen feinen Empfindungen fremder kul-
tivirter Völker, die ihnen nicht deutlich denk-
bar waren, und für die ſie daher keine va-
terländiſchen Ausdrücke bereit hatten, in
ihre Sprache, ſie mochten übrigens ſittlich
oder unſittlich ſein, übertragen wurden.

Ueberhaupt heißt es aber Berge ohne
Thäler ſchaffen, wenn man einer Sprache
ihren unſittlichen Theil nimmt. Die deut-
ſche Sprache hat gewiß einen ſolchen, wie
uns auch ihre Idiotiken zeigen. Nur als
das Ausland zu mächtigen Einfluß auf Deutſch-
lands Kultur zu haben begann, waren ſelbſt
— wie eben bemerkt — viele unſittliche
Begriffe deſſelben zu fein, um in der deut-
ſchen Sprache, im ganzen Umfange, deut-
lich ausgedrückt werden zu können. Wenn

Hr. Campe nun aber wünscht, den unsittlichen Theil der Sprache in der des Deutschen nie vaterländisch aufgestellt zu sehen, so wird er doch wohl zu geben müssen, daß der Deutsche ihn vom Auslande herhole, und auf diese Art wäre die deutschen Sprache immer einem Einfall von ausländischen Wörtern und Wendungen der Art ausgesetzt.

Schließlich möchte ich aber noch bemerken, daß die Strenge die Hr. Campe dem Deutschen hier aufdringen will, eine undenkbare, wider die Natur laufende, und im Ganzen genommen selbst einen die eigentliche Kultur (das Bewußtseyn rechtlicher Handlungen) lähmende Maßregel ist. Welches aber hier aus einander zu setzen mich zu weit von meiner Absicht führen dürfte.

Wenn Hr. Campe verlangt *) daß der Deutsche sich eine Schrift- und Bücherſprache zu erſtreben bemühen ſollte, ſo möchte ich ihn wohl fragen: ob der Deutſche nicht ſchon in ſeiner großen oder kultivirten Welt eine ſolche beſitze? Herrn Campe's Aeußerungen verrathen es zwar, daß er unter Bücherſprache eine ſogenannte Nationalſprache für den Deutſchen entwickelt zu finden wünſcht, in welcher ein Reichthum von Wörtern kultivirt wird, der jedes Wort aus einer andern Sprache überflüſſig macht. Eben aber weil die Bücherſprache oder die Ausdrücke, für den Fortſchritt der Kenntniſſe, immer einer Volksſprache vorgreifen, kann nie eine permanente Reinigkeit entſtehen.

Vorzüglich merke man aber darauf was

*) S. 27.

Hr. Campe ſelbſt zu Gunſten dieſer Meinung äußert *) Er geſteht z. B. dem Deutſchen die Freiheit zu, da eines fremden Wortes ſich bedienen zu können, wo die Sache vollſtändig ausgedrückt werden ſoll, und ſeine Sprache kein ihrem Sinne entſprechendes Wort darbietet. Zwar fügt er die Einſchränkung hinzu, daß es bloß ſo lange gebraucht werden ſoll, bis in ſeiner Sprache eines dafür gebildet worden; indeß da Hr. Campe zugleich äußert, daß ein Zeitraum von hundert Jahren verſtreicht, ehe ein Volk ſich zur Kultur eines höher gebildeten hinauf zu ſchwingen vermag, ſo entſteht die Bedenklichkeit: ob, wenn ein Wort oder eine Zahl von mehreren Wörtern in einer Sprache hundert Jahre kurſiren, wir ſie verbannen ſollen, weil ein Neolog andere

*) S. 33.

gebildet? Fühlt Hr. Campe nicht ſelbſt, daß hier bloß Neuerungsſucht ſein Syſtem leitet?

Iſt ein Wort oder ſind die Wörter einer Wiſſenſchaft hundert Jahre im Umlauf geweſen, ſo finde ich es, nachdem ſie in allen Schriften der Gelehrten ihre Spuren hinterlaſſen, intolerant, ſie verſcheuchen zu wollen. Herr Campe glaubt immer, daß in dieſem Fall dem Volke viele höhere Begriffe vorenthalten werden dürften. Allein er bedenke doch, daß ein ganzes Volk nicht gelehrt iſt; daß ein Volk ſelten den Sinn ſeiner vaterländiſchen Wörter umfaßt; und daß es in allen Nationen eine ſtufenweiſe Bildung giebt. Die Erfahrung kann uns hier ſchon belehren, mit theoretiſchen Sätzen keinen Mißbrauch zu treiben.

Endlich kommt Hr. Campe*) auf einen Punkt, den ich ſchon erörtert und der vielleicht die einzige Veranlaſſung darbietet: daß die mehrſten Nationen von einander, vorzüglich ſolche Wörter, entlehnen, deren Begriffe die mehrſten und manigfaltigſten Seiten haben. Herr Campe geſteht ſelbſt ein, daß jedes Volk ſeine eigene Denk- und Empfindungsweiſe habe. Wie ſchwer würde es daher nicht ſein, bei vorzüglich intellektuellen Eigenſchaften der Dinge, die Beobachtung, die ein ſcharfſinniges Volk darüber macht, anderen Völkern mitzutheilen, wenn dies nicht durch die Energie des von ihm dazu geſtempelten willkührlichen Ausdruks (Worts) geſchähe. Vorzüglich dürften die höheren, intellektuellen Begriffe, bei denen keine Verſchiedenheit in der Auffaſ-

*) daſelbſt S. 41.

sung Statt finden sollte, diese Verlegenheit veranlassen. In dem höhern Kreisen des Wissens sollen und müssen alle Menschen gleich empfinden, um zu gleichen Grundsätzen geneigt zu sein.

Es ist Pflicht des denkenden Kopfes hier unter den Menschen eine Homogenität herzustellen, wovon sie die verschiedenen National Eigenheiten loßzureißen streben. Deshalb wird und kann keine National-Eigenheit verloren gehen. Ehe ein solcher intellektueller Begriff zum Volke herabkommt, ehe seine denkenden Köpfe dafür noch empfänglich sind, hat die Nation längst ihre Eigenheit angenommen.

Wenn nun aber die denkenden Köpfe einer Nation sich die Ausdrücke eines gebildeten Volkes für gewisse intellektuelle Gegenstände eigen gemacht, so sehe ich nicht ab, wa-

rum sie abgeschaft werden sollen, so weiß ich nicht, warum dem Ideentausch der Nationen eine solche Vormauer gebaut werden soll. So könnte ich z. B. keinen zureichenden Grund geben, warum das Wort Ode oder lyrisches Gedicht dereinst aus der deutschen Sprache gewiesen werden sollte. Keinen Deutschen, der sich zur Klasse der Gebildeten zählt — und für den gehören nur diese Begriffe — sind sie unbekannt, und so viel ich weiß haben sie auch ihr Dasein in allen kultivirten Sprachen behauptet.

Ueberhaupt läßt sich aber aus der bemerkten Verschiedenheit in der Empfindungsart der Nationen die Folgerung ziehen, daß ein Deutscher z. B. nie den Sinn eines, dem Franzosen eigenthümlichen, Wortes für ei-

ne Idee völlig durch ein, aus ſeiner Sprache gebildetes, Wort aufzuſtellen vermögend ſein wird. Hierauf erwiedert aber Hr. Campe, daß es Gewinn für den Deutſchen ſei, wenn er in dieſer Rückſicht beim Uebertragen verliere *).

Um für dieſe Behauptung Gründe aufzuſtellen, verwickelt ſich Hr. Campe in ein Raiſonnement, das ich nicht umſtändlich verfolgen mag. Nur ſo viel muß ich gegen ihn bemerken, daß ich keinesweges der Meinung ſein kann, weil Engländer und Franzoſen des Deutſchen eigentliche Begriffe nicht in ihre Sprache übertragen können, deshalb für den Deutſchen eine Entſchuldigung erwachſen ſollte, eben ſo zu verfahren

Ich frage: ſoll ich mir des Reichtums,

*) Daſelbſt S. 45.

den ein Fremder mir anbietet nicht bedienen? — Der Deutſche kann mit dem Engländer und Franzoſen in der Rückſicht nicht in ein Verhältniß geſetzt werden. Beide ſtehen auf einer höheren Stufe der Kultur als die Deutſchen. Was ſie nicht gegen uns thun, darf uns nicht zum Beiſpiel dienen. Wir müſſen uns das Verhalten zur Regel machen, welches dieſe aufgeklärten Nationen gegen die beobachteten die ihnen zum Muſter dienten.

Herr Campe behauptet nun geradezu, daß die deutſche Sprache alle mögliche Mittel habe ſich von jedem fremden Ausdruck zu reinigen *). Wir wollen es, ohne Rückſicht zu nehmen was wir dagegen aus höheren Prinzipien eingewendet, glauben und

*) Daſelbſt S. 48

hoffen. Auf jeden Fall liegt aber die Hoffnung dazu, in dem Umfange wie Hr. Campe es in Rückſicht der intellektuellen Wörter und der auszudrückenden Sachen realiſirt zu ſehen wünſcht, noch in ein weites Feld hinaus. Wie viele Veränderungen können und müſſen bis dahin den Sprachen und Völkern nicht bevorſtehen!

Was Hr. Campe daher von Wolf gegen Kant bemerkt, verdient in der Rückſicht einige Berichtigung. — Bedenke doch Hr. Campe, daß Wolf gegen Kant in Rückſicht der Philoſophie iſt, was ungefähr ein Fenelon gegen Rouſſeau ſeyn mag. In dem Zeitalter in dem Wolf dachte, waren bei weitem noch nicht ſo verſchiedene Anſichten der Natur von Engländern und Franzoſen mit ſolchem Scharfſinn entwickelt, als Kant verſand. Selbſt die Philoſophie

des Alterthums war damals noch nicht aus dem ſcharfen Geſichtspunkt behandelt, als ſpäterhin. Was Wunder alſo, wenn Wolf, für den kärglichen Boden von Begriffen und Darſtellungen einen hinlänglichen Vorrath von Wörtern in ſeiner Sprache vorfand! Der allgemeine Geiſt der Philoſophie beſeelte Europa noch nicht ſo allgemein, daß der Weiſe, aus jeder Zone ihre vortrefflichen Keime zuſammen zu tragen, ſich berufen fühlte.

Dieſer Segen war Kant vorbehalten. Und daraus läßt ſich ſeine vielartige Wortbildnerei erklären. Keine Sprache gab ihm Worte für Ideen. Er mußte die alten neuerdings poliren, die neuen anders prägen und ihnen eine andere Inſchrift aufdrücken. Es war kein Deutſcher, welcher philoſophirte, es war ein Weltweiſer.

Die gröſsere Allgemeinheit welche die deutſche Sprache aber überhaupt, durch Entlehnung fremder Wörter vom Auslande, genommen, hat ihr einen Reichthum geſchaffen, von dem ſie ſich ſchwerlich jemals wird loſszumachen vermögen. Vorzüglich wird ſie es nicht in Rückſicht derjenigen willkührlich ausgedrückten Begriffe (Wörter), welche ſich durch eine Kultur entwickelt, die Deutſchland ſelbſt dem Auslande zu verdanken hat.

Indem ich nun gegen Hrn. Campe behaupte: inwiefern die Sprachreinigung nicht zweckmäſsig, zuläſsig und ausführbar ſei, glaube ich mich doch ihm zu nähern, wenn ich zugeſtehe: daſs für Sprachbereicherung dem Deutſchen ein offenes Feld bleiben muſs.

Die deutſche Nation hat ihren eigenen Genius, ihre eigene urſprüngliche Denk- und Handlungsweiſe, und für dieſe hat die deutſche Sprache unfehlbar einen Kreis von willkührlichen, ihr aber nur eigenen Ausdrücken. Selbige könnten nun wohl da, wo das deutſche Volk geleitet, wo auf daſſelbe individuel gewirkt werden ſoll, zu dem Ende hervorgeſucht, und mit Erfolg gebraucht werden.

Mit der Aufſuchung derſelben darf aber der Gedanke nicht Raum gewinnen: durch dieſe Worte, jene, durch Geiſteskultur von außen her verpflanzten, verdrängen zu wollen; ſondern der Grundſatz muß feſtſtehend bleiben, daß auch dieſe, wenn ſie deutſche Nebenbuhler fänden, von dieſen auf dem vaterländiſchen Boden brüderlich geduldet werden.

In Rückſicht der Sprachbereicherung, bin ich nun ſehr der Meinung des Hrn. Campe: daß alle Mundarten Deutſchlands genützt werden könnten. Allein — ich wiederhole es bloß in der Rückſicht, um der Karakterſeite des Deutſchen, als Deutſchen, einen gröſsern Spielraum zu ſchaffen, und, ohne ihn von dem groſsen Kreiſe der Kultur der Menſchheit abzuziehn, zugleich die Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes zu mehren. — In der That iſt die deutſche Sprache noch eines groſsen Reichthums von Wörtern für den gewöhnlichen Umfang bedürftig und fähig, und das Bedürfniſs wird von deutſchen Schriftſtellern immer mehr gefühlt, je origineller oder nachdrücklicher ſie für den Deutſchen arbeiten wollen.

Von der Seite hätte daher Hr. Campe ſich ein groſses Verdienſt erworben, wenn

er die Wörter und Redensarten gesammelt, welche in verschiedenen Quellen der deutschen Sprache hie und da noch zerstreuet liegen.

Dieses Verdienst wäre gewiß verdienstlicher gewesen, als das, welches er sich durch sein Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke erwerben will.

Nach den vielen und mancherlei Wörtern, welche er in sein Wörterbuch aufgenommen, hat es beinah den Anschein, als wenn er ein sogenantes Katholikon hätte liefern wollen. Dies muß man um so mehr zu glauben veranlaßt werden, weil auf jeden Fall durch dieses Wörterbuch, als Mittel zu dem Hrn. Campe dadurch zu erreichenden Zweck, unsern — guten —

Schriftſtellern viel zu viel zur Laſt gelegt wird; und ſie ſollten doch nur der einzige Maasſtab ſein, nach welchem ein Unternehmen der Art beurtheilt werden müßte.

Die mehrſten Wörter, ſo Hr. Campe in ſeinem Wörterbuche aufführt, ſind in der Bücherſprache der guten Schriftſteller gar nicht vorzufinden, am wenigſten aber in der Unterhaltung gebräuchlich. Wer gebrauche das Wort abalieniren? Wer abandonniren, abattirt, abreviren, abchagrinniren, abcomplimenttiren, Abdication, abfiltriren, abhorriren, abject, abjudiciren, aboliren, abominabler, Abondance, abordiren, abundiren, abpariren, Abrégé, abregiren, Abrogation, abrogiren, abrumpiren, abſens, abſentiren? Dies iſt der größte Theil der Wörter, welche den erſten Bogen des Campeſchen Wörterbuchs füllen.

Nach dieſer Probe möchte ich wohl fragen: Welcher gute Schriftſteller bedient ſich eines dieſer Wörter? Und wer wüßte nicht die Ueberſetzung derſelben, die man im gewöhnlichſten Wörterbuche vorfindet? Hat Hr. Campe etwa die deutſche Sprache mit Ueberſetzung derſelben bereichern wollen? Ich wüßte wirklich nicht, daß jene Wörter unſerer Sprache aufgedrungen ſeien, oder überhaupt im Uebermaaß häufig gebraucht werden. Höchſtens iſt, wenn eins jener Wörter von einem Schriftſteller von Anſehn gebraucht worden, zu vermuthen, daß er dadurch einen Gedanken zu heben und auffallend zu machen ſuchte. Wobei man aber zugleich erwarten kann, daß er das ihm entſprechende Wort unfehlbar gewußt.

Unter jener Reihe von Wörtern befin-

den sich folgende ein geschoben. Abbatutto, Abbe, Abbé, abpariren, moralischer Abderitismus, ab intestato, Ablativ, Abonnement, abonniren, Abscess, absolut, welche alle genau genommen, im Deutschen gar nicht vollständig wiedergegeben werden können.

Ueber diese Wörter findet der Leser in dem erwähnten Wörterbuche, Statt der Verdeutschung, eine gewöhnliche Erklärung, oder wo die Verdeutschung gegeben wird, immer eine Ungewißheit und Vielseitigkeit in derselben, die uns in die alte Verlegenheit setzt. Ich würde einige Bogen füllen, wenn ich mich über die zitirten Wörter alle erklären wollte. Hier nur von einigen.

Abcopiren. ist im Grunde ein fehlerhaft gebildetes Wort. Copiren ist das eigentliche richtige. Jenes übersetzt Hr.

Campe für die gewöhnliche Unterhaltung abſchreiben, allein, inſofern es bei den bildenden Künſtlern gebraucht wird, mit nachmalen. Im letztern Falle giebt es aber bei weitem nicht den edlen Gehalt des Wortes copiren.

Abba. Was die grammatiſche Erklärung, die Hr. Campe von dieſem Worte giebt, hier ſoll, weiß ich nicht.

Abbé, ſagt Hr. Campe, iſt nicht überſetzbar und muß ſo gebraucht werden. Iſt dies Wort etwa auch aufgedrungen?

Abderitismus (moraliſcher). Hier will Herr Campe die fremde Endigung us weghaben, und überſetzt das Wort Abderitenlehre. Das will Kant aber nicht damit ausdrücken. Er will nicht ein Syſtem der Abderiten dadurch andeuten, ſondern eine

moraliſche Denkart die einem Theil ihres Karakters als Abderiten gemäß iſt.

Abecedíren ſoll für Solmiſiren oder vielmehr Solfeggiren eingeführt werden. Indeß bedenke man, daß die Tonbenennung in der Muſik nicht von A, ſondern von C beginnt, ſo dürfte ich Solmiſiren oder Solfeggiren angemeſſener halten.

Ab intestato, iſt nach dem deutſchen Flavius überſetzt.

Abonniren überſetzt Hr. Campe wie ſubſcribiren, unterzeichnen. Eigentlich iſt der Sinn von s'abonuer, ſich etwas durch den Kauf einer Sache auf eine gewiſſe Zeit zu gut kommen laſſen, indem man es für einen billigern Preis erhält. S'abonner heißt daher ſo viel, als ſich gut thun, ſich verſehen. Der Sinn dieſes Wor-

tes wird daher keinesweges durch unterzeichnen ganz ausgedrückt und erschöpft.

So könnte ich mit Anmerkungen gegen jede Seite des Campeschen Wörterbuchs fortfahren, ich glaube aber das Angeführte dürfte zureichend sein, auf folgende Behauptungen zurück zu kommen.

1) Daß die mehresten Wörter welche Hr. Campe in seinem Wörterbuche aufführt, keinesweges unserer Sprache aufgedrungen sind, von keinem mittelmäßigen Schriftsteller so gar häufig gebraucht und in der Uebersetzung allzuläufig bekannt sind.

2) Daß eine mäßige Anzahl von ausländischen Wörtern, welche das in Künsten und Wissenschaften Uebliche ausdrücken, zwar übersetzt gegeben werden. Allein, ungerechnet, daß die Uebersetzung

derselben wankend ist, glaube ich, daß die hier aufgeführten Gründe gegen die Verdeutschung derselben, vielen Lesern genügen dürften. Diese Gründe sprechen auch gegen die Verdeutschung der Wörter, welche Sachen und Gegenstände ausdrüken, die dem Deutschen das Ausland einst übergab, oder die er durch dasselbe kennen lernte. Ich will dadurch nicht festsetzen, daß solche Wörter nicht dereinst durch deutsche sollten ersetzt werden können. Mögen sie immer allmählig von dem Boden der deutschen Sprache ausgejätet werden, in dem Maaße wir bequeme Wörter nach und nach für dieselbe finden. Indeß, sie aber vorsetzlich ins Deutsche übersetzen, und der deutschen Kultur einen Reichthum aufdringen wol-

len, der nicht der ihrige ist, halte ich für die anmaßendste Eitelkeit, mit der man eine Nation verunzieren dürfte.

3) Ist zu bemerken, daß in dem Wörterbuche viele Wörter aufgeführt sind, deren Uebersetzung überflüssig ist. Von der Art sind die Wörter Diligence, Commodore, Bringantine. Wozu diese Wörter verdeutschen? Errichten wir einst eine Post wie die Diligence, schaft einst eine deutsche Regierung die Stelle eines Commodore, oder läßt sie ein Schiff bauen, daß den Zweck einer Brigantine hat, so können wir alsdann diesen Dingen Namen geben die unserer Sprache angestamme sind. So lange dies nicht der Fall ist, kennen wir nur diese Dinge als ausländische Produkte, die ihr Name

als solche stempelt. Der Strenge nach müßten wir für Constantinopel, Constantins-Stadt sagen, und dennoch sagt ganz Deutschland Constantinopel.

Nach diesen hier gegen Hrn. Campe geäußerten Bemerkungen, ließen sich die Regeln feststellen, welche den Deutschen bei Uebersetzung fremder Wörter leiten sollten.

Wörter sind Ausdrücke gewisser willkührlicher Eindrücke und Vorstellungen. Diejenigen die der Deutsche unmittelbar erhält, für diese muß er, als Deutscher, deutsche Wörter gebrauchen, und er findet sie auch in seiner Sprache.

Fremde Ideen und Begriffe werden dem Deutschen gar nicht vollständig nennbar sein. Er muß daher fremde Wörter gebrauchen, und alle Mühe die man sich ge-

ben dürfte, sie durch deutsche auszudrücken, wird nie zureichen ihren Sinn durch diese zu erschöpfen.

Auf den Karakter des Deutschen selbst und den seiner Sprache, lassen dergleichen Beeinträchtigungen keinen mächtigen Einfluß befürchten.

Das Entlehnen fremder Wörter findet erstens nur Statt, bei gewissen Lebensarten die wir vom Auslande annehmen, oder bei gewissen Geistesverrichtungen die wir daselbst vorfinden. Von erster Gattung sind z. B. die Wörter Punsch, Porter, Limonade, Spencer, von letzterer Gattung sind die Wörter Spleen, Kokette *).

*) Ich kann mich nicht enthalten anzumerken, daß das Wort Kokette nach meiner Meinung unter die Klasse derjenigen gerechnet

Alle dieſe Wörter verrathen Genüſſe, Geiſtesverrichtungen die dem Deutſchen nicht angeſtammt ſind. Wo will er nun Wörter dazu haben? Und welchen zuträglichen Einfluß ſollte es ihm ſchaffen, wenn er dafür deutſche Wörter hätte?

Zweitens: findet das Entlehnen fremder Wörter bei intellektuellen und wiſſenſchaftlichen Begriffen Statt, Wörter, deren

werden könnte, welche Hr. Campe S. 24 ſeiner Abhandlung nicht überſetzt zu ſehen wünſcht. Indeß er ſcheint von ihm eine Ausnahme machen zu wollen, denn er verliert ſich in ſeinem Wörterbuche, bei dem Worte Kokette, in ein Langes und Breites, und verdeutſcht es endlich Fängerin. Beiläufig führe ich nur an, daß Hr. Schink in einer ſeiner neueſten Schriften das Wort Koketterie, Gefallſucht überſetzt, welche Verdeutſchung Hrn. Campe zu prüfen bleibt.

Gebrauch und Anwendung, ſelbſt verdeutſcht, über den Standpunkt und Wirkungskreis des Volkes hinausgeht, und daher gar keinen oder nur entfernten Einfluß auf deſſen Karakter und Sprache haben können. Von welchem Ertrag aber der Gebrauch fremder, wiſſenſchaftlicher Wörter für den ſittlichen Karakter gebildeter Deutſchen iſt, hierüber habe ich mich hinlänglich erklärt. Sollen dieſe Wörter populären Nutzen ſtiften, ſo würde ich rathen ihren Inhalt umſchrieben beim Volke ni Umlauf zu bringen. Von größerem Nutzen dürfte dies Verfahren ſein, als ihm eine deutſche Terminologie zu ſchaffen.

Ich hoffe daß meine Bemerkungen den Leſer überzeugen werden, wie über dieſe Grenzen hinaus Hrn. Campe's Unternehmin nicht reichen und einen feſten Fuß faſ-

sen wird; und wünsche zugleich daß Hr. Campe sie seiner Aufmerksamkeit würdigen und sie entkräften möge. Dann will ich gern das wiederrufen, was mich meine jetzige Uberzeugung eben öffentlich gegen ihn zu behaupten zwingt.

Gespräch zwischen Gall und Schlegel.

(Die Scene ist in Paris.)

Gall. Was fehlt Ihnen, lieber Schlegel? Sie sehen so düster.

Schlegel. Gewissen Augenblicken gewissen Ideen, die mir im Kopfe herumgehen, mag es wohl oft gelingen, mich zu verstimmen! — Indeß, ich komme bald wieder zu mir, kann stracks wieder in mein Temperament fallen. — Ha ha ha!

Gall. Und nun wieder so froh? — Bester Schlegel! Der Uebergang von jener verdrießlichen Stimmung, die ich an Ihnen

bemerkt, zu dieser ausgelassenen Heiterkeit, ist kein natürlicher.

Schlegel. Nichts ist natürlicher. — Wir kennen uns lieber Gall. Wir sind beide Deutsche; fern vom Vaterlande eint sich die gleicheingesogene Mutterkraft, und bildet aus den widersprechendsten Naturen Ein Wesen. Es befremde Sie daher nicht, wenn ich Ihnen im Vertrauen sage: daß Sie mit mir ein Motiv haben, hier, auf dem Schauplatz der Freuden der Welt, verstimmt zu sein. Im Vertrauen, lieber Gall, sagen Sie: Ja!

Gall. Aha! Ich weiß wo Sie hinaus wollen.

Schlegel. Was werden Sie nicht. — Sie leben jetzt in Paris, um die große Nation ebenfalls, wie ich, für Ihre Ideen empfänglich zu machen, und theilen mit mir

ein Mißgeſchick, dieſe große Nation ſo unempfänglich dafür zu finden.

Gall. Sie zielen auf Ihre übel aufgenommene Comparaison entre le Phedre de Racine avec celle d'Euripide —

Schlegel. Und auf Ihre — wenn Sie erlauben wollen — ſo mannigfaltig perſiflirte Kranologie.

Gall. Ich bin noch nicht zu Ende.

Schlegel. Ich ſtehe Ihnen dafür: es ergeht Ihrer Idee wie der meinigen. — Wir haben uns ſchrecklich betrogen. Haben wir doch beide geglaubt, daß, nachdem alle vorgefaßten Meinungen, alle beſtanden geweſenen Verhältniſſe im Schutt einer Radikal-Revolution in Frankreich untergegangen, endlich jenes gepreßte und eingeengte galliſche Gemüth, zu einer freiern Anſicht der Erſcheinungen und Ideen, ſich emporhe-

den würde. Ganz das Gegentheil haben wir erfahren. Der Franzmann iſt der noch unter ſeinen Napoleoningern, der er unter ſeinen Merovingern war — der für ſeine Denk- und Anſichtsweiſe eingenommene Schlag.

Gall. Sehr richtig! Das entſpricht auch ganz meinem Syſteme.

Schlegel. Nicht dem Meinigen, wenn ich, mit Ihrer Erlaubniß auch eines haben darf. — Ich glaube vielmehr, daß ſich die Natur des Franzmanns jetzt an dem Deutſchen rächen will. Es gab einſt eine Zeit, wo der Deutſche zwar keine Hermanne und Wittekinde mehr zählte, aber doch noch eine Selbſtſtändigkeit zu ſammeln vermochte, und zwar in dem Kreiſe den ich ſo ziemlich durchlaufen, im Kreiſe der Litteratur. In jener nun hat man Alles, was franzö-

fisch gedacht, gedichtet und geschrieben ward, so zu persifliren gewußt, daß der Deutsche gleichsam in eine Derbheit verfiel, aus welcher er sich, von Lessings Zeiten an, nach und nach einen eigenen Geschmack und eine eigene Denkweise, bildete. Jetzt ist die Reihe an den Franzmann. Mit seinem politischen Uebergewicht will er auch sein intellektuelles fühlen lassen. —

Gall. Glauben Sie so etwas doch nicht. Ich bin mir freilich oft vorgekommen, zu Paris in der Lage umher zu schleichen, wie vormals die in ihrem Vaterlande sogenannten überflüssigen schönnen Geister, Philosophen, Tanzmeister und Speisekünstler, die über den Rhein zu uns nach Deutschland flogen. Der Unterschied ist nur, daß jene in den Zirkeln unserer Großen die schönste Aufnahme fanden, überall

gehuldigt wurden, und dem deutschen Talent das Fortkommen vertraten, anstatt daß unsere deutschen genialischen Pleonasmen hier am Hunger verdorren.

Schlegel. Aengstigen Sie sich nur nicht, lieber Gall! Sie werden hier mehr als Ihren Hunger stillen dürfen.

Gall. Ich habe mich endlich so etwas in Deutschland gesättigt. — Das wahre Verdienst und Talent kommt nur auf dem ihm angestammten Boden fort. Etwas nachgeholfen kann ihm höchstens im Auslande werden.

Schlegel. Das scheint keine allgemeine Regel zu sein.

Gall. Sie wollen ohnfehlbar auf sich hinzielen. Allein — verzeihen Sie mir es, lieber Schlegel — Ich glaube Sie und alle, die mich kennen, überzeugt zu haben

daß ich es der Welt überlasse, über mein Talent zu entscheiden, und mich wenigstens nicht in der Nothwendigkeit finde, es einen Wettkampf mit andern Talenten bestehen zu lassen. Sie erlauben mir daher äußern zu dürfen, daß zwischen ihrem Talent und dem meinigen ein mächtiger, himmelweiter Unterschied obwaltet. Ich ward mit dem Keim einer genialen Wahrheit geboren. Sie mit dem Keim eines genialen Irrthums. Da muß denn freilich der Erfolg unsers Bestrebens verschieden ausfallen.

Schlegel. Wenn der Erfolg immer den Vorzug eines Motivs erhärten soll, so wäre Mahomet ein größerer Prophet als Jesus von Nazareth, und Kotzebue ein größerer Dichter als Göthe.

Gall. Keine Persönlichkeiten, wenn ich bitten darf.

Schlegel. Freilich, Kotzebues hätte ich nicht erwähnen sollen.

Gall. Sie bringen mich nicht ausser Fassung. — Ich beweise es Ihnen grabezu, daß Sie in Deutschland einen Irrthum lehrten, mit diesem Irrthum auf Reisen gingen, und so können Sie daher nirgendwo eines gewissen Erfolgs versichert sein.

Schlegel. Einen Irrthum!

Gall. Natürlich ist es ein Irrthum, in dem Menschen, das einzige feststehende in seinem Innern verjährte Bewußtsein, immer fest halten zu wollen, und mit allen Produktionen des Geistes, mögen sie in London, Paris, Peking oder Berlin das Licht der Welt erblickt haben, die Probe daran vornehmen zu wollen, um die Aechtheit ihrer Genialität zu erhärten; das ist Ihre Idee. — Um sie fühlbar zu machen

denen Völkern, die mit ihrem Bewußtſein in ein Heer um ſie entwickelter konventionellen Verhältniſſe ſich verſenkt haben, treten Sie mit ihren Erfahrungen zurück in ein entferntes Zeitalter, wo das Konventionelle des Menſchen noch nicht ſo zuſammengeſetzt und verwickelt war. Bald iſt Ihnen Griechenlands literariſche Welt, bald die Periode der Minneſinger, bald das Rauſchen der Provenzalen oder der Singſang portugieſiſcher, ſpaniſcher und italieniſcher Dichter die Brücke, über welche Sie die heutigen Geſchmacke ihrem Boden entführen wollen, um endlich die Empfänglichkeit dadurch aufzuregen für den Urgeſchmack, an den die Völker der Vorzeit ſo bewußtlos grenzten, und den Sie in ihr Bewußtſein aufgefaßt zu haben ſo gewiß vermeinen.

Schlegel. Ei, ei, lieber Gall! Sie kennen mein ganzes Inneres.

Gall. So ſchmeichelhaft dieß Ihr Geſtändniß mir ſein mag, ſo leid iſt es mir, es mit einem Ihnen vielleicht ſchmerzlichen entgelten zu müſſen. — Sie leben einen großen Irrthum. Es thut mir leid, daß Sie nicht mein Syſtem kennen. Es würde Sie allein von Ihrem Irrthum heilen können.

Schlegel. Ich kenne Ihr Syſtem wie das Meinige.

Gall. Und Sie ſind nicht auf die Wahrheit zurückgekommen, daß es ganzen Nationen und noch weniger einzelnen Menſchen nicht möglich ſei, das reine Bewußtſein aufzugreifen?

Schlegel. Nicht möglich ſei?

Gall. Inſofern die Anlagen, die dem

Organismus ihres Gehirns zu Grunde liegen, entwickelt, erzogen und gebildet werden durch mancherlei Potenzen, welche die Natur selbst in den verschiedenen Zonen, und einzelne Menschen, in ihren mancherlei daraus verschiedenartig entstandenen Ansichten vom Lebensgenuß, schaffen, und sie daher gleichsam, in einen individuellen Zustand der Thätigkeit, eingezwängt werden.

Schlegel. Dieß, Ihr erstes Axiom in Ihrem System, giebt eben den Beweis für meine Meinung. Sie nehmen an: daß die Anlagen des Menschen in den Organen des Gehirns durch Erziehung, Lebensart und natürlichen Umgebungen repräsentirt werden; können aber nicht erweislich machen, daß alle Anlagen des Menschen sich zugleich dieser Repräsentation zu erfreuen haben. Nun lassen Sie uns an-

nehmen, das die Anlage für das poetiſche und künſtleriſche Talent eines Menſchen, in dem Kreiſe in welchem er lebt, unrepräſentirt bleibe, ſo kann dieſer Keim, den er doch beſitzt, aber endlich anderweitig entwickelt werden; und ſo iſt es ja möglich, daß ein Menſch in dieſer Hinſicht ein reines Bewußtſein aufzufaſſen vermag, oder ſich, eine ſelbſtſtändige Anſicht über Kunſt und deren Produktionen, entwickeln dürfte.

Gall. Das will ich Ihnen zugeben. Ich will Ihnen ſogar einräumen, daß Sie dieſer Menſch ſind. Dieß ſpricht aber eben für den wenigen Erfolg den Ihre Idee haben muß. Denn, ums Himmels Willen! welche herkuliſche Arbeit unterfangen Sie ſich zu beginnen, gegen alle nach Ihrer Meinung verkrippelten Organe loszuarbeiten; was kann davon anders der Erfolg

ſein, als daß Sie, halbwahre, verſchrobene, Querfeld-umherwandernde Anhänger, ſich bilden. — Dieß Geheimniß thut Ihnen in Deutſchland den meiſten Schaden, denn es ſchafft um Sie eine wahre babyloniſche Sprachverirrung.

Schlegel. Durch Ihre Organe will ich wohl durchkommen, denn das ſind für mich nur Schattenbilder, die höchſtens einen Rinaldo auf Abwege bringen können. Ihre Organe ſind Quellen von verſchiedenen, durch Uebung der Anlagen, entwickelten Gattungen von Handlungen, wovon eine mehr wie die andere, durch Erziehung, Verhältniſſe, und Temperament geübt, auch dem oder jenem Organe eine größere Feſtigkeit geben. Nun frage ich Sie: wo liegt der erſte Keim zu jeder Gattung von Handlungen, im Organe, oder in dem gan-

zen Syſten des Menſchen, in ſeinem Bewußtſein?

Gall. Das wage ich nicht genau zu beſtimmen. Genug, daß ich glaube darthun zu können, wie die Gehirnorgane durch Erziehung in ein ſolches Verhältniß geſetzt zu werden vermögen: um im Menſchen es veranlaſſen zu können, diejenigen Gattungen von Handlungen durch ihn geübt zu ſehen, die ihn als guten, und das Laſter vermeidenden Menſchen aufzeigen dürften.

Schlegel. Sie kommen mir ja gleichſam entgegen, lieber Gall. Es läge alſo von jetzt an, an uns, vollkommene Menſchen in jeder Hinſicht zu bilden. Wenn ich alſo vvraus ſetzte: daß Sie der Nachwelt durch Ihre Idee eine Anleitung geben, die Menſchengattung zu vervoll-

kommen, und die Quelle der Laſter, in ſo, fern ſie ſich im Organismus wurzelt, aus ihrem Kreiſe abzuleiten; ſo kann man mir es nicht verübeln, wenn ich darauf ausgehe: die Menſchen überhaupt auf die Idee von ihrem Bewußtſein aufmerkſam zu machen, und durch meine Betriebſamkeit ihnen, die Winke zu einer vollkommenen Konſtruktion der Kunſt, zu verleihen.

Gall. Hier, mein lieber Schlegel, ſtehen Sie nun gleichſam bei ihrem Irrthum. Ich bleibe bei der Natur ſtehen, Sie gehen der Natur voraus. Ich lehre die Menſchen, wie ſie die Erfahrungen, die ſie gemacht, berichtigen, wie ſie zur Ausübung des Guten ihre Organiſation leiten können; Sie geben ihnen Etwas das auſſer ihrer Erfahrung liegt, worauf ſie nie zukommen. — Die Menſchen treten in den Kreis der

Erſcheinungen auf, die verſchiedenen Kreiſe derſelben, bilden Nationen, die Klima, Lebensart und endlich Sprache ſcheiden. Von der allgemeinen Potenz Vaterland, geht jeder Menſch, der doch zu irgend einem Menſchenhaufen, Nation genannt, ſich zählt, aus. Erſt durch Meditation kommt er zur Idee ſeiner Selbſtheit. Es bleibt aber, trotz ſeinem Beſtreben, ſich Statt dieſer Idee zu ſetzen, noch immer etwas in ſeiner Geiſtesfunktion zurück, was er als Erſcheinung und in den Erſcheinungen aufgenommen. Daher giebt es auch eine Nationalmeinung über jeden Kreis des Denkens und Empfindens, und wird es immer deren eine geben; daher iſt es ſchwer, daß der Menſch dem National-Geſchmack auf ewig entſagen dürfte.

Schlegel. Und daraus können Sie

nun freilich folgern: daß ich etwas Vergebliches unternehme, und die Idee meines Geschmacks nie realisirt werden dürfte.

Gall. Das möchte ich freilich folgern, und noch mehr, nehmlich: daß Sie sich desfalls trösten müssen wenn Ihre Comparaison entre le Phedre de Racine et celle d'Euripide in Frankreich, vielleicht wider Ihr erwarten, so übel aufgenommen werden. — Ueberhaupt sollten Sie bedenken: daß wir, wenn anders in dem Gang des Geschmackes, eben so wenig wie in dem Lauf der Begebenheiten, nicht ein willkührliches, unzusammenhängendes Treiben und Verkehren hypostasirt werden soll, annehmen können, wie der Geschmack der Franzosen, als er jetzt ist, eben so wenig dem der Griechen vorgegangen sein würde als etwa — die Flinte der Pulvererfindung.

Wie wollen Sie nun Racine es anrechnen, daß er, der Franzos, aus einem andern Gesichtspunkt den Plan eines Dramas gründete, als derjenige ist, aus welchem ihn Euripides der Grieche entworfen? Er würde weniger Franzos gewesen sein, so wie sie weniger Deutscher sind, als Sie sein sollen.

Schlegel. Als ich sein soll?

Gall. Das können Sie sich leicht denken, wenn Sie des Eindrucks sich erinnern wollen den Ihr Jon einst machte. —

Schlegel. Ich freue mich noch, dieß von echtem Geist der Romantik beseelte Stück, geschrieben zu haben.

Gall. Die Freude mag Ihnen bleiben! Aber möchten Sie doch belehrt werden, daß diese Freude wenige mit Ihnen theilen. — Denken Sie sich die Theilnah-

me, der Racine ſchon über ein Jahrhundert ſich zu erfreuen hat.

Schlegel. Racine dünkt mich in dieſer Hinſicht einem Kotzebue. —

Gall. Das verbitt' ich. Racine iſt ein idealer Franzos und Kotzebue ein genialiſcher Sittenmahler. Beide ſind etwas Verſchiedener. Jener wird immer wirken dieſer nur ſo lange die individuellen Formen verſtändlich ſein werden, unter denen er die Karaktere erſcheinen läßt. Racine hat die Idealität des menſchlichen Karakters, wie Sophokles und Euripides, darzuſtellen geſtrebt, aber das Caput mortuum von Realität, der in den Produktionen einer menſchlichen Geiſteserſchöpfung ſich immer vorfinden muß, iſt beim Racine franzöſiſcher, ſo wie beim Euripides und Sophokles griechiſcher Nationalkarakter. —

Daß Sie nun, lieber Schlegel, für die Griechheit mehr Empfänglichkeit haben, kommt daher, weil der Griechen Form Ihr Organ für Kunst gebildet. Sie sympathisiren daher inniger mit der Darstellungsart Euripides, und das Eigenthümliche Racinens muß Ihnen als etwas Fremdartiges erscheinen. Lassen Sie mich doch einmal Ihren Schädel betasten. —

Schlegel. Nun?

Gall. Vielleicht entdecke ich das Eigenthümliche in der Gestaltung ihres Kunstorgans.

Schlegel. Und dann?

Gall. Würden Sie darin einen Maaßstab besitzen, um berechnen zu können, inwiefern die Schädel der Franzosen dem Ihrigen entsprechen, oder welchen Grad von Empfänglichkeit Sie, für ihre Ideen

über Kunst und deren Produktionen, bei ihnen einst zu erwarten haben dürften.

Schlegel. Methusalet müßte ich um sein Alter beneiden. Des Franzmanns Organismus scheint mir vollendeter und geschloßner als —

Gall. Vorzüglich des Deutschen.

Schlegel. Ja wohl. In Frankreich predige ich tauben Ohren, in Deutschland werde ich doch noch gehört. Begreift man mich nicht allgemein, so finde ich doch eine gewisse Empfänglichkeit — und woher kommt das anders —?

Gall. Woher kommt das? — Leider! Weil es in Deutschland mehr Individuen giebt die ihre Nationalität Preiß geben. Es mag sein Gutes haben für Deutschlands Kultur. Sie ist vielseitiger, aber —

Schlegel. An der Aufnahme Ihres

Systems hat Deutschland eben nicht seine Vielseitigkeit verrathen, Freuen Sie sich, wenn Frankreich eben die Einseitigkeit in Hinsicht Ihrer verräth. Aber —

Gall. Nun zweifeln Sie etwa?

Schlegel. Der Zweifel lebt in mir als Gewißheit: daß Sie in Paris mit mir Ein Schicksal theilen werden.

Gall. Woraus folgern Sie das?

Schlegel. Aus Ihrem Glauben an Nationalität der Idee. Mir setzten Sie dieß Theorem entgegen, es gilt auch gegen Sie.

Gall. Aber meine Idee bestätigt sich durch Erscheinungen.

Schlegel. Die Erscheinungen, die Sie als Deutscher aufzeigen, werden in Frankreich aus dem Standpunkt desselben nicht betrachtet. Ihre Erscheinungen sind

nicht aus einem Prozeß, aus einer Konstruktion entstanden, wo alle Geisteskräfte, der Reihe nach in Thätigkeit versetzt, ein Bewußtsein von der Wahrheit des Resultats, oder der Erscheinung geben, wie etwa in der Chemie, Mathematik und Physik. Weshalb so ziemlich bei allen Nationen, in jenen Kreisen des Wissens, ein Konsensus geschaffen wird. Ihre Erscheinungen sprechen sich aus durch eine Idee, die man kühn nennen kann, und echt deutsch ist. — Wenn sie noch viel zu thun haben, um sie überhaupt durch Erfahrungen und Beobachtungen geltend zu machen, so haben Sie noch größere Arbeit, in der Gestalt, mit der sie jetzt ausgerüstet ist, die Empfänglichkeit in Paris für sie aufzuregen, wie Sie sie in Deutschland fanden. Und daraus läßt sich denn folgern, daß Sie —

wie gesagt — mit mir hier Ein Schicksal theilen werden.

Gall. Wir armen Deutschen!

Schlegel. Rechnen Sie sich etwa auch dazu, lieber Gall . .? — Nie sollt' es Ihnen Deutschlands Volk verzeihen, daß Sie die ersten goldnen Früchte von seiner Kurzsichtigkeit ernteten.

Gall. Wenn Deutschlands Weisheit und Thorheit nicht in seiner Mitte hin und wieder Käufer fände, was wäre damit anzufangen? — Das ist noch das Einzige, was Deutschlands Nationalität erhalten dürfte: daß es sich mit seiner Weisheit und Thorheit zu beschäftigen wissen wird.

Ueber Mythologie,

ein Gespräch.

„Ich weiß nicht," sagte jüngsthin einer meiner Freunde, „ ob die Werke des Alterthums zur Verbesserung unsers Geschmacks nöthig waren und noch nöthig sind. — Der junge Virtuose," fuhr er fort, " reist nach Rom, studiert dort alle verstümmelten Werke der Skulptur und Mahlerei der Alten, bewundert, und beobachtet sie so lange, bis er eine jede Falte, und eine jede Lage der Muskeln einer jeden Statüe von der Fußsohle bis zum Haupte herzählen

kann. — Macht ihn denn der Apollo zu Belvedere, der Borgheſiſche Fechter, die Gruppe des Laokoon und endlich der Torſo zum Künſtler? — Von der andern Seite ſehen wir wieder alle Mittel verſucht, und alle Kräfte aufgeboten, die mehrſten guten Köpfe unſerer Jugend an die Schriften der Alten zu feſſeln. Sind denn Homer, Pindar, Sophokles die Männer, denen ein junges Genie aufgeopfert werden muß? die bloß den Jüngling zum Dichter ſchaffen können? allein ihm Geſchmack einzuflößen vermögen? Ich zweifle! — Sie wiſſen mit welchem Eifer unſer G . . . den Homer ſtudierte, Sie wiſſen, mit welchem Scharfſinn und Enthuſiasmus er ihn oft zu vertheidigen ſucht. Allein Sie wiſſen auch, wie ſchlecht eben der Bewunderer des Vaters der Dichter, ſeine

eigenen Verſuche zu beurtheilen weiß. Homer ſcheint unſerm Freunde eine Feſſel angelegt zu haben. Eine artige Feſſel! würde es Ariſtip heißen. Es iſt doch aber immer eine Feſſel, die ihn an vielen Bewegungen hindert, die es endlich dahin bringt, daß er für alle andere gefühllos wird. — Wo iſt nun der angeerbte Geſchmack, von dem der Anhänger des Alterthums ſich immer ſo viel verſpricht? Wie viele leſen den Homer, und legen ihn wieder ſo weg, wie ſie ihn zu ſich genommen. Daß das Genie manches von den Alten genützt, iſt mir vielmehr Beweis, das das Genie ſich ohne ſie zu ſeiner Größe empor ſchwingen kann." — Er ſann einige Augenblicke und fuhr endlich fort: „ der Verehrer des Alterthums wird mir freilich exſtatiſch äußern: welche Größe und Erhabenheit weiß nicht der Künſtler, der in Rom unter

den Alterthümern lebt und webt, und der Dichter, der mit den Schriften der Alten einen Umgang gepflegt, über seine Werke zu verbreiten! — Allein, wenn ich ihm entgegne, daß eben dieses Rom, wo man unter Alterthümern lebt und webt, das Wenigste hierzu beitragen möchte. Was denn? Wenn der Beweis hiervon handgreiflich wäre, wie dann?" — Er hielt inne, sah mich bedeutend an und begann endlich wieder. „Ja! wenn ich Rom das Geringste einräume, so kann ganz Italien eben so vielen Anspruch darauf machen. Denn nicht bloß Rom war es, das große Männer zeigte, sondern auch die Gegend um Rom, ganz Italien, war an großen Genies, die Künste und Wissenschaften immer aufs neue belebten, reich. Daß die Natur überhaupt dort mehr Einfluß auf alle Künste haben muß, als der ganze

Schatz von Alterthümern, davon bin ich auch durch folgendes überzeugt. Welches Urbild hatte die Tonkunst? Nach welchem Ideale hat sie sich in jener Zone von neuem entwikkelt, und auf die höchste Stufe erhoben? den Verehrern des Alterthums hat der nagende Wurm menschlicher Werke — die Zeit nicht so viel von der Musik der Alten übrig gelassen, daß sie auch hier ihrem Götzen nach Bequemlichkeit opfern könnten, und obgleich Markus Meibom allen seinen Scharfsinn im vorigen Jahrhundert aufbot, die griechische Terpsychore wieder in Aufnahme zu bringen, so war, leider! unser Gehör dazumal schon zu verwöhnt. Man sah daher die Musik der Neuern, welche, die der Alten, anstatt sie zum Muster zu wählen, vielmehr verdrängte, zu ihrer wahren Größe sich hinaufschwingen. — Wie nun? Wenn diese Kunst den

rechten Gesichtspunkt getroffen, so könnte dies ja auch füglich jede andere. Wozu nun Alterthümer? Wozu ihre Erklärung, Zergliederung —

Freund! fiel ich mit einer Mine, die mein Erstaunen ausdrücken mußte, ein, ist dies ihr Ernst? — Doch, setzte ich mit einer angenommenen Gleichgültigkeit hinzu, zugegeben, daß die Alterthümer uns nicht nützen, so werden sie mir wenigstens einräumen, daß sie uns nicht schaden.

„Nicht schaden?" Entgegnete er mit nachdrücklic[illegible] n Tone. „Ich glaube mehr denn zu viel. Bei unsern Nachkommen werden wir in dem erniedrigen Ruf der Nachahmer, und wo nicht gar Plagiarier stehen. Zeigen sie mir ein neueres — versteht sich vorzügliches — Werk der Kunst, das nicht durch griechischen Styl, griechischen Putz;

nennen Sie mir einen unserer Dichter, der nicht von Griechenland und Roms Mythologie belebt wäre. — Sollten wir Neueren denn nicht auch ein originelles Genie besitzen? Sollten wir uns nicht auch einen Geschmack, wie der Grieche, wie der Römer bilden können? Kurz, sollte es den Neueren vorenthalten sein, sich einen Geschmack nach ihren Fähigkeiten und Anlagen zu entwickeln? — Aber nein! Wir mußten uns in diese elende Trägheit versenken, damit unsere Nachkommen daraus einen Mangel unserer natürlichen Anlagen folgern können."

Also hierin finden Sie das Nachtheilige, welches der Geschmack an Alterthümern oder der antike Geschmack für uns haben soll?

„Um so mehr, weil es auf Rechnung unsers Ruhms geschieht."

Glauben Sie, daß der dabei etwas ver-

liert? Glauben Sie, daß unserer Würde ein Haar gekrümmt zu werden Gefahr laufe? Im geringsten nicht, oder Ihre Begriffe von der Art, wie wir die Alten nachahmen, müssen nicht die richtigsten sein. — Es giebt eine Nachahmung in der Manier, und eine in dem Wesen. Ich kann die Manier eines Künstlers nachamen. Ich kann den Ausdruck in den Leidenschaften, die Grazie in den Figuren, die Hoheit in den Handlungen, die Natur in der Exposition von einem Künstler nachahmen d. h. mich in seinen Geist hineindenken, das ihm Eigenthümliche und Idealische in ihm aufsuchen, seine Manier nachamen. Allein, ihm nachahmen in seiner Form und Gestalt, in ihm allein nur die Quelle der Kunst suchen, keinen Fingerbreit von ihm weichen und nur an seiner Komposition haften, heißt: ihm im Wesen nachamen. — Wie sehr ver-

ſchieden aber beide Wege ſind, werden Sie von ſelbſt einſehen. Daß wir dieſen bloß mit Geſchmack und jenen zugleich mit Genie betreten, daß wir hier bloß am Urbilde uns halten, dort aber von unſerer Erfindung Eigenes hinzuthun, Wahl im Schönen und Vollkommenen anſtellen und treffen, alles dies werden Sie ſich ſelbſt entwickeln können.

„Und wenn ich dies begriffen habe?"

So werden Sie eine Anwendung auf uns machen können. — Sie werden einſehn, daß auch wir die Manier von den Alten entlehnt, nicht ihr Weſen, daß auch wir mit Genie nachgeahmt, ob ſie uns gleich unſern Geſchmack gebildet.

„Wenn ſich dieſe Anwendung nur machen ließe!"

Ich glaube, Sagten ſie nicht ſelbſt, daß unſere Künſtler und Dichter von der Mythe-

logie des Alterthums belebt seien? — Heißt das aber nicht, daß Dichter und Künstler die Alten nachgeahmt? Und was halten Sie von dieser Nachahmung? Ist Sie es in der Manier oder in dem Wesen? Ich wette zehen gegen eins, sie glauben das Letzte.

Und wenn ich wirklich das Erste annehme?

So hätte ich gewonnenes Spiel! — Wenn wir bisher die Alten bloß in der Manier nachgeahmt, wenn wir uns bloß ihres Olymps bedienten, um unsern Werken der Kunst dadurch einen größeren Eindruck zu verschaffen so haben wir sie nicht sklavisch, nicht, weil es bei den Alten Statt fand, nachgeahmt, sondern, weil unser Genie mit dem ihrigen darin übereinstimmte. Und wir hätten, wenn Sie mir die Metapher erlauben wollten, unser Genie bloß mit den Schwingen des ihrigen versehen.

„Doch zugegeben: daß wir den Alten manches zu verdanken haben; so bleibt es eine Schwäche von unserer Seite, uns gänzlich an sie zu fesseln. Könnten wir uns denn nicht ebenfalls manigfaltige, neue Aussichten eröffnen?"

In der That! ich wüßte eben nicht, daß wir uns gänzlich an ihnen fesseln. Unsere Anhänglichkeit ist vielmehr in der Natur der Sache gegründet. Es frägt sich daher: ob eben die Aussichten, die wir eröffnen könnten, so manigfaltig und fruchtbar sein dürften, daß —

„Ich merke schon, Freund, Sie sind der eifrigste Anhänger der Alten, und daher mein ausgemachter Gegner. — Harduin wollte: daß alle Schriften der Alten von Neueren untergeschoben wären; Sie wollen: daß alle Werke der Neueren sich in den er der Alten wie-

derfinden ſollen; — behaupten: daß wir uns nicht an die Alten gänzlich feſſeln, da uns Thatſachen das Gegentheil beweiſen! — Wozu pflegen wir wohl noch immer die Mythologie des Alterthums, wenn nicht redende und bildende Kunſt bei uns ihren Hauptzweck dadurch zu erreichen ſuchten?“

Wie wollen Sie es denn, Freund? Unſere Mythologie ſoll wohl die Stelle der Alten vertreten? Nun möchte ich wohl wiſſen, ob zu einer ſolchen Reichhaltigkeit der Begriffe, Fruchtbarkeit der Formen, Modifikation der Handlungen, Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe, unſere Phantaſie auch Biegſamkeit genug haben möchte, um daraus eine Mythologie zu bilden, die füglich die Stelle der griechiſchen vertreten könnte. Nun möchte ich gerne wiſſen: ob wir auch für jede Modifikation der Natur eine idealiſche Gott-

heit bilden können, die eben ein solches fruchtbares Bild, ein solches für die Phantasie geschaffenes Prototypon abgeben könnte, als uns deren die Mythologie der Alten unzählige liefert? — Das, behaupte ich, sind die Klippen, woran unsere Mythologie ewig scheitern wird. Unsere Begriffe sind nicht idealisch genug, sie sind mehrentheils abstrakt. Wir halten uns mehr an dem Vorgestellten als an dem Gedachten. Daher werden wir nie eine Mythologie der Alten zur Welt bringen. — Sie sind nicht der Erste, der das Gegentheil behauptet, allein auch nicht der Erste, der nicht bloß mit Worten, sondern auch durch Thatsachen widerlegt wäre.

„Durch Thatsachen?"

Es käme auf eine Probe an. — Unter den Mythologien aller Nationen ragt diejenige wie ein Koloß hervor, die wir die griechi-

sche nennen. In Griechenland, wo die Phantasie mit der Vernunft, gleichsam Hand in Hand ging, wo man das Gebiet der einen nie auf Unkosten der andern schmälerte, und wo die Phanthasie auf der einen Seite sich auf eine solche Stufe erhob, wo sie nicht auszuschweifen und in das Enorme und Schwülstige zu verfallen Gelegenheit hatte, und auf der andern in ihrem Kampfe mit der nüchternen Vernunft nie unterlag, war es eigentlich, wo die rauhe und dunkele Mythologie der Aegypter, mit andern Kenntnissen, die dieses Volk ihm mittheilte, populärer, deutlicher und blühender ward. Dort ward sie geordnet und in ein solches Ganzes gebracht, daß sie allen, den Griechen eigenen, Ideen zur Basis und ihrer ganzen Denkart zum Leitfaden diente. Daher der Einfluß, den auf alle Handlungen und auf den Gang

der Vernunftentwickelung dieſer Nation ihre Mythologie hatte.

Ihre Vernunft ging mit der Phantaſie einen Weg, der ihren Geiſt nicht in den Zwiſt, in die Zweifelſucht und die folternde Antinome ſtürzte, worin uns und die mehreſten aufgeklärten Nationen, die Geiſtesentwickelung zu erhalten pflegt Es war bei den Griechen nicht bloß die Phantaſie, die ſich Bilder ſchuf, es war nicht eine erhitzte Einbildungskraft, die ihnen die Materialien dazu hergab; ſondern ihre denkende Kraft ſpielte auch eine große Rolle dabei. Und indem ſie mit einer ſolchen harmoniſchen Thätigkeit eine Mythologie entwickelten, waren alle die darin enthaltenen Bilder bloße anthropomorphiſtiſche Ideen oder durch die Phantaſie verſinnlichte Vernunftideen.

Daher konnten ſich ihre kraſſen und zere-

monellen Religionsübungen sehr wohl mit ihrer aufgeklärten und moralisch-geläuterten Denkart vertragen. Ihre Mythologie führt uns auf die erste Spur ihrer Art zu denken und zu handeln, enthält aufs Genauste alle ihre Grundwahrheiten der Religion und Grundsätze der Moral, und giebt uns daher den vollständigen Grundriß aller Prinzipien ihrer Philosophie

Tritt man nun mit diesen Ansichten zu der Mythologie der Griechen, und hält man dies für den einzigen Standpunkt, von welchem man ausgehen muß, um in ihren Geist einzudringen; so können wir wiederum von hieraus zwei Wege nehmen. Den einen, um den Geist der subjektiven, den andern um den der objektiven Darstellung derselben zu entwickeln.

Die subjektive Darstellung in der My-

thologie betrift die Art und Weiſe, wie ſie darüber gedacht, was ſie davon weggenommen und wiederum hinzugethan haben. Welche Form ſie, nachdem ſie gänzlich gebildet war, in den aufgeklärten und denkenden Köpfen erhielt. Wir finden, daß dieſe Mythologie, ſo ſehr ſie auch dem freien Denker einen Zaum angelegt zu haben ſcheinen mag, dennoch keinen griechiſchen Weiſen und denkenden Kopf verhinderte, ſeine Meinung und ſeine Reſultate darüber vorzutragen. Doch glaube ich mit aller Wahrſcheinlichkeit — wenn anders poſitive Gewißheit keine Stelle hier vertreten kann und auch nicht ſo leicht zu vertreten vermag — behaupten zu können: daß die Syſteme aller griechiſchen Weltweiſen ſo ſehr an jenen anthropomorphiſtiſchen Ideen hingen, daß ſie gleichſam ihrer Vernunft ein Symbol waren, worauf ſie nicht ſchwuren,

von ihrer Denk- und Empfindungsart über ohne ihr Zuthun ihnen als solches dargeboten ward. Ich behaupte daher ferner: daß alle Systeme, von Thales bis auf Pyrrhon, ihre Richtung von jenen Ideen erhielten, und wenn ihre verschiedenen Urheber solche mannigfaltige Resultate herausbrachten, dies mehr von der verschiedenen Richtung herrühren muß, die ihr Vorstellungsvermögen erhielt, die ihnen Anlaß gab, in die Natur und [illegible] nigfaltige Wirkungen, eine verschiedene Konstellation hinein zu philosophiren.

Die verschiedenen glücklichen Versuche, die schon einige helldenkende und scharfsinnige Köpfe angestellt haben, die mannigfaltigen Schulen und unzähligen Sekten der Griechen in den Grundprinzipien zu vereinigen, können uns die hier gemachten Bemerkungen bestätigen helfen. Und gewiß würden sie in ein

noch helleres Licht gesetzt werden können, wenn uns auch hier nicht, wie Sie sich, glaube ich, kühn ausdrücken, der nagende Wurm menschlicher Werke — die Zeit, die Data hierzu einigermaßen entzogen hätte.

Alle dogmatischen und skeptischen Raisonnements hatten also auf die Nation keinen Einfluß. Derjenige, der von dem anmuthigen Wege der griechischen Denk- und Handlungsart abwich, und den dornigten Weg der Philosophie einschlug, hatte daher gar nicht darauf Rücksicht zu nehmen: welchen Eindruck er wohl bei der Nation machen werde. Man verfolgte, man verketzerte ihn nicht. Und die Spinosas, Tolande und Berkeleys, die auch so ziemlich bei den Griechen anzutreffen sind, konnten ruhig den Weg unter ihnen fortwandeln, der ihnen bei uns so dornigt und ungangbar gemacht wird. Es

scheint beinahe, daß der ganzen Nation eingeprägt war, was der gute le Mettrie, als Wahlspruch einer jeden Gesellschaft empfehlen will: qui vit en citoyen peut mourir en Philosopher. Anders ließe sich sehr gut zeigen, daß dem Sokrates keineswegs der Giftbecher gereicht worden wäre, wenn er nicht einen Anytus zum Ankläger gehabt hätte.

So sehen wir, lieber Freund, bei den Griechen die Mythologie mit der feinsten Philosophie Hand in Hand gehen. So sehn wir beide aus einer Quelle, aus jenen Vernunftideen entspringen, die allen Verstandesbegriffen das Gepräge der Spekulation und allen Vorstellungen ein idealisches Ansehen ausdrücken.

Aus diesen letztern wollte ich Ihnen die objektive Darstellung der Mythologie herleiten, wodurch das Ideale und Metaphysische

ſo lebhaft und blühend dargeſtellt ward, daß der menſchliche Geiſt nicht Gelegenheit erhielt, ſich dabei in trockene Spekulationen zu verlieren, ſondern gewiſſe Urbilder gewahrte, bei welchem die Vernunft ſtehen bleiben konnte, und entweder das Problem aller Spekulation dadurch befriedigend aufgelöſt, oder der offene Kopf noch aufmerkſamer darauf gemacht wird. In dieſer Rückſicht war die Mythologie bei den Griechen ein Elementarwerk, das den menſchlichen Geiſt auf alle Situationen der Natur aufmerkſam machen ſollte. So war in dem ganzen jugendlichen Zeitalter dieſer Nation ihr ganzes Wiſſen, die Quelle aller Mythologie, und in ihrem blühenden, umgekehrt, die Mythologie, die Quelle ihres Wiſſens. Dort modifizirte die Vernunft alle Bilder der Einbildungskraft nach ihren Geſetzen. Hier

modifizirten diese Bilder die Vernunftgesetze.

Aus dem allen können wir uns das Eigenthümliche der Mythologie abnehmen. Sie entsteht nicht willkührlich, sondern entwickelt sich nach den Gesetzen der Vernunft. Sie ist ideal, weil sie nicht Bilder der Vorstellungskraft, sondern der Einbildungskraft enthält. Die objektive Darstellung dieser Bilder muß mit den Vernunftgesetzen keine Antinomie veranlassen, sondern sie müssen das der Vernunft wirklich sein, was sie der Vorstellung sind, keine wahren, wirklichen, sondern ideale, metaphysische Darstellungen. Das ist im eigentlichen Verstande Mythologie, und dies war sie im Ganzen genommen bei den Griechen.

„Wenn," fiel mein Freund hier ein, „ich Ihnen auch Ihre Idee von der Mythologie hingehen ließe, so wüßte ich nicht

daß dieſer die Griechen bloß ſollten ſo nahe gekommen ſein."

Aus ſehr guten Gründen kann ich behaupten: daß die Römer in ihrer Mythologie ſehr weit den Griechen nach ſtehen. Ich möchte beinahe ſagen: die Römer waren das der Mythologie, was die Scholaſtiker der Philoſophie waren. Man ſieht es ihrem Mythengeiſte an, daß er ſeine Ausbildung, ſeine Haltung einem fremden Lehrer zu verdanken hatte. Die Kompoſitionen deſſelben ſind gezwungen und ſteif. Das Ideale in ſeinen Darſtellungen verſteigt ſich mehr in Allegorie und Trope, von denen man nur ganz leiſe Spuren in den Mythen der Griechen antreffen wird. Die Mythologie derſelben enthält daher den Faden, nach welchem ſich der ganze Fortſchritt aller ihrer Ideen bei-

nahe verfolgen läßt, die der Römer aber war mehr ein nothwendiges Mittel, dem entgegen gesetzten Weg, den ihre thätige Kräfte einschlugen, eine Vormauer zu sein.

„Wollen Sie doch immer den Griechen den Vorzug geben! — Was möchten Sie wohl zu der Mythologie des Orients sagen?“

Hier kommen Sie, Freund, in die eigentliche Heimath der Allegorie. — Klima, Pflegma, die unstreitig Einfluß auf Denkart und Handlungsweise der Menschen haben, und die wir daher so verschieden unter allen Zonen antreffen, verrathen sich bei der Mythologie des Orients nicht weniger. Das Bildliche ihrer Mythologie verräth, daß ihre Phantasie die Vernunft besiegt. In ihrer Entwickelung einer Vernunftidee, sehen wir von allen Seiten die geschäftige Phan-

taſie, mit ihren Materialien zweilen, um ſie bildlich darzuſtellen. Daher das Zuſammengeſetzte und zugleich Unkarakteriſtiſche, das Enorme und zugleich Haltungsloſe in allen ihren Bildern. Die Ideen ſind gänzlich von ihren Darſtellungen getrennt, denen man es anſieht, daß es bloß um die Mühe zu thun war, die Ideen durch ſie zu verſinnlichen und bildlich darzuſtellen. Daher möchte ich vielmehr die Mythologie des Orients eine allegoriſche und die der Griechen hingegen eine idealiſche nennen.

„Ei! Ei! Sie kommen mir gar mit ſchulgerechten Diſtinktionen.“

Nun, da Sie mich einmal wegen meines Diſtinktionsgeiſtes ſchamroth gemacht haben; ſo mögen mir auch folgende Diſtinktionen entfallen. — Ich bemerke, daß man Mythe und Allegorie häufig verwechſelt, und

die erſtere ſehr oft für eine Unterart der letztern anſieht. Zwiſchen beiden findet ſich aber der fruchtbarſte Unterſchied. Allegorie iſt eine Figur, die etwas Gegebenes faßlicher, lebhafter und bildlicher der Phantaſie darſtellen ſoll. Neben der Allegorie müſſen wir daher das Gegebene aufſuchen, und es alsdann mit unſern Ideen verbinden. Ein Anderes iſt die Mythe. Sie wird nicht anſtatt etwas anderes geſetzt, ſondern ſie enthält Alles, was man wiſſen will. Die Allegorie gleicht einem Portrait, von welchem wir nicht entſcheiden können, ob es dem Urbilde gleich ſei, wenn wir nicht das Urbild ſelbſt kennen. Hingegen die Mythe gleicht mehr einem vermummten Urbilde, dem wir nur die Maske abzureißen nöthig haben, um es zu erkennen.

Eben ſo wünſchte ich auch, daß man den

Unterſchied zwiſchen Fabel und Mythe näher beſtimmte. Fabel iſt Etwas, das nie geſchehen: Mythe aber das wirklich geſchehen ſein ſoll. Man braucht die Fabel zum moraliſchen oder äſthetiſchen Zweck, um Etwas darzuſtellen, was ſein ſollte, oder was man anders betrachten ſoll; die Mythe aber um Etwas darzuſtellen, was wirklich iſt, oder um etwas darzuſtellen, was noch nie wahrgenommen worden. — Deshalb wünſchte ich, das man Mythologie im eingeſchränkten Sinne erklären ſollte, als ein Mittel zur Darſtellung gewiſſer Vernunftwahrheiten, und im eingeſchränkteſten Sinne als ein Mittel, die Ideale der Vernunft bildlich darzuſtellen. — Nach dieſer Beſtimmung würde die Mythologie der Griechen, wenn man auf das was vorher ſchon entwickelt worden, Rückſicht nähme, freilich immer den

Preis davon tragen. Allein man wird doch auch zugleich aufmerksam sein müssen, um richtig zu unterscheiden, was in der griechischen Mythologie eigentliche Mythe, Fabel und Allegorie ist.

„Sie gestehen also, daß die griechische Mythologie zugleich Fabel und Allegorie enthält?"

Das gestehe ich zu, behaupte aber zugleich: daß Allegorie und Fabel in der Mythologie eben ein solcher Zusatz sind, wie die spitzfindige und syllogistische Formen in der Philosophie. Sie machen nicht ihr Wesentliches aus, sondern sind ein Surrogat der höhern Kultur, die gern Alles verdeutlichen, ergründen und auflösen will, und die sie dadurch von dem, was ihrem Urbegriffe eigen ist, entfernen. Geht es nicht unserm ganzen Wis-

ſen ſo? Und ſollte die Mythologie hierin eine Ausnahme machen?

Der wahre Kenner der Mythologie, der helldenkende Kopf, wird alles Fabelhafte und Allegoriſche derſelben als wahres Spiel des Witzes, oder als Auswuchs einer lebhaften Phantaſie betrachten. Er wird gerade auf die Mythe zugehen und da Geheimniſſe in menſchlicher Geiſtesentwickelung auffinden, die ſeine Forſchungsgeiſt hinlänglich belohnen werden.

„Ich erröthe nicht, Freund, Ihnen zuzugeſtehen: daß der Gang, den ſie der griechiſchen Geiſtesentwickelung vorgeſchrieben, der wahrſcheinlichſte ſei. Doch gezwungen bin ich, Ihnen das von der einen Seite zu nehmen, was ich Ihnen auf der andern zugeſtand. Ich kann mich eben nicht überzeugen:

daß die Geistesentwickelung der Griechen überhaupt von der unsrigen verschieden sei."

Zuerst also von der Geistesentwickelung der Alten überhaupt. — Wenn man das Studium der Alten bloß übt, um ihre Worte oder einzelnen Ideen aufzufassen, so ist man mit dieser Erkenntniß noch nicht fähig, den Fortschritt und die Entwickelung ihres Geistes aus einem richtigen Gesichtspunkt zu betrachten. Der Horizont zu unsern Beobachtungen ist dabei viel zu sehr eingeschränkt, um den richtigen Weg aufzufinden. Derjenige aber, der Scharfsinn und Witz genug zu besitzen glaubt, alle Monumente des Alterthums mit den Geistesfrüchten der Neuern zu vergleichen, muß nach einer höhern Quelle hinaufsteigen, um das Homogene und Heterogene in ihnen richtig und treffend zu unterscheiden. Und diese Quelle ist der menschliche

Geiſt ſelbſt, den man nach allen Modifikationen, deren er fähig iſt, und nach allen Richtungen die er nimmt, kennen muß.

Beobachtet man nun den menſchlichen Geiſt, inſofern er in Thätigkeit geſetzt wird, oder ſich in Thätigkeit ſetzt; ſo wird man finden, daß er immer zwiſchen Wiſſen und Erkennen getheilt iſt. Wir werden aber zugleich wahrnehmen: daß, je höher der Grad der Erkenntniß, deſto geringer der des Wiſſens, und je höher der des Wiſſens, je geringer der der Erkenntniß iſt. Und kurz wir werden Wiſſen und Erkennen eben ſo ſelten in gleichem Grade zuſammen, als Witz und Gedächtniß antreffen. Jener Weltweiſe, der das scio ut nesciam zum Wahlſpruch ſeiner Philoſophie machte, konnte dies nur inſofern, als er das Wiſſen nicht zum Maßſtabe aller Erkenntniß machte. Und

er, der in seinem Zeitalter im Wissen hervorragte, konnte daher allen seinen Zeitgenossen den Maßstab angeben: daß Menschenwissen nicht die Bedingung aller Erkenntniß sei.

Nehmen wir nun auf jene Beobachtung Rücksicht, so werden wir finden oder als ausgemacht annehmen können, daß sowohl ein Mensch, als eine ganze Nation mehr nach Erkenntniß streben wird, je geringer, und weniger, je höher der Grad des Wissens in einem von beiden sein sollte. Außerdem kann ich als erwiesen voraussetzen, daß zur Erkenntniß eine gewisse Spontaneität oder Selbstthätigkeit des Geistes, allein zum Wissen eine Rezeptivität oder Empfänglichkeit desselben erfordert wird.

Ich fahre nun fort, die Geistesbildung, entweder durch Wissen oder Erkennen entstehen zu lassen, und behaupte zugleich, daß die

Bildung der Alten mehr durch Erkenntniß, die unſrige aber mehr durch Wiſſen entwickelt worden.

„Freund!“ fiel mein Gegner hier ein ſie ſcheinen ſich in unnütze Spekulation zu verwickeln. Das Wiſſen iſt eine unumgängliche Folge der Erkenntniß, und wir können eher nichts wiſſen als bis wir erkennen.“

Dieſe Bemerkung ſoll ohnfehlbar nicht mehr ſagen, als, daß kein Wiſſen ohne Erkenntniß beſtehen kann, wozu ich Ihnen noch den Satz einräume, daß keiner Erkenntniß im ſtrengſten Verſtande dieſer Name zukomme, wenn ſie nicht vom Wiſſen begleitet iſt. Allein hier ziele ich darauf hin, zu entſcheiden, ob zum Wiſſen oder zum Erkennen eine größere Thätigkeit des Geiſtes erfordert werde. Die Antwort hierauf wird ohnfehlbar zum Vortheil der Erkenntniß ausfallen. —

Wenn ich nun behauptet, daß die Bildung der Alten mehr durch Erkenntniß geschah, so wollte ich nicht mehr sagen, als: daß der Horizont ihres Wissens sehr beschränkt war. Sie mußten daher ihre Kräfte von selbst mehr anstrengen und von außen mehr angestrengt sehen. Hierdurch bildete sich in ihrem Geiste eine gewisse Lebhaftigkeit, welche durch die Phantasie immer mehr ausgebildet ward, je größeres Intresse und je höhern Genuß das Resultat der Erkenntniß schuf, und eine gewisse Originalität, die sich immer bei eigen erlangter Geistesbildung äußert.

So war ihre ganze Dauer ein Erkennen, mit welchem ihr Wissen gar nicht in Verhältniß zu bringen ist. Und so ging es von den Aegyptern bis zu den Griechen fort, welche auf dem Wege, den der menschliche Geist vom Erkennen bis zum Wissen zu-

rückliegen kann, es unter allen Nationen des Alterthums am weiteſten brachten.

„Nun, ſo geht es auch noch bei uns. Auch wir wandeln immer vom Erkennen zum Wiſſen.“

Durch einen voreiligen Einwurf ſollen Sie mir zum wenigſten nicht meine Ideen entkräften. — Ich war bei den Griechen. Die Römer waren die erſten unter den alten Nationen, die ihre Bildung durch Wiſſen erhielten. Griechenland war das für Rom, was Gibraltar, jener unüberwindliche Felſen, für die Britten iſt. Dieſer dient ihnen, ihre Flaggen vor den Unfug marokkaniſcher Piraten zu ſichern, jenes diente ihnen, die Auswüchſe ihrer Geiſteskultur und das Unkraut, das ſich in ihrer Erkenntniß niſtete, auszujäten. — Bei keiner Nation fing ſich aber die Erkenntniß ſo durch Wiſſen an, als

bei jenen Barbaren, die aus Begierde ihren Spielraum zu vergrößern, gleich einem griechischen Phalanx hervordrangen, und alle Kultur des südlichen Europa zu zertrümmern droheten. In dem Laufe ihrer Eroberungen wurden sie erst mit ihrer Würde allmählig bekannt. Nach und nach suchten sie sich alle Künste der Griechen und Römer eigen zu machen.

Mit dieser ihrer Bildung verlor sich aber zugleich, die einem jedem Volke damals eigen gewesene National-Denkart, und das einem jeden dieser überwindenden und überwundenen Völker eigenthümlich gewesene Genie. Deshalb entwickelte sich immer mehr der Nachahmungsgeist unter den Menschen. Das Originelle und Urbildliche verlor sich. Die Menschen legten sich stillschweigend eine Despotie auf, so daß man, in dem neuern

Europa zum wenigſten, an keiner Nation eine eigenthümliche, originelle Geiſtesbildung, wie bei den Alten, wahrnemen wird. Es iſt daher wohl der ausgemachteſte Satz, der je exiſtirt: daß keine Erkenntniß, die eine Nation urſprünglich entwickelt, mit dem gleichkommt, was ſie dazu wiſſen muß, wenn ſie anders unter allen Nationen ſo hervorragen will, wie die griechiſche ehemals unter allen gleichzeitigen hervorragte.

„Hieraus folgern Sie nun wohl, daß wir Neueren, einen unrechten Weg zur Geiſtesbildung eingeſchlagen."

Keinesweges! Daß aber der Weg, den wir genommen, nicht derſelbe iſt, den die Griechen eingeſchlagen, dies kann ich mit füglichen Gründen durchſetzen. Die Griechen gingen mehr ſynthetiſch bei ihrer Bildung zu Werke, wir mehrentheils analytiſch.

Der Vorrath von Kenntniſſen, den wir vorfinden, war groß, und darunter waren und ſind noch viele, die mit unſern Anlagen und Neigungen gar nicht zu verbinden ſind. Dies gab Gelegenheit, unſere Urtheilskraft zu üben. Unſer Geiſt gewöhnte ſich daher immen mehr ans Wählen als ans Schaffen, und unſerer Phantaſie wurde dadurch eine Feſſel angelegt, die ihre ganze Schwungkraft beinahe vernichtete.

Man bemerkt den Einfluß, den dieſe Geiſtesrichtung auf unſere ganze Denkart hatte, noch bis jetzt. Wir wandeln immmer von Einzelnen zum Allgemeinen, anſtatt, daß die Griechen vom Allgemeinen zum Einzelnen herabſteigen. Wir abſtrahiren da, wo jene idealiſirten. Am auffallendſten iſt der Einfluß derſelben auf diejenige Künſte und Wiſſenſchaften, die ſich mit dem Schönen be-

ſchäftigen. Wo iſt der Geiſt der Griechen, der alle ihre Werke der Kunſt belebte, und den der Kenner beim erſten Anblick an ihnen wahrnimmt? Wo iſt jenes Ηεοτοτυπον das Künſtler und Dichter gemeinſchaftlich belebte?

Unſere mehrſten Werke der Kunſt, verrathen mehr den Geiſt der Reflektion und der Beobachtuug. Daher hat ein jedes unſerer Werke der Kunſt, ſo zu ſagen eine verſchiedene Manier, anſtatt daß in allen griechiſchen Werken der Kunſt immer eine Hauptmanier herrſcht. Dies geht ganz natürlich zu. — Dieſe Manier war eben der Geiſt, der ihrer ganzen Staatsverfaſſung eigenthümlich war, der alle ihre politiſchen, häuslichen und gottesdienſtlichen Handlungen beſeelte. Daher der Einfluß, den ihre Dichter und Künſtler

auf sie haben, daher der Eindruck, den alle ihre Werke auf sie machen konnten.

„Wohlan, Freund! Hier geben Sie selbst einen Grund an, weshalb ich wünsche, daß wir uns gänzlich vom Geiste der Griechen entfernen sollten."

Wodurch ersetzen wir ihn aber? Gewiß mit einem uns eigenthümlichen, werden Sie behaupten. Wo finden wir ihn? Vielleicht dort, wo ihn der scharfsinnige Möser fand? Dort in jenen Zeiten des Faustrechtes, wo die Neueren das größte Gefühl der Ehre, die mehrste körperliche Tugend und eine eigene Nationalgröße gezeigt haben? Ich möchte gerne diesem Geist des Mittelalters bei uns Verehrer wünschen, aber, eben unsere Art zu denken und zu handeln, unsere ganze politische Verfassung muß uns belehren, daß ein solcher allgemeiner Geist uns nicht mehr zu Theil

werden kann, und überhaupt kein Interesse mehr für uns hat.

Doch vielleicht durch jene Frucht unsers idealischen Geistes, durch unsere Mythologie? — Ich kann wohl, nach demjenigen Bilde, was ich Ihnen von unserer Denkart, und von der wahren Mythologie, wenn auch nur, in Profil gezeichnet, gerade zu behaupten, daß bei uns Abstrakta für Ideale und Allegorien für Mythologien gangbar sind.

„Und die Mythologie unsers Klopstocks?"

Ist nicht unsere, sondern Mythologie des Orients.

„Nun wohl! Diese ist uns ohnfehlbar eigenthümlicher, wie die der Griechen. Wie vieles haben wir nicht vom orientalischen Geiste Angeerbtes ins unserer Denkart."

Diejenige Ideen, die uns vom Orient anklieben, sind von der Art, daß sie für die Kunst am wenigsten brauchbar sind, und die Wirkung, die Klopstock bei uns damit hervorbringt, geschiehet nicht durch sie selbst, sondern durch den phantasierenden Schwung seiner Gedanken, wodurch er für seine Maschinen ein gewisses Interesse erweckt, daß sich nach den mannigfaltigen Empfindungen, die er uns erregt, modifizirt. Im übrigen fehlt es den Bildern seiner Mythologie an aller Bestimmtheit. Entblößt von den erhabenen Farben, die er ihnen aufträgt, bleiben sie in ihren Umrissen alle ziemlich einförmig. Ein jeder Dichter oder Künstler muß immer von neuem Schöpfer sein, um diese Maschinen darzustellen, oder sie zu seinem Zwecke zu gebrauchen. Wir finden daher auch, daß sie sich gar nicht mittheilen lassen, daß sie kein

Dichter, nach ihm, aufgefaßt, weil das, was er daran gebildet, nur seinem Geiste, aber nicht dem unsers Zeitalters eigen war. Klopstock war so zu sagen ein orientalisches Genie, das die Kritik der Griechen und der Neueren bildete, und das bei allem dem für unser Zeitalter etwas Heterogenes und Eigenthümliches beibehielt.

„Nun möchte ich wohl wissen, Freund, was die Mythologie der Griechen mit uns Homogenes hat."

Die Mythologie der Griechen ist vors erste blühender, biegsamer und fruchtbarer, bildender als jede andere. Diese unerschöpfliche Ideenquelle schmiegt sich daher so sehr an unsern Reflektionsgeist, macht ihn gefühlvoller, blühender und biegsamer und belebt so zu sagen die Phantasie, daß derjenige gewiß äußerst stumpfsinnig sein muß, der ihren Einfluß

auf unsere Dichter und Künstler nicht erkennen sollte. Zweitens ist sie gleichsam eine Sprache der Phantasie, die unserm Abstraktionsgeiste ähnlich ist, in welcher er sich, wenn er sich dorthin versteigt, so ziemlich immer wiederfindet, nie zu weit von seinem Wege abgeführt wird, und dadurch gleichsam eine Panazee ward, die der trägen Phantasie der Neueren aufhalf, und in ihr etwas mehr bildende Kraft entwickelte.

„Und hierzu glauben Sie, wäre unsere Mythologie nicht zureichend?"

Wenn es höchster Zweck der Kunst ist, alle Empfindungen zu individualisiren, sie in ihren mannigfaltigen Nüanzen darzustellen, und kurz sie deutlicher und für uns erkennlicher zu machen; wenn ihre höchste Energie darin besteht in uns ein gewisses analytisches Gefühl dafür zu entwickeln, uns menschlicher,

geſchmeidiger, polizirter und geſchliffener zu machen, und uns alles das näher unter die Augen zu rücken, was ſich in dieſem Gewühl von mannigfaltigen Neigungen und Leidenſchaften vor uns verliert, was ſich in dem unaufhörlichen Fluß von Empfindungen und Bewegungen, die unſer Inneres durchkreuzen, wie ein Chaos uns dargeſtellt, ſo glaube ich, daß ſich kein energiſcheres Mittel hierzu auffinden laſſen dürfte, das der griechiſchen Mythologie gleich zu ſetzen wäre.

Daß hierbei unſere etwanige Mythologie gar in keine Betrachtung kommen kann, das werden Sie mir, wenn Sie ſich an das, was ich darüber geſagt, zurück erinnern, wohl eingeſtehen. Nehmen Sie nur einen Amor der Griechen in Betrachtung. Welche Mannigfaltigkeit, welchen Reichthum von Empfindungen vermag der Künſtler oder Dichter nicht

durch ihn auszudrücken! Dieſe einzige anthropomorphiſtiſche Idee iſt ſchon eine unerſchöpfliche Quelle für die Kunſt und wiegt beinahe alles das auf, was eine jede Mythologie in dieſer Rückſicht leiſten dürfte.

„So muß ich die Neueren doch immer von Ihnen zurückgeſetzt ſehen.“

Zurückgeſetzt? Mit Nichten! Im Gegentheil, hierin werden mir eben immer die Neueren ſchätzbar bleiben, wenn ſie allen Egoismus auf die Seite räumen, und dasjenige zu erhalten und zu vervollkommen ſuchen werden, was ihre Vorfahren Schönes und Gutes hinterlaſſen.

„Und dabei das Neuere vernachläſſigen.“

Freund! Wer Indiens Schätze nach Norden verpflanzen könnte, würde als ein zweiter Hermes geachtet werden. Doch wenn dieſer Hermes, um ſeiner Zauberkraft bei uns

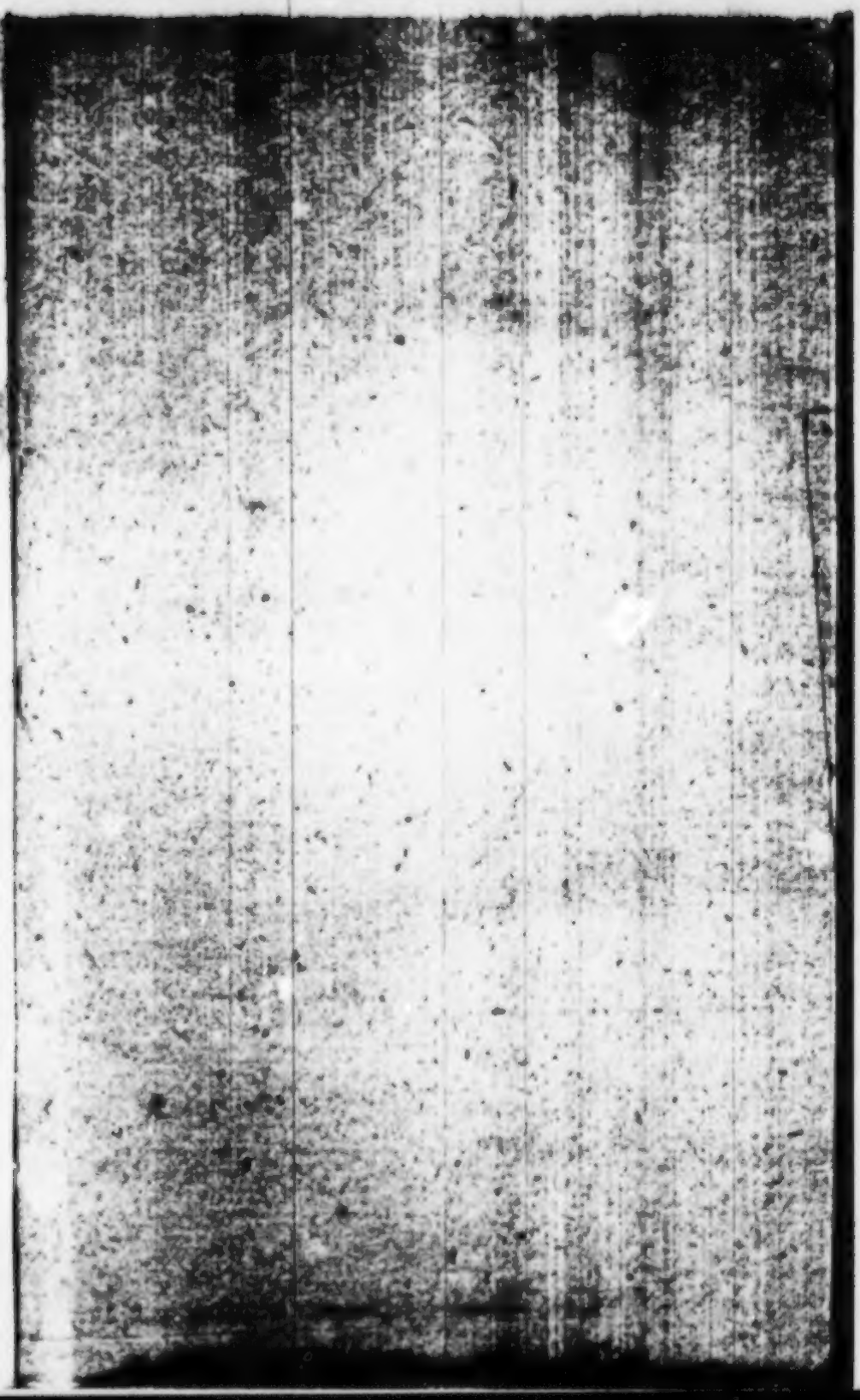
mehr Glauben zu verschaffen, jene Schätze bloß im Norden aufsuchen wollte, und sie uns von da aus nur kärglich verlieh, würden wir gutmüthig genug sein, sie, die uns zu großes Bedürfniß worden sind, nicht mehr von Indien zu holen? — Ich zweifle.

Der blinde Verehrer.

Unter der groſsen Anzahl von Verehrern, die Petrarca bei seinem Leben zählte, könnte man gewiſs einen blinden Sprachmeister zu Potremeli im Toskanischen oben an stellen. Kaum vernahm er, daſs der Dichter auf eine Einladung sich in Napoli beim König Robert aufhielt, so ließ er sich nicht abhalten, zu Fuß eine Reise dahin anzutreten. Allein Petrarca war bei seiner Ankunft schon abreist, er erfährt, daſs der Dichter den Weg nach Parma genom-

men, und er eilte ihm dahin nach. Dort traf er ihn auch, und kaum war er ihm nah, so sagte er ihm mit entzückenden Nachdruck: er komme, um einen Kopf umarmen zu können, der so herliche Ideen hervorgebracht hätte, und die Hand zu küssen, die Dinge geschrieben, die ihm das reinste Vergnügen gemacht. Ein Haufe von Neugierigen hatte den Blinden begleitet. Als dieser nun in dem Anfall von Entzückung, in welche er gerieth, endlich Petrarca äusserte: „ich fürchte euch zur Last zu fallen, aber ich kann es nicht satt werden, Euch zu sehen;" so erregte das Wort sehen unter dem umstehenden Haufen ein Lachen. Der Blinde kam darüber nicht außer Fassung, er wandte abermals sich gegen Petrarca und sagte ihm: „was meinet Ihr? Seh' ich Euch nicht besser als alle diese Gaffer

die euch mit beiden Augen betrachten?"

Diese Aeusserung des blinden Sprachmeisters hört man immer und vielleicht am meisten heutiges Tages aus dem Munde blinder Verehrer gewisser Methoden oder Moden im Reiche des Wissens. In dem Munde des blinden Sprachmeisters hatte sie einen tiefen Sinn, aber was soll man sagen, wenn man sie vom Sehenden gegen Sehende gebraucht findet.

Das ἀνὰ ἰφα der Jünger genialischer Köpfe gleicht ganz dem Ohrenschmuck der Weiber. Er erscheint in verschiedener mannigfaltiger Form, bleibt aber nichts als Ohrenschuck. Hier sehen wir diese Verschiedenheit, dort — hören wir sie.